

**Helmut
Thielicke**

**Wie
die Welt
begann**

**DER MENSCH IN DER
URGESCHICHTE DER BIBEL**



HELMUT THIELICKE

WIE DIE WELT BEGANN

HELMUT THIELICKE

WIE
DIE WELT
BEGANN

DER MENSCH
IN DER URGESCHICHTE
DER BIBEL



QUELL-VERLAG STUTTGART

Übersetzungen dieses Werkes in

USA

ENGLAND

DÄNEMARK

SCHWEDEN

HOLLAND

**In dieser Ausgabe sind die beiden ersten Kapitel leicht gekürzt
und die Abschnitte der Originalausgabe »Am Anfang«, »Das Autogramm
Gottes«, sowie das »Nachwort für theologische Leser« nicht enthalten.**

Copyright © 1960 by Quell-Verlag Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 1964

63.—92. Tausend der deutschen Gesamtauflage

Umschlag: Robert Eberwein

Gesamtherstellung: Graphische Betriebe Ebner, Ulm/Donau

INHALT

| | |
|---|-----|
| Die Zeugen der Urzeit | 7 |
| Das Licht über der Welt | 19 |
| DIE ERSCHAFFUNG DES MENSCHEN | |
| I Der Mensch – das Risiko Gottes | 31 |
| II Schöpfung und Entwicklung, Glaube und Wissenschaft | 44 |
| Sinn und Ordnung der Geschlechter | 58 |
| Der große Sabbat | 72 |
| DIE GESCHICHTE VOM SÜNDENFALL | |
| I Wie das Böse in die Welt gekommen ist | 87 |
| II Der Brückenkopf des Versuchers | 101 |
| III Schuld und Schicksal | 116 |
| IV Das Geheimnis des Todes | 134 |
| DIE GESCHICHTE VON KAIN UND ABEL | |
| I Der Kain in uns | 148 |
| II Wo ist dein Bruder Abel? | 162 |
| III Der ungeborgene Mensch | 177 |
| DIE GESCHICHTE VON DER SINTFLUT | |
| I Sintfluten und Sintbrände | 191 |
| II Noah – das Abenteuer des Glaubens | 207 |
| DER TURMBAU VON BABEL | |
| Die Angst vor dem anderen | 224 |
| UMRISSE EINER NEUEN WELTORDNUNG | 239 |

Die Welt

ist die ewige Karikatur dessen,
was sie sein sollte.

MARCEL ACHARD

Gottes Natur ist,

daß er aus nichts etwas macht.

Darum: Wer noch nicht nichts ist,
aus dem kann Gott auch nichts machen.

MARTIN LUTHER

Mich geht nicht das Gewesene

in seiner Gewesenheit an,

sondern das Gewesene als Gegenwärtiges...

Ich strebe in Adam hinein,

ihn und mich selbst zu enträtselfen.

GERHARD NEBEL

Die Zeugen der Urzeit

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.

1. MOSE 1, 1. 2

Als es bekanntgeworden war, daß ich in einer fortlaufenden Reihe von Reden die biblische Schöpfungsgeschichte behandeln wolle, erhielt ich einen Brief, in dem mir der Absender mit schöner Offenheit folgendes kundtat: »Was wollen Sie überhaupt von der Schöpfung wissen? Wer ist denn dabeigewesen? Es hat doch keine Korrespondenten gegeben, die dieses Wort ›Es werde‹ mitangehört hätten! Die Bibel tut aber so, als stelle sie einen Augenzeugenbericht zur Verfügung.«

Ich halte diese Frage für ernsthaft und auch für vernünftig. Wenn wir sie bedenken, verfolgen wir sogar eine Spur, die uns dem Schöpfungsgeheimnis selbst näherbringt.

Eines stimmt natürlich: Reporter und Augenzeugen hat es nicht gegeben. Von denen können also die ersten Sätze der Bibel in der Tat nicht stammen. Aber vielleicht sind es antike Wissenschaftler, die hier ihre Gedanken über die Entstehung der Welt in ähnlicher Weise niedergelegt haben, wie das die heutigen Geologen oder Astronomen ja auch tun — selbst wenn diese natürlich viel moderner, viel kritischer und mit unvergleichlich feineren Forschungsmethoden dabei zu Werke gehen —?

Mit dieser Annahme würden wir jedoch auf eine abwegige Spur geraten, denn um ein Interesse am bloßen Anfang oder an der Vorzeit geht es der Bibel überhaupt nicht. Sonst müßten

ihre *Fragestellungen* ganz anders lauten. Das können wir an manchen Weltentstehungsmythen beobachten, denen es tatsächlich — wenn auch nicht nur — um die Frage nach dem Anfang geht:

In denen heißt es zum Beispiel, daß die Welt von den Göttern gemacht oder gezeugt worden sei. Aber die Frage nach dem *Allerersten* drängt doch noch weiter zurück und nötigt zuletzt das Problem auf: Und wer hat die *Götter* gemacht? Auf diese Weise kommt man zu immer weiteren Ahnentafeln, zu immer graueren, in der Ferne verschwimmenden Urzeiten und zu immer dünner punktierten Linien. Der Blick des Menschen strengt sich gleichsam verzweifelt an, die Schleier der Urzeit zu durchdringen. Schließlich aber muß man in der äußersten zeitlichen Ferne dann *doch* einmal haltmachen, genauso wie das Fernrohr des Astronomen am Ende einmal bei letzten Sternennebeln ankommt, hinter die es nicht mehr greifen kann. Zeit und Raum lassen uns die Grenze unseres Beobachtungsfeldes innerwerden. Und selbst die Spekulationen unserer Vernunft haben keinen unbegrenzten Aktionsradius.

Nun ist es sehr merkwürdig, daß der Verfasser der ersten Seiten der Bibel nichts von diesem angestregten Blick in die Urzeit verrät. Man spürt selbst »zwischen« den Zeilen nicht die leiseste Andeutung etwa der Frage, was Gott denn *vor* der Schöpfung gemacht und getrieben habe, und womöglich noch, woher er selber stamme. Als Luther einmal von jemand gefragt wurde, womit sich Gott eigentlich beschäftigt habe, bevor er die Welt gemacht hätte, gab er ihm die drastische Antwort: Er hat Ruten geschnitten, um neugierigen Fragern damit eins überzuziehen.

So fällt also auch diese Möglichkeit aus, um den Schöpfungsbericht zu erklären: Ein wissenschaftliches Interesse kann es nicht gewesen sein, sonst müßte man den Versuch bemerken, den Bohrer noch tiefer ins Urgestein der Welt hineinzutreiben und noch hinter das Schöpfungswort zurückzugehen.

Diese Texte verfolgen ein ganz anderes Interesse: Sie wollen deutlich machen, was es für mich und mein Leben heißt, daß Gott am Anfang und am Ende steht und daß alles, was in der Welt geschieht — mein kleines Leben mit seinen Kummernissen und Freuden, und auch die große Weltgeschichte, die von den Menschen der Steinzeit bis zum Atomzeitalter reicht — daß dies

alles sozusagen ein Gespräch ist, das von dem Atem Gottes umschlossen, getragen und behütet ist.

Darum kommt die Frage nun noch einmal und eher verschärft auf uns zu: Wenn es keinen Reporter gegeben hat und auch keine Wissenschaftler hier am Werke sind — wer spricht denn dann überhaupt? Welche Legitimation soll denn ein Mensch haben, einfach zu behaupten: »Am Anfang schuf Gott...«, und weiter: »Gott sprach, es werde...« — ?

Ich möchte diese Frage sogar noch erweitern. Menschen, die gern glauben möchten, kommen noch über vieles andere in der Bibel schwer hinweg, sind darüber vielleicht verzweifelt und winken schließlich resigniert ab. Mit welchem Recht wird zum Beispiel vom Ende und vom Jenseits gesprochen? Wer ist denn *hier* dabeigewesen: beim Jüngsten Gericht, bei der Auferstehung der Toten, im Himmel, in der Hölle und in der Region der Entschlafenen? Ist das alles nicht eine Orgie von Träumereien, und sind hier nicht Menschen am Werke, denen es an der nötigen Bescheidung fehlt, die ihre Gedanken gleichsam herumvagabundieren lassen und deren Phantasie offenbar zu bunte Blüten treibt? Sollten sie sich nicht lieber konzentrieren auf das, was sie *heute* zu tun haben? Sollten sie sich nicht besser auf das Diesseits und ihren Alltag beschränken, »im Endlichen nach allen Seiten« gehen und das Unerforschliche im besten Fall schweigend verehren?

Wir haben im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus eine großartige Illustration für diese Frage*. Wir erinnern uns an die entscheidenden Züge: Der hartherzige Reiche sinkt nach dem Tod in die Qual ewiger Gottesferne. Der arme Lazarus aber kommt in Abrahams Schoß, wo er die Herrlichkeit Gottes sehen kann. Als nun der reiche Mann so in der Qual seiner Verstoßenheit — allein und hoffnungslos mit lauter verspielten Karten — dahinleidet, da spürt er zum ersten Mal so etwas wie Liebe. Er denkt nämlich an seine fünf Brüder und daran, daß ihnen in ihrer Ahnungslosigkeit und in ihrem Leichtsinn ein ähnliches Schicksal widerfahren könnte wie ihm, der nun in der Hölle schmachten muß. Und jetzt berichtet das Gleichnis einen Vorfall, dessentwegen ich es hier zitiere:

Es folgt nämlich ein leidenschaftliches Zwiegespräch des reichen

* Vgl. »Das Bilderbuch Gottes«, Originalausgabe, S. 49 ff.

Mannes mit dem Vater Abraham, ein Zwiegespräch sozusagen zwischen Hölle und Himmel. In diesem Dialog ist plötzlich das hörbar, was ich den Schrei des reichen Mannes nach dem Reporter nennen möchte. Er sagt nämlich: »Bitte, Vater Abraham, schicke meinen fünf Brüdern einen Sendboten, um sie zu warnen, damit sie nicht ihre Lebensentscheidung verfehlen.« Abraham aber antwortet: »Nein, das ist unmöglich! Sie haben ja die Gottesmänner, Mose und die Propheten. Durch die können sie alles Nötige erfahren.« Der reiche Mann aber erwidert (ich ändere die Formulierung dabei ein wenig, ohne aber den Sinn anzutasten): »Nein, Vater Abraham! Wenn du einen Reporter aus dem Totenreich schicktest, der ihnen einen Originalbericht gäbe, wie sich unsere irdischen Entscheidungen im Jenseits auswirken, dann würden sie hören.« Abraham aber lehnt das ab: »Hören sie die Propheten nicht und verschließen sie sich dem Wort Gottes, dann werden sie auch nicht auf solche Reporter hören.«

Dann ist Schluß. Der Dialog ist aus. Um den Mann in seiner Verstoßenheit wird es wieder stumm, und er sinkt in sein ewiges Brüten zurück.

Reporter über Anfang und Ende und »Drüben« gibt es also nicht. Das wußten die aufgeklärten Leute von heute ja schon immer. Aber daß die Bibel es auch weiß, ist zum mindesten interessant.

Ich finde, jetzt ist unsere Frage erst recht erregend und beinahe sensationell: Wie kommt die Bibel, *wenn* das alles so ist, zu ihren Worten über den Anfang und das Ende und das Drüben? Genügt es wirklich, daß Mose und die Propheten und die Gottesmänner davon gesprochen haben?

Im Grunde ist die Antwort darauf sehr einfach. Die biblischen Menschen wissen etwas davon, wer Gott ist. Sie wissen es deshalb, weil Gott so freundlich war, sich Menschen zu suchen, denen er sich erschloß und die er zu seinen Freunden machte. Auf diese Menschen deutet Jesus, wenn er von Mose und den Propheten spricht. Ist aber einmal so etwas geschehen und hat es wirklich Menschen gegeben, die in der Nähe Gottes gelebt und geatmet haben – wir spüren noch heute, wenn wir diese Geschichten lesen, das Aufregende und zugleich den unsagbaren Frieden solcher Gottesbegegnungen, die uns da erzählt

werden —, dann können sie gar nicht mehr anders als nun alles, was sie erleben, im Lichte dessen zu sehen, was ihnen in der Nähe Gottes aufgegangen ist.

So entstehen die Schöpfungs- und Naturpsalmen, und dann auch die Lieder unseres Gesangbuches, in denen wir Gott loben, weil er Mond und Sterne regiert, weil er es immer wieder Frühling werden läßt und weil uns eine so schöne Welt umgibt.

Aber auch dann, wenn der Knecht Gottes Hiob durch Katastrophen Haus und Hof verliert, wenn ihm seine Kinder sterben und wenn Krankheit und Verzweiflung über ihn hereinbrechen, kann er das nicht mehr dumpf und passiv über sich ergehen lassen, so wie ein krankes Pferd einfach als stumme Kreatur leidet, sondern dann muß er auch *das* wieder sofort in eine Beziehung zu Gott bringen, muß er mit diesem Gott rechten, sich mit ihm auseinandersetzen und ihm die Frage entgegenschleudern: Warum läßt du das alles zu? Ich habe dir immer treu gedient. Hast du denn gar kein Gefühl für Gerechtigkeit? Warum treibst du Schindluder mit mir?

Dadurch also, daß Hiob so alles, was er erlebt und erleidet, auf Gott beziehen muß, werden seine Leiden nur noch größer und abgründiger. Denn das Schlimmste sind für Hiob ja gar nicht seine juckenden Schwären, seine geschäftlichen Verluste und seine Familientragödie. Dagegen könnte vielleicht noch ein stoischer Gleichmut helfen. Das Aufwühlende und Quälende bei ihm kommt erst dadurch zustande, daß er Gott nicht mehr *begreift*, daß er irre an ihm wird und dadurch ins Leere und in die Sinnlosigkeit stürzt.

So ist es doch auch bei uns: Alles, auch das Schlimmste in unserem Leben, können wir einigermaßen und mit einer gewissen Tapferkeit ertragen, wenn wir es »annehmen« können und einen Weg entdecken, um uns damit abzufinden. Aber es wird unerträglich und kann uns an den Rand des Wahnsinns bringen, wenn wir *keinen* Sinn mehr in dem finden, was wir leiden müssen, wenn wir damit hadern und uns die Frage überfällt: Warum geschieht das gerade *mir*, warum werde *ich* von Pechsträhnen verfolgt, während andere, die keine Spur besser sind, immer wieder auf die Füße fallen und alles für sie genau richtig arrangiert ist? Krebs allein ist schon schlimm. Aber wer darüber hinaus noch mit der Frage fertig werden muß, warum Gott ihn zuläßt, hat noch Schwereres zu tragen.

In solchen Lebenslagen, die jeder kennt, setzen wir uns im Grund mit Gott auseinander. Wer Gott einmal begegnet ist, kann gar nicht mehr anders, als sich ständig und in allen Situationen so mit ihm auseinanderzusetzen: ihm einerseits zu danken für viele Erfüllungen in seinem Leben; andererseits aber auch zu protestieren, wenn Gott zu versagen scheint; ihn zu bitten, wenn wir Wünsche haben, aber ihn auch zu warnen, falls er sie nicht erfüllen sollte.

Die Bibel, dieses so überaus menschliche Buch, ist ja erfüllt von einem summenden Stimmengewirr, von Lauten der Freude und des Haders, des Dankes und des Protestes, der Verzweiflung und des Lobes. Das kommt da her, daß die biblischen Menschen — Adam und Abraham, Hiob und Jesaja, Petrus und Judas und wie sie alle heißen — gar nicht mehr anders können, als alles, was sie erleben und durchmachen, von Gott anzunehmen oder aber auch die Annahme zu verweigern und also zu streiken. Sie können die Dinge gar nicht mehr einfach so hinnehmen, wie sie sind, um dann mit dickem Fell und »wurschtig« gegenüber dem Zufall und dem Unabwendbaren einfach so weiter zu trotten. Sondern alles, was sie erleben, gerät in das Kraftfeld ihrer Begegnung mit Gott. Es wird leichter durch ihn, aber manchmal auch schwerer.

Ist einem Gott erst einmal so zum Thema des Lebens geworden, dann wird dieses Leben sehr aufregend. Es wird sogar abenteuerlich. Man weiß nicht, wie Gott einen führen wird, und was er sich dabei denkt. Und es kann einen sehr umtreiben, ja es kann sehr dramatisch sein, sich zu überlegen, daß Gott einerseits mein Vater sein und mir die Treue halten will und daß andererseits vieles, was ich erlebe, doch so ganz anders aussieht und oft genug mehr als Schicksal und Zufall denn als sinnvolle Führung wirkt. Wem Gott zum Thema geworden ist, dem wird alles, was er erlebt, zu einer Frage und zu einem Appell an das Vertrauen. Darum ist das Leben des Christen so aufregend, und darum kennt er nicht die Langeweile der Nihilisten.

Das alles muß man sich klarmachen, um nun die *Botschaft* der Schöpfungsgeschichte zu verstehen. Denn nun stellen diese Menschen, denen Gott begegnet und denen er zum Schicksal geworden ist, begreiflicherweise *auch* die Frage: Wenn Gott

der ist, als den wir ihn kennen — aus seinem Wort und aus allem, was wir im Kraftfeld dieses Wortes mit ihm erleben —, wenn Gott also der ist —: was bedeutet das dann für den Anfang und für das Ende der Welt; was bedeutet es für Diesseits und Jenseits, für Tote und Lebendige?

Wenn man die Fragestellung so sieht, dann verstehen wir ein Doppeltes:

Erstens: daß die Menschen der Bibel nicht mit angestrengtem Blick und mit biologischer und geologischer Neugier den Urnebel zu durchdringen versuchen, sondern daß sie ganz schlicht, sozusagen in rückwärts gewandter Prophetie, den Satz durchbuchstabieren: »Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit« —, und daß man dieses Lob Gottes — denn um nichts anderes geht es dabei — dann in jenen erhabenen Bildern des Anfangs und des Endes zum Ausdruck bringt, die uns aus den ersten Blättern der Bibel und aus der Offenbarung des Johannes vertraut sind.

Das *Zweite*, was einem bei dieser Fragestellung aufgeht: Alles, was diese Menschen am Weltanfang interessiert, ist nicht ein vorgeschichtlicher Weltzustand, sondern die Gewißheit: Hier, vor Grundlegung der Welt, beginnt schon die Geschichte einer großen Liebe und eines großen Suchens. Hier beginnen jene höheren Gedanken Gestalt zu gewinnen, die auch über meinem Leben gedacht werden. Längst ehe ich an Gott denke und ihn lieben kann, hat er schon an mich gedacht und mir in Liebe entgegengesehen.

Ja, ich höre noch mehr: Wenn der Mensch auch das Paradies der Schöpfung sehr bald verwüstet, wenn er es zum Kriegsschauplatz und zum Jammertal macht, so sind doch die gleichen Hände noch immer im Spiel wie damals in der ersten Stunde der Welt — strafend und segnend und zu Zielen leitend, über die ein weiser und sehr gütiger Ratschluß befunden hat. Und auch *mein* Leben wird von eben diesen Händen gestaltet und geführt, von diesen Händen, die schon im Morgendämmer der Welt den Gestirnen und den Blumen winkten und die es Tag und Nacht werden ließen.

So kann ich die Schöpfungsgeschichte gar nicht lesen, ohne mich immer mitgemeint zu sehen. Ich höre in jedem Vers, daß Gott auch *meiner* gedenkt und daß er es sich etwas kosten läßt, mich zu sich zu ziehen. »Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege,

Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.«

Weil die Menschen der Bibel um diesen Gott wußten, darum war ihnen gewiß — und sie suchten das in Bildern und Gleichnissen auszudrücken —, daß er die Welt geschaffen habe und auch am Ende stehen werde, wenn das Weltengrab sich öffnet und die Sonne ihren Schein verliert, und wenn Gott zum letzten Male rufen wird: Adam, wo bist du?

Daher also stammt die Aussage, oder besser: das Bekenntnis, wie es am Anfang der Welt zugegangen sei.

Wir müssen in der Schöpfungsgeschichte aber noch einen weiteren Zug zu entdecken suchen, an dem uns diese Verbindung zwischen dem Großraum der Weltentstehung und meinem kleinen Leben deutlich wird.

Gleich im zweiten Vers heißt es, die Erde sei wüst und leer gewesen, ehe Gott sein erstes Wort gesprochen habe. Das, was hier »wüst« und »leer« heißt, hat die Kirche von jeher als das Nichts verstanden, und sie hat diesen Vers darum immer so aufgefaßt, daß er besagen will: Gott hat die Welt aus dem Nichts geschaffen. Der Urtext gebraucht für das Wort »schaffen« deshalb einen Begriff, der niemals von einem menschlichen Tun gebraucht wird und der nur Gott als Privileg vorbehalten ist. Damit möchte der biblische Schriftsteller offenbar ganz Bestimmtes zum Ausdruck bringen:

Das, was Gott hier schafft und macht, ist von grundsätzlich *anderer* Qualität als alles, was etwa ein menschlicher Künstler oder ein Architekt schafft und macht. Wie arbeitet denn der Künstler, wenn er eine Plastik gestaltet? Er gestaltet dann doch vorhandenes Material, vielleicht Holz oder Stein. Er ist also in seinem Gestalten an das gebunden, was das Material hergibt. Er muß ihm das Bild gleichsam abringen; und der Stoff, dem er das Bild so abgewinnt, spricht immer mit. Das Material läßt ja nicht *alles* mit sich machen und setzt der Freiheit des Künstlers seine Grenzen.

Nun wird uns in unserem Text gesagt, Gott mache die Welt gerade *nicht* aus einem vorgegebenen Material, an das er gebunden wäre und dessen Eigenschaften er berücksichtigen müsse. Er schafft vielmehr aus dem Nichts; und also trägt das Geschaffene nur und ausschließlich die Spuren Gottes selbst

und ist ein schlackenloser und unverzerrter Abglanz seiner Gedanken. So vollzieht sich das Schaffen Gottes in souveräner Freiheit, die sich durch nichts beirren und begrenzen lassen muß.

Ich will versuchen zu zeigen, wie unerhört und ungewöhnlich diese Aussage der Bibel innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte dasteht: Untersucht man nämlich unter diesem Gesichtspunkt die außerbiblichen Schöpfungsmythen, so kommt man zu einem Ergebnis, das aufhorchen läßt. Der Satz, daß Gott die Welt »aus dem Nichts« gemacht habe, wird sonst nirgendwo ausgesprochen. Die Welt entsteht entweder aus einem Zeugungsvorgang oder wird aus vorgegebenem Material gestaltet. Und dieses Material ist in der Regel belastet und fluchbeladen. Es ist gleichsam kein »unschuldiges« Material wie ein Stück Lindenholz, sondern es hat meist schon eine düstere und schuldbeladene Geschichte hinter sich. Ich denke nur an eine der germanischen Schöpfungsgeschichten und ihre entscheidenden Züge:

Da ist die Welt aus dem Leichnam des Riesen Ymir gemacht, aus seinem Blut das Meer, aus der Hirnschale der Himmel und aus seinem Gehirn die Wolken. Eben dieser Riese Ymir nun, aus dessen Leiche die Welt gemacht wird, ist von Odin und seinen Brüdern ermordet worden, obwohl sie selbst von ihrer Mutter her mit Ymir verwandt waren und also einen frevlerischen Verwandtenmord begangen haben. Die Entstehung der Welt hat so eine schauerliche Vorgeschichte. An ihrem Anfang steht ein namenloser Frevel.

Warum erwähne ich diese ganze blutrünstige Geschichte? Es wäre unfair, wollte ich damit nur sagen: Schaut einmal her, wieviel sauberer, fröhlicher und festlicher der biblische Schöpfungsbericht ist! Um die Feststellung moralischer Vorzüge geht es hier gar nicht; sondern ich erwähne es deshalb, weil in dieser germanischen Urgeschichte gesagt wird, die Welt sei aus fluchbeladenem Material gemacht. Die Welt, deren Herkunft man so beschreibt, trägt deshalb nicht nur göttliche Züge, vielmehr schlägt das fragwürdige Material, aus dem sie gemacht ist, immer wieder durch. Wenn es dann in der Welt zu Schuld und Grauen kommt, wenn es Verrat gibt wie im Nibelungenlied, wenn es zu Tragödien der Untreue kommt, wenn der Haß zwischen den Menschen losbrennt, wenn Kriege vom Zaun gebrochen werden, wenn der Taumelkelch des Willens zur Macht

die Menschen trunken macht, dann bricht diese vorgeburtliche Mitgift der Welt hervor, dann zeigen sich plötzlich die Erbanlagen der Welt, und dann wird ein Fluchschicksal virulent, das ihr in Urzeiten eingestiftet wurde. Dann steht der Riese Ymir noch einmal auf.

Die Leute, die diesen Mythos erdacht haben, taten also auf ihre Weise etwas Ähnliches, was die prophetischen Dichter der biblischen Schöpfungsberichte auch getan haben: Sie suchten die Welt von ihrem Anfang, von ihrem Ursprung her zu verstehen. Sie wußten — genau wie wir alle, auch wenn wir keine Christen sind —, daß wir Menschen immer wieder schuldig werden und der Angst preisgegeben sind, daß es in der Welt grausam zugeht und daß unsere Welt voller Mörder und voller Opfer der Mörder ist. Aber sie sagen nun nicht: Ja, so bin »ich« eben; auch in »mir« steckt ein potentieller Mörder und Ehebrecher und Dieb; es gibt nichts Schreckliches in der Welt, das nicht auch in mir auf der Lauer läge. Sondern sie behaupten: So ist die »Welt«; sie ist aus fluchbeladenem Material gemacht. Darum ist es unser Schicksal — verstehen wir recht: unser »Schicksal«! —, unvollkommen, verblendet, grausam zu sein. Das ist eben die Erbanlage der Welt. Das sind die genetischen Gesetze des Kosmos. Im letzten Grund sind wir also entschuldigt. Denn was kann man für seine Chromosomen? Was können wir dafür, daß wir aus der Leiche des Riesen Ymir gemacht sind?

Ich denke, es ist klar geworden, warum ich diese kleine Exkursion in den germanischen Mythos unternahm. Ich meine: Nur wenn man die ersten Worte der Bibel, daß Gott die Welt aus dem Nichts gemacht hat, vor dem düsterroten Hintergrund einer solchen Weltentstehungstragödie sieht, merkt man erst richtig, was hier die Bibel gesagt haben möchte. Dann lernen wir nämlich zwei Botschaften dieses Textes verstehen:

Die *eine* ist sehr hart und von einem eindringenden Ernst, der uns beklommen machen kann. Wenn Gott die Welt aus dem Nichts gemacht hat, dann bedeutet das doch: Ich bin aus seinen Händen hervorgegangen. Also wird er mich einmal so zurückverlangen, wie er mich aus diesen seinen Händen entlassen hat. Er hat mich gleichsam an mich selbst ausgeliehen, hat mir Gaben und Pfunde anvertraut, und eines Tages wird er mich zurückfordern. Dann wird er zu mir sagen: Ich will jetzt sehen, was du mit dir angefangen hast. Ich muß mich dann so zurück-

geben, wie ich etwa ein Auto zurückgeben muß, das ich geliebt habe. Und der Besitzer wird dann nachsehen, ob ich es ordentlich behandelt und gepflegt habe. Wenn sich ein Kolben festgefressen hat oder wenn eine Delle in der Karosserie ist, wird er mich dafür verantwortlich machen.

Was werde ich nun sagen, wenn Gott mich so mit seinen Blicken prüft und mich fragt: »Was hast du getan mit deinem Leib, den ich dir verlieh, mit deinen Gaben, die ich dir schenkte, mit deinem Ehegefährten, deinen Kindern, deinen Kollegen, deinen Freunden, die ich dir mit auf den Weg gab?« Was werde ich sagen, wenn ich so dastehen muß als einer, der seinen Leib geschändet, seine Gaben veruntreut hat, der Löcher und Schrammen an seiner »Karosserie« trägt?

Was werde ich sagen? Werde ich schüchtern bemerken: So ist eben die Welt, man kommt nicht ungeschoren durch sie hindurch; das, was ich verschuldet und veruntreut habe, das bin gar nicht »ich« gewesen, sondern das war die Erbanlage, das war letzten Endes der Weltstoff des Riesen Ymir, aus dem du, Gott, eben die Welt gemacht hast!

Tatsächlich pflegen wir Menschen ja so zu antworten. Wir sagen: Daß mir dies und das passiert ist — verstehen wir recht: ich sage nicht, daß ich dies und das »getan« habe, sondern daß mir dies und das »passiert« ist —, das lag an meiner unglücklichen Veranlagung oder es lag an meinem sozialen Milieu oder an einem Film, der mein Blut erhitze, oder an einer Situation in der Gefangenschaft. Es lag an allem, nur nicht an *mir*.

Eben dies aber können wir nicht mehr sagen, wenn wir die ersten Sätze der Bibel recht hören. Hier kann ich nicht die »tragische« Ausrede gebrauchen und auf die fluchbeladene Mitgift der Welt verweisen, sondern ich kann nur sagen, wie der verlorene Sohn bei seiner Heimkehr: »Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann mich dir nicht mehr so zurückgeben, wie ich mich von dir empfangen habe. Ich kann das große Verschiebespiel nicht mehr spielen und kann nicht mehr alle Schuld auf andere Größen hinüberwälzen, auf alle die Menschen und Situationen, die mich in der Fremde verführten. Ich kann meine Sünde nicht mehr einfach als ein Schicksal von mir wegschieben. Nein, ich stehe hier, ganz allein, und kann dir auf tausend nicht eins antworten.«

Das also ist das eine, was hier zu erfahren ist: Im Bannkreis des Riesen Ymir gibt es nur Schicksalsverkettungen und Tragödien. Aber vor dem lebendigen Gott gibt es keine tragischen Ausreden. Da muß ich für mich selbst geradestehen.

Aber das ist nicht das einzige, was uns hier gesagt wird. Gott, der in dieser Härte und Unbedingtheit vor uns steht, ist ja zugleich der Vater Jesu Christi. Er ist der Vater, dessen Bild dieser Mann aus Nazareth uns vor Augen malt, wenn er in seinem Gleichnis erzählt: der Vater sei dem verlorenen Sohn um den Hals gefallen, habe ihn geküßt und an sein Herz gedrückt. Alles, was Jesus gesagt, getan und gelitten hat, ist ja nichts anderes als eine Kette von Fingerzeigen, die immer nur dieses eine besagen wollen: Der Vater sucht euch. Er gibt euch nicht preis, und selbst wenn er euch im Feuer der Trübsal läutern muß, dann sind auch die größten Schmerzen noch Heimsuchungen, Nach-Hause-Suchungen.

Als Letztes: Gott hält uns die Treue. Er ist nicht wie die Götter in den allgemeinen Weltprozeß mit »verwickelt«, er ist nicht selbst ein bloßes Stück Welt, sondern er ist ihr Herr und ihr Schöpfer und wohnt in einer majestätischen Distanz von allem geschaffenen Gemächte, von aller Kreatur. Aber obwohl er der Herr der Welt ist, der seine Hand gebietend über den Erdkreis reckt, kommt er mir entgegen und kennt mich und drückt mich an sein Herz. Er wird mich nie preisgeben. Ich soll immer sein Kind bleiben, auch wenn ich mich in der Fremde verlaufe — oder wenn der Tod kommt — oder wenn die Welt untergeht. Diese Treue soll niemals aufhören.

Was aber kann es dann in der Welt noch geben — in dieser Welt, über die er der Herr ist —, das uns von ihm scheiden könnte: Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Schwert? Merke ich, wie die Hand, die so nach mir greift und nicht von mir lassen will, eine harte, aber auch sehr gütige Hand ist? Merke ich, wie ich mich selbst fallen lassen und mich aufgeben muß, wenn diese Hand mich auffangen und mich halten soll?

»Gottes Natur ist, daß er aus nichts etwas macht. Darum: wer noch nicht nichts ist, aus dem kann Gott auch nichts machen.« (Luther).

Das Licht über der Welt

Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht.

Und Gott sah, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der *erste* Tag.

Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, und seien Lichter an der Feste des Himmels, daß sie scheinen auf Erden. Und es geschah also.

Und Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde.

1. MOSE 1, 3-5. 14-17

Manche von uns werden sicher jene Stelle aus dem Schöpfungsratorium Joseph Haydns im Ohr haben, an der es heißt: »Und es ward Licht!« Die ersten drei Worte werden noch verhalten gesungen. Bei dem Wort »Licht« aber brechen Orchester und Chor in ein äußerstes Fortissimo, in einen wilden Taumel der Beseligung aus. Es ist, als ob im Kosmos auf einen Schlag alle Sonnen und Lampen aufflammten, als ob eine Leuchtföhne in das Universum stiege. »Die Welt ist da, die Welt ist da, denn es ist hell geworden.«

So rollt dann das erste »Es werde« durch die Nacht der Urzeit, und aus dem gestaltlosen Dunkel erheben sich die Konturen gestalteter Räume. Die große Helligkeit stammt von Gott.

Ein paar Verse später heißt es im biblischen Text: »Gott sah, daß das Licht »schön« war« (so muß man es wörtlich übersetzen). Das erste Echo also, das die junge, taufische Schöpfung im Herzen Gottes hervorruft, ist die Freude an ihrer Schönheit, ist die Hingerissenheit des Schöpfers.

So fängt die Bibel an: mit einem Wort über die Schönheit. Und noch ehe die Himmel damit beginnen, »des Ewigen Ehre« zu rühmen, ist Gottes eigenes Herz von der seligen Rühmung erfüllt, daß es etwas sehr Schönes sei, was sich hier in den

Glast des ersten Lichtes erhebt. Über der werdenden Welt liegt die Heiterkeit Gottes.

Ich meine, das sollten wir zuerst einmal heraushören, weil uns diese höhere Heiterkeit des Schöpfungsmorgens verlorengegangen ist. Vielleicht erwarten wir von der Bibel sogar am wenigsten diese Proklamation der so fassungslos schönen Welt und sind ein wenig verwundert, daß uns der Appell an die Lebensfreude ausgerechnet von *dieser* Seite erreicht.

Vielleicht haben wir Christen ja einiges dazu beigetragen, um durch Leichenbittermienen das Vorurteil zu nähren, daß der Glaube eine traurige und melancholische Sache sei, und daß man erst im Jenseits mit einigen Entschädigungen rechnen dürfe. Es ist wohl wirklich so, wie Nietzsche einmal gesagt hat: daß wir Christen erlöser aussehen müßten, wenn man an unseren Erlöser glauben sollte. Es müßte in der Tat etwas Festliches und Federndes in unserem Leben erkennbar sein, wenn die Menschen sich die Heiterkeit des ersten Schöpfungslichtes von uns bezeugen lassen sollen.

Ich glaube, es kommt deshalb sehr viel darauf an, daß wir diese Botschaft von der Freude an der Welt zunächst ganz schlicht zur Kenntnis nehmen und verstehen lernen; denn diese Freude ist uns verlorengegangen.

Gottfried Benn hat den Verlust der Schöpfungsfreude und diese Angst vor der Welt einmal in makabren Visionen gestaltet: »Können Sie sich«, so fragt er, »wenn Sie auf der Erde aus Ihrem Fenster sehen, noch in einen Gott hineindenken, der etwas so Sanftes wie die Pflanzen und die Bäume geschaffen hat? Ratten, Pest, Lärm, Verzweiflung — ja, — aber Blumen? Es gibt ein Bild aus dem vierzehnten Jahrhundert ›Erschaffung der Pflanzen«, da steht ein kleiner, krummer, schwarzbärtiger Gott und hebt eine zu große rechte Hand, als zöge er damit die beiden Bäume aus der Erde, die da neben ihm stehen. Sonst ist alles noch ziemlich leer — können Sie sich heute diesen freundlichen Schöpfer vorstellen? Laster, Würmer, Maden, Faul- und Stinktiere — das ja, in Massen, in Fortsetzungen, in Lieferungen, hundertprozentig, immer neue Auflagen — aber ein kleiner zärtlicher Gott, der zwei Bäume hochzieht? Keine Bäume, keine Blumen — aber Robotergehirne... künstliche Verdoppelung der Chromosomen mit dem Erfolg von Riesenbastarden — Unterkühlung, Überheizung...« — ist es nicht

das, was *wir* noch von der Welt zu sehen bekommen oder für die Zukunft zu fürchten haben?

Hat Gottfried Benn nicht weithin recht? Was melden denn unsere Groschen- und Boulevard-Blätter tagtäglich an Pannen und Katastrophen aus der Schöpfungswelt? Wie weit ist doch dieser Schmerz um die verlorene Schöpfung entfernt von jener Freude Gottes an dem guten und schönen Licht – von jener Freude, die noch in den Versen des Wandsbecker Boten widerstrahlt, wenn er singen kann: »Ich danke Gott und freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin, und daß ich dich schön menschlich Antlitz habe; daß ich die Sonne, Berg und Meer und Laub und Gras kann sehen und abends unterm Sternenheer und lieben Monde gehen.«

Ich sage das nicht, um in abfälliger Weise darauf zu deuten, wie *erbärmlich* wir heutigen Menschen mit unserer Lebensangst, unseren Atomsorgen und unserer »Lust am Untergang« geworden seien, und wie wenig wir uns neben der Lebenslust und dem Daseinsjubiläum dieses Schöpfungsberichtes sehen lassen könnten. Es ist eher eine gewisse Trauer, die mich darauf hinweisen läßt, eine Beklommenheit darüber, daß Gott die Welt so ganz anders gemeint hat, als wir sie heute sehen: daß *er* sie in einem Fest des Lichtes erstehen ließ, während *wir* das Festliche aus ihr verbannt haben und unser Leben trotz aller technischen und sozialen Perfektion nicht selten als Jammertal und Fron empfinden.

Dieser drastische Widerspruch ruft einen als Christen, als einen Botschafter des Evangeliums, an die Front:

Da hat Gott eine reiche und erfüllte Welt ins Leben gebracht; *wir* aber leiden unter Sinnlosigkeit, unter Lebensangst und Langeweile. Da ist Jesus Christus über die Erde gegangen, hat über Schuld, Leid und Tod sein Machtwort gesprochen; wir Menschen aber leben weiter dahin, als ob das alles überhaupt nicht passiert wäre, quälen uns mit unserem verwundeten Gewissen, mit unbereinigter Schuld und mit Sorge gegenüber dem unbekanntem X der Zukunft – und in Wirklichkeit ist alles doch von Gott her so ganz anders gedacht und besorgt worden. Es ist, wie wenn ein Mensch neben einem Stapel von Brotlaiben verhungerte und an einer rauschenden Quelle verdurstete.

Wir sollten unseren inneren Zustand einmal in diesem Lichte

sehen lernen. Denn wir vertun und verschleudern ja gar nicht nur das, was Jesus für uns getan und gelitten hat, wenn wir seine Gaben nicht in Anspruch nehmen und einfach so weiterleben, als ob er Luft wäre, sondern wir verlieren ja auch den Schöpfer; wir verlieren schließlich auch die Freude an der Welt, an der Natur, an den Bäumen und an den Tieren.

Ist es nicht soweit gekommen? Ist es überhaupt noch Freude an der Schönheit der Welt, wenn wir selbst in den Ferien mit 100 bis 120 Stundenkilometern durch die Landschaft rasen, wenn die Reisegesellschaften sich in den großen Renommierlandschaften aus ihrem Autobus ausspeien lassen, um sich — selbstverständlich nach Verschickung einiger Ansichtskarten — wie von einem Staubsauger wieder in ihn einschlürfen zu lassen? Und hundert Meter vor diesen Fettweiden der Verkehrsindustrie, hundert Meter abseits von der Schönheitskonkurrenz der Bergseen und Schlösser, dort wo die Käfer surren: da ist kein Mensch. Wo sind die Berge, die wir in den Ferien aufsuchen, uns wirklich noch eine Liturgie der Schöpfung? Wo sind sie noch Wegweiser zum Frieden der Anbetung? Oder wird das alles nicht als Augenfutter vertan, weil wir im Maß unserer inneren Leere immer unersättlicher nach Eindrücken und nach Ablenkungen gieren und darum auch Alpen und Meere und Bergseen nur noch optisch in uns hineinschlingen?

Wenn ich das so sage, dann ist das alles nicht einfach eine statistische Feststellung, sondern dann hat das mit einem Schaden unseres Glaubens zu tun. Ich will kurz erklären, was ich damit meine:

Ein Mensch, der sich vom *Herrn* der Schöpfung löst, verliert auf die Dauer auch die Schöpfung *selbst*. Er verliert ihr Geheimnis und auch ihren Zauber. Unter der Hand verwandelt sich dann die Welt — ganz ähnlich wie eine Landschaft, die eben noch im Sonnenlichte lag und über die nun eine verfinsternde Gewitterwand hinwegzieht. Plötzlich wird so die Welt zur ängstenden Spannungszone zwischen Ost und West, zum Tummelplatz des Willens zur Macht und zur düsteren Kulisse von Atomvisionen.

Wir brauchen nicht nur die Zeitungen zu lesen, um das festzustellen. Wir können auch die Gedankengespenster des Existentialismus, jene dumpfen Schreie der Verlassenheit und der Ausweglosigkeit auf uns wirken lassen, oder können einige

Bilder von Picasso anschauen, um immer wieder dies eine zu erkennen: Wir haben uns nicht nur von unserem Erlöser losgesagt und damit den Frieden verloren, sondern zugleich und verbunden damit ist uns auch die *Welt* abhanden gekommen, so wie Gott sie gemeint und für uns geschaffen hat.

Man kann diesen Verlust durch eine ganz einfache Testfrage feststellen: Können wir es eigentlich ehrlicherwise noch nachsprechen und nachsingen, was Matthias Claudius über die heile Welt zu sagen wußte und was er in dem schönsten aller Abendlieder »Der Mond ist aufgegangen« in unvergeßliche Worte faßte? Wissen wir denn überhaupt noch etwas von der stillen abendlichen Kammer der Welt, in der wir des Tages Jammer vergessen und uns sorglos fallen lassen dürfen? Wem von uns ist denn der Mond, den wir nur halb und von der einen Seite sehen, wirklich noch ein Gleichnis für die vielen Sachen im Leben, »die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehn«?

Ich möchte mir den Rat erlauben, daß wir einmal die Abendlieder des Gesangbuches in einer ruhigen Stunde lesen, um zu sehen, wie hier das Geheimnis der Schöpfung sich aufschließt; wie hier Tag und Nacht, Mond und Sterne, wie hier die Weite der Nacht und die Geborgenheit der Kammer vor unser Auge gerückt werden; ja, wie da viele Dinge ganz einfach gesehen – wirklich »gesehen« – werden, die wir bei Neonlicht, Asphalt, großstädtischem Dunst und bei unserer Hetze und unserem inneren Durcheinander eben *nicht* mehr sehen.

Dies alles wird nun nicht nur mit schönheitsdurstigem Auge, also aus ästhetischem Interesse, wahrgenommen, sondern es wird zugleich transparent für den, der als »Aug' und Wächter Israel'« über uns wacht und der mit seinem Frieden unsere unruhigen Träume umhüllt. Ist es nicht wirklich so: daß wir die Blumen und die Sterne, die Käfer und die Almen und alle anderen Dinge unserer Welt erst dann sehen lernen, wenn wir zuvor das Herz aller Dinge entdeckt haben? Wenn wir also den erkannt haben, der dieses alles bewegt und trägt, und der darum – *darum!* – dann auch Wege findet, »da mein Fuß gehen kann« und »Wolken, Luft und Winde« zu Signalen seiner Freundlichkeit werden läßt?

In einer andeutenden und sozusagen diskreten Weise bringt das erste Kapitel der Bibel zum Ausdruck, daß hier wirklich von diesem »Herzen aller Dinge« her gedacht wird und daß sich nur von ihm her die Fülle der Schöpfung aufschließt.

Wir können bei diesem Text — das ist jetzt klar — keinen Augenblick an dem bloß ästhetischen Eindruck des Lichtes hängenbleiben. Hier wird ja viel mehr und noch ganz anderes gesagt und angedeutet. Das kommt durch eine eigenartige Reihenfolge der Erzählung zum Ausdruck, die dem einen oder anderen vielleicht schon beim Vorlesen aufgefallen ist:

Wir neunmalklugen Leute würden doch selbstverständlich annehmen, daß erst einmal die Sonne geschaffen werden müßte, damit es Licht gibt. Hier aber ist es umgekehrt. Erst macht Gott das Licht, und dann erst heißt es, daß er zwei Leuchten ans Firmament gesetzt habe: die Sonne und den Mond. Diesen beiden Gestirnen habe er den Auftrag erteilt, den Rhythmus von Tag und Nacht zu bestimmen. Wörtlich heißt es sogar mit einem ganz leicht abwertenden Unterton — den ich jetzt übertreibe: Gott habe ein paar »Lampen« am Firmament aufgehängt.

Die Bibel leistet sich hier nichts Geringeres als eine Ablösung des Lichtwesens vom Gegenständlichen, von den uns sichtbaren materiellen Lichtträgern, eine Ablösung sozusagen, die wir mit einem modernen Begriff vielleicht als »surrealistisch« bezeichnen könnten.

Nun kann ja selbst ein antiker Schriftsteller wie der Mann, der diese Bibelverse geschrieben hat, kaum in naturwissenschaftlicher Hinsicht so verblendet und ahnungslos gewesen sein, daß ihm die Herkunft des Lichtes von der Sonne entgangen wäre. Wäre es doch so, dann könnte nur das weitgereiste Lächeln des modernen, Bescheid wissenden Menschen um unsere Lippen spielen. Aber so dumm ist der biblische Autor natürlich nicht. Wenn er deshalb die Erschaffung des Lichtes vor der Erschaffung der Gestirne ansetzt, dann muß er damit etwas ganz Bestimmtes sagen wollen, was er eben auf keine andere Weise sagen kann.

Und so ist es auch. Ich will das kurz klarzumachen versuchen: Der Schöpfungsbericht spricht in eine Welt hinein, die ganz von der Astrologie und vom Glauben an das Horoskop bestimmt ist. Das ist ähnlich wie heute, wenn wir an die astro-

logischen Ratgeber unserer Zeitungen und an das Schlagwort »Die Sterne lügen nicht« denken. Wie viele lesen heute ihre Tagesprophezeiungen, wie man in frömmeren Zeiten die Losungen der Brüdergemeine las.

Dieser astrologische Glaube sagt, daß der Lauf der Gestirne das Leben auf unserer Erde bis ins kleinste bestimmt, und daß auch unser Leben unter der Herrschaft der Gestirne steht. Wir leben also unter der Diktatur von kosmischen Zwangsläufigkeiten und haben nur sehr begrenzte Spielräume für unser Handeln zur Verfügung. So sehen die damaligen und die heutigen Menschen in ihre Horoskope, um herauszubekommen, was ihnen bevorstehe und was man vielleicht machen könne, um die Chancen einer günstigen Konstellation noch besser auszunutzen oder einem drohenden Planeten noch halbwegs zu entkommen.

Gegen diese Schicksalsangst angesichts der Planeten, gegen diese Diktatur des vergötzten Kosmos protestiert der Schöpfungsbericht der Bibel, wenn er uns sagt: Die Sterne haben keine Macht. Sie haben bestimmte Funktionen zu erfüllen, haben Tag und Nacht abzuteilen – und damit basta! Von dort her ist wohl auch der abwertende Unterton zu verstehen, mit dem die Bibel von Sonne und Mond als bloßen Lampen spricht. »Die Gestirne sind in keiner Weise lichtschöpferisch, sondern durchaus nur Zwischenträger eines Lichtes, das auch ohne sie und vor ihnen da war« (Gerhard von Rad). Sie haben also nur etwas weiterzugeben, was sie selbst gar nicht erzeugt haben. Sie sind bloße Treuhänder des Lichtes, sozusagen kosmische Diakone, die in Dienst gestellt sind und keinen eigenen Willen haben.

Das Licht selbst aber stammt von Gott. Er ist es, der seine Hand *unmittelbar* im Spiele hat, und er ist von keinem Planeten und auch von keinen anderen Kräften der Natur abhängig. Ob wir das Tröstliche dieser Botschaft recht verstehen?

Das, was die Sowjetunion anstellen oder was Amerika tun wird, was mit unserem zerstückelten Vaterlande passiert, das Schicksal meiner Kinder, meine berufliche Karriere, der Verlauf meiner Krankheit – das alles hängt nicht von dem toten Kreislauf der Gestirne oder von sonstigen anonymen Zwischenmächten, von schwarzen Katzen, Glückszahlen, Maskottchen oder nächtlichen Träumen ab, sondern das alles stammt –

genau wie das Licht der Welt — von dem Herrn ab, der sein majestätisches »Es werde« spricht. »Es kann mir nichts geschehen, als was er hat ersehen und was mir selig ist.«

Was mir also auch immer geschehen mag — es ist einer da, der sich etwas dabei denkt. Und dieser Eine ist kein gefühlloser Feuerball wie die Sonne, sondern er hat ein Herz, das mich sucht und das auch seinerseits meine heimlichsten Worte und Seufzer, meine Sehnsüchte und meine Ängste annimmt.

Aber, wenn man vom Wort Gottes her angestrahlt wird, leuchtet man dann auch auf —? Nein, es ist schrecklich zu sagen: Der Mensch kann im Dunkeln bleiben. Wir können uns diesem Wort versagen, aber eines können wir nicht: Wir können uns nicht vor der Entscheidung drücken, ob wir unter diesem Wort stehen wollen oder ob wir unsere eigenen Herren zu sein wünschen.

Nur wenn wir verstanden haben, daß wir so in einer Auseinandersetzung mit Gott auf Gedeih und Verderb sind, dann begreifen wir auch, daß wir nicht einfach ein Geschlecht sind, »das aus dem Dunkeln ins Helle strebt«, so wie das Goethe einmal sagte, sondern daß wir das Licht Gottes geradezu scheuen. Es muß uns zu denken geben, daß die Bibel immer wieder von dieser *Flucht* des Menschen vor dem Lichte Gottes berichten muß:

Dieser Bericht über unsere Flucht fängt schon in den Psalmen an. Da heißt es etwa: Du stellst auch meine heimliche, meine unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht (90, 8); und das kann doch nur zur Folge haben: also müssen wir dieses Licht scheuen. Und ein anderer Psalm (139) berichtet davon, wie ein Mensch, von Gewissensqualen geschüttelt, einfach vor Gott flieht, weil es unerträglich für ihn ist, sich von diesen verzehrenden Augen des Allwissenden durchschaut zu fühlen. Er wirft sich in den Rummel der Ablenkungen, er reist bis ans Ende der Welt, um vor sich selbst und vor der Verfolgung dieser Augen wegzulaufen. Und schließlich sucht er gleichsam die Morgensternsche »Dunkellampe« anzuknippen und sagt: Finsternis möge mich decken, damit ich mich in Nacht und Nebel diesen Augen des verfolgenden Gottes entziehen kann. Aber dann heißt es: »Auch die Nacht muß Licht um mich sein.« Wenn ich mich tausendmal vor den Menschen tarnen und eine

seriöse Figur machen kann: Gottes Scheinwerfer finden mich. Und in diesem Lichte zu stehen, kann angsterregend, kann verzehrend sein.

Selbst die Nacht von Bethlehem ist nicht einfach ein Fest des Lichtes, bei dem die Hirten auf dem Felde Volkstänze unter dem aufgerissenen Himmel aufführen, während der Glanz der Sterne auf sie niederfällt. O nein: die Hirten »fürchteten sich sehr« – genau wie Petrus, der plötzlich, als ihm die lichtvolle Hoheit Jesu aufging, sich platt auf den Boden legte und das nicht ertrug: »Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch« (Lukas 5, 8).

In der Tat: wir Menschen sind *nicht* das Geschlecht, das in die Helle strebt, wenigstens nicht in diese Helle Gottes. Sondern wir weichen davor zurück. Nur so ist das düstere und bedrängende Wort des Johannes-Evangeliums zu verstehen: »Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht ergriffen« (Joh. 1, 5). Man versteht die Leidensgeschichte Jesu, man versteht Gethsemane und Golgatha nicht, wenn man diese hintergründige Wahrheit übersieht, daß der Mensch Angst vor dem Licht Gottes hat und daß er viele Künste und Raffinessen aufwendet, um sich ihm zu entziehen.

An der Schöpfungsgeschichte selbst wird uns das noch nicht so deutlich, weil einen hier die Stimmung Joseph Haydns überkommen will, wenn plötzlich die Welt in die strahlende Taufrische des ersten Schöpfungsmorgens getaucht ist.

Aber sobald Gott nicht nur im Licht, sondern sobald er im Wort erscheint, sobald Adam und Eva vor die Entscheidung gestellt sind, und sobald auch an dich und an mich die Frage Gottes ergeht, ob wir unter ihm leben wollen, beginnen wir zurückzuzucken.

Ich will versuchen, dieses Zurückzucken vor dem Licht Gottes noch deutlicher zu machen:

Wie mancher hat mich schon gefragt: Wie macht man es eigentlich, wenn man ein Christ werden will? Um diese Frage zu beantworten, muß man vor allem wissen, was es mit dem Zurückzucken auf sich hat.

Wir denken an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter*: Priester und Levit gehen an dem armen Kerl vorüber, der da

* Vgl. »Das Bilderbuch Gottes«, Originalausgabe, S. 239 ff.

unter die Mörder gefallen ist. Die Begegnung mit dem unglücklichen Opfer der Wegelagerer enthält nämlich für die beiden geistlichen Herren einen unangenehmen Imperativ: Hier mußt du helfen, auch wenn die Situation etwas brenzlich ist und die Partisanen noch einmal aus dem Wald hervorbrechen und dir dann ebenfalls die Knochen zusammenschlagen können. Andererseits wäre es den beiden Herren doch zu peinlich, wenn sie sich sagen müßten: Eigentlich hätte ich hier zu helfen, aber ich möchte mich nicht exponieren, denn ich habe ganz einfach Angst; außerdem will dieser Aufenthalt mit seinem Drum und Dran nicht in meinen Terminkalender passen. Darum machen sie beide, wie es im Urtext heißt, einen weiten Bogen um den unter die Mörder Gefallenen. So suggerieren sie sich selbst: Ach, der lag so weit weg, daß du ihn eigentlich kaum hast sehen können. — Die beiden stellen sich also gegenüber einer Wahrheit tot. Sie verdrängen die Wahrheit. Sie weichen dem Scheinwerfer Gottes aus.

Im Dritten Reich kannte ich einen prächtigen Studenten, der aus ehrlicher Überzeugung Theologie studierte und ganz erfüllt war von dem Auftrag, dem Menschen die rettende und beglückende Botschaft zu überbringen. Dann geschah es plötzlich, sozusagen von heute auf morgen, daß er immer wieder in meine Sprechstunde kam, um mir alle möglichen aufsteigenden Zweifel vorzutragen: Das fing mit der Gottessohnschaft Jesu Christi an und hörte schließlich damit auf, daß er an der Existenz Gottes selbst zweifelte. Mir fiel auf, daß er sich geradezu wild und fast wollüstig in seine Zweifel verbiß und daß er bei allem, was ich sagte, kaum noch zuhörte. Mir kam es manchmal so vor, als hätte er Angst, seine Zweifel wieder zu verlieren, als sei er geradezu verliebt in sie und umkralle sie mit beiden Fäusten. Einige Zeit später hörte er mit dem Theologiestudium auf und trat kurz darauf ganz aus der Kirche aus. Erst nachträglich erfuhr ich die Hintergründe: daß die SS sich in seine ragende nordische Gestalt verliebt hatte, ihn mit Stipendien und verlockenden Karriereaussichten umwarb und ihn schließlich gewann.

Natürlich war er viel zu anständig — ich meine das ernst! —, um sich einzugestehen: Die bieten mir mehr, als dieser arme, auf den Aussterbeetat gesetzte Laden namens »Kirche«. Darum will ich so opportunistisch sein und überlaufen. Er war viel zu

sehr von seinem Gewissen gepackt, um sich derart billig davonzustehlen zu können und um seinen Glauben in eine rein geschäftliche Kalkulation zu verwandeln. Darum mußte er für die Anklage seines Gewissens ein moralisches Alibi herbeschaffen. Wenn es mir gelingt, so dachte er, meinen bisherigen Glauben durch lauter Zweifel zu atomisieren, dann kann mir kein Mensch und kein Gott und nicht dieser biedere Theologiedozent und nicht einmal mein eigenes Gewissen vorwerfen, ich sei ein Überläufer. Denn wie kann man vor jemandem weglaufen, den es gar nicht gibt und an dem man irre geworden ist? So hatte er sich des Zweifels »bedient« — wirklich im strengen Sinne: »bedient« —, um sich gegenüber der Wahrheit »Christus« totzustellen. Er leugnete das Licht, um ungestört im Finstern seine dunklen Geschäfte treiben zu können. (Erst kürzlich hörte ich zu meiner Freude, daß er aus dieser Fremde zurückgekehrt sei und wieder heimgefunden habe.)

Warum erzähle ich das? Weil diese Geschichte *eines* jedenfalls deutlich genug zeigt: Jesus Christus, eben das Licht der Welt, kann eine erschreckende und gleichsam strapaziöse Erscheinung für uns sein. Wenn wir uns mit ihm einlassen, dann müssen wir ja die Menschen anders sehen als bisher, dann müssen wir sie so sehen, wie Jesus sie sah, also nicht nur unter dem Gesichtspunkt: Dieser mein Nächster soll selbst sehen, wie er weiterkommt; mir hat auch keiner geholfen. Oder unter dem Gesichtspunkt: Wenn dieser mein Nächster da mit sich selber oder seiner Ehe oder seinen Finanzen nicht fertig wird, dann soll er sich an die Wohlfahrt oder den Pastor oder an das Parlament oder an den Fragekastenonkel unseres Lokalblättchens wenden.

Nein, es ist nun alles ganz anders: Wenn man unter den Augen Jesu steht, dann gehen einen die Menschen plötzlich etwas an. Dann kann man nicht mehr an dem unter die Mörder Gefallenen vorüber, sondern dann muß man ihn verbinden. Dann ist der andere plötzlich viel mehr als nur ein »Kollege«, dann ist er jemand, für den Jesus Christus gelitten hat.

Mir ist es einmal bei einem Studenten so gegangen, der sich das Leben nahm. Er hatte immer in unserem Kreise gesessen. Mir war wohl aufgefallen, daß er oft in brütendem und schwermütigem Schweigen dasaß, aber ich dachte: Er wird vielleicht an seiner Examensarbeit grübeln; oder er hat ein melanco-

liches Temperament. Jedenfalls: wenn er etwas hat, so dachte ich, kann er ja zu mir kommen. Aber er kam nicht, sondern ging still weg. Und wir, die wir ihn so gehen ließen, hatten unseren Herrn verleugnet. Wir hatten uns wieder einmal totgestellt. Jesus Christus aber kann uns nicht finden, wenn wir uns so totstellen. Das ist häufig der Grund, warum wir nicht zum Frieden kommen und das Schlüsselloch zum Christenstande nicht finden können.

Von allen diesen Fragen sind wir täglich umgeben. Wenn wir die vielen Fragekastenbriefe in der Presse lesen, dann hören wir von lauter Enttäuschungen in der Liebe, von Langeweile, von lästig gewordenen Ehen, von geschäftlichen Nöten. Und es geht dabei doch immer um die Menschen, die um uns herum leben. Wer schickt denn solche Briefe sonst?!

Aber wir sehen diese Menschen normalerweise nicht, obwohl sie um uns herum sind. Wir treiben Vogel-Strauß-Politik, und darum flüchten sie sich auch in die Anonymität solcher Briefkästen. Die Liebe aber, die wir bei Jesus an uns erfahren und dann auch selbst lernen, macht nicht nur erfinderisch, sondern sie macht zunächst einmal finderisch. Sie schenkt uns einen suchenden und wissenden Blick.

Das ist gewiß auf der einen Seite eine Strapaze. Denn der Liebende ist immer im Zustande der Mobilmachung, er ist immer in Alarmbereitschaft. Ich kann an jedem Tag, trotz meiner Müdigkeit und trotz meines vollen Terminkalenders abkommandiert werden, um die Fährte eines Nächsten zu verfolgen, der in Not ist. Sollte es nun nicht vielleicht die Angst sein, in diesen ständigen Alarm verwickelt zu werden, die uns abhält, uns mit Jesus Christus einzulassen? Sollte es diese Angst sein, die uns veranlaßt, in der satten Ungestörtheit des »Ohne-mich« zu leben?

Wir sollten uns einmal daraufhin prüfen. Denn nicht irgendwelche Dogmen hindern uns in der Regel, ein Christ zu werden, sondern etwas ganz anderes hindert uns: die Angst, in dieses Licht zu treten, die Angst, uns ganz durchschauen zu lassen, auch in den tiefsten Rumpelkammern unserer Seele, und ständig im Aufbruch, ständig in der Mobilmachung zu sein und diesem Herrn zu folgen, wohin auch immer er mit uns geht.

Und doch ist es die reine Seligkeit und erst die Erfüllung unseres Lebens, wenn wir es einmal mit ihm versuchen. Wenn wir

heute noch damit beginnen, irgendeinem unserer Nächsten ein Glas Wasser in seinem Namen zu reichen, werden wir das Herz unseres Heilandes schlagen hören und durch seine Nähe beglückt sein. Wir werden erkennen, wie finster und kalt das Leben ohne ihn war, und werden dann auch in unserem Leben die Frische jenes Schöpfungsmorgens zu spüren bekommen, in der es hieß: Es werde Licht.

Die große Helle ist ja schon da. Die Feier des Lichtes ist doch für dich und für mich von Gott veranstaltet! Wir brauchen nur die Läden unseres dunklen Hauses aufzustoßen und die flutende Fülle hereinzulassen.

Wie sollten wir es sonst auch merken, was Gott an uns tun will, wenn wir die Läden immer geschlossen halten? Wer sich aber in dieses Licht hineinstellt, wer es wagt, aus seinem dunklen Leben in dieses Licht hineinzuspringen, der wird selbst zu leuchten beginnen, der wird eine neue Form von Freude erleben, die ihm die Augen übergehen läßt.

Der Mensch — das Risiko Gottes

DIE ERSCHAFFUNG DES MENSCHEN

ERSTER TEIL

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.

Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht.

Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei

Kraut, das sich besamt, auf der ganzen Erde und allerlei fruchtbare Bäume, die sich besamen, zu eurer Speise, und allem Getier auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürm, das da lebt auf Erden, daß sie allerlei grünes Kraut essen. Und es geschah also.

Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der *sechste* Tag.

1. MOSE 1, 26–31

Ich glaube nicht, daß es nur Einbildung ist, wenn ich meine: An dieser Stelle der Schöpfungsgeschichte, wo das Thema »Mensch« zum ersten Mal auftaucht, gibt es so etwas wie eine Stockung im Fluß der Erzählung. Da rastet gleichsam etwas ein. Vorher hieß es in monumentaler Eintönigkeit immer: Gott sprach, Gott schuf, Gott machte. Nun aber geht die Komposition dieser Geschichte gleichsam in eine andere Tonart über. Gott hält nämlich inne; er führt ein Selbstgespräch mit sich und sagt: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.

Man könnte fast so etwas wie ein Zögern oder gar ein Zurückzucken herausspüren. Auf jeden Fall aber ist es eine Art verhaltenen Atemholens, wie wir es von uns selbst kennen, wenn wir an das entscheidende Stück irgendeiner Arbeit herangehen, auf deren Gelingen uns alles ankommt. Da halten wir inne und nehmen Abstand. Vielleicht erlebt es ein Dachdecker so, der einen Kirchturm mit Schindeln bedeckt hat und nun noch in einer letzten riskanten Anstrengung den Hahn auf seiner Spitze anzubringen hat; oder ein Dichter, der darangeht, die Haupt- und Schlüsselszene in sein Drama hineinzukomponieren.

Wenn Gott innehält, ehe er den Menschen in die Schöpfung einfügt, dann spüren wir das Risiko, das damit verbunden ist:

Geht es bei den Menschen um die Krönung der Schöpfung oder geht es um ihre Kreuzigung? Erreicht die Schöpfung ihren Gipfel, wenn ihren Kreaturen jetzt ein Wesen zugesellt wird, das sich über die Dumpfheit des Unbewußten erhebt, das wissend und willensbegabt, das als Partner und Mitarbeiter Gottes unter seinem Schöpfer leben darf – oder ist mit der Erschaffung dieses Wesens »Mensch« die erste Stufe in einem uner-

hörten Gefälle betreten —, in einem Gefälle, das aus dem Garten Eden zu einer verwüsteten und beunruhigten Erde führt, das aus dem Kind und Ebenbild Gottes einen Räuber und Rebellen werden und durch ihn Krieg und Kriegsgeschrei auf die fernsten Planeten tragen läßt?

Krönung oder Kreuzigung der Schöpfung — das ist hier die Frage. Und man begreift das Innehalten, man versteht das Zögern Gottes. Gott steht vor einem Risiko. Ist es nicht ein atemberaubender Gedanke, ist es nicht fast blasphemisch, so etwas auch nur zu denken?

Und doch ist es ja so. Indem Gott sich ein Wesen gegenüberstellt, dem er Freiheit und Macht schenkt, riskiert er es, daß aus dem Kind ein Nebenbuhler, daß aus dem Geschöpf ein größtenwahnsinniger Konkurrent des Schöpfers wird. Dann kommt es vielleicht zu jenem Augenblick, der uns in Goethes »Faust« geschildert wird, wo der Mensch sich durchaus nicht dankbar dessen erinnert, daß er Ebenbild seines Schöpfers sein darf, sondern wo er sich in die Brust wirft: »Ich Ebenbild der Gottheit!«, oder wo er gar wie Prometheus von seiner Gott-ebenbürtigkeit schwärmt.

In diesem Wagnis Gottes, durch das er sich an den Menschen bindet und sich der Möglichkeit aussetzt, von ihm geschmäht, mißachtet, verleugnet, übersehen zu werden, in diesem Wagnis blitzt zum ersten Male seine *Liebe* auf. Gott setzt sich gleichsam selbst ein. Er ist bereit zu jenem Schmerz, den der Vater leidet, wenn er den verlorenen Sohn in die Fremde ziehen, wenn er seinem Herzen tiefe Wunden beibringen läßt und wenn er das Kind seiner Schmerzen dennoch nicht aufgibt. In Jesus Christus ist diese Linie vollendet. Da hat sich Gott selbst seinen rebellischen Kindern ausgesetzt, hat sich ihnen preisgegeben und hat sein Liebstes an ihnen und für sie sterben lassen.

Wir merken also schon, wie falsch es wäre, allzu pausbackig davon zu sprechen, daß der Mensch die Krone der Schöpfung sei. Unser Text deutet Hintergründe an, die es nicht erlauben, eine so simple Formel zu verwenden. Vielleicht ist es gut, wenn wir an dieser Stelle das überaus abweisende Wort von Gottfried Benn nehmen: »Der Mensch ist kein höheres Wesen . . . Was wir erreichten, war in weitem Umfange das Überhebliche, Hybride, das Dumme.« Darum sei ein »gewisser Abbau dieser

Arroganz« sicher wichtiger, als träumerischen Hochzielen nachzuhängen.

Dennoch scheint es mir falsch, wenn wir jetzt in das allgemeine und als geistreich geltende Trübsalblasen über die Mißratenheit des Menschen einstimmen. Ich meine, wir müßten hier einen ganz anderen Weg einschlagen, und ich bin der Überzeugung, daß unser Text ein wichtiges Orientierungsmittel dazu werden kann.

Wenn uns das Gebot der Nächstenliebe *eine* Regel mit auf den Weg gibt, dann ist es doch die, daß wir einen Menschen immer von seinem Optimum und gerade nicht von seiner Mißratenheit her verstehen müssen.

Ich möchte das an einem Beispiel verdeutlichen. Ein Frau berichtet unter Tränen, in welcher zerrütteter Ehe sie lebt. Sie ist für ihren Mann Luft, wenn nicht sogar Blitzableiter für seine Launen und unkontrollierten Affekte. Alles, was sie erzählt, zeigt ziemlich drastisch, daß der Mann ein brutaler Bursche ist, und man versteht, daß die Liebe dieser Frau unter dem dauernden Druck seiner »seelischen Grausamkeit« fast erstorben ist.

Was soll man ihr nun sagen? Etwa, daß die Scheidung das beste sei? Natürlich blitzt dieser Gedanke in einem auf. Aber muß ich ihr nicht klarmachen, daß sie ihn damit erst recht der schiefen Ebene überantworten, daß sie ihm den letzten Halt rauben könnte? Oder was wäre hier sonst noch zu sagen? Vielleicht, daß sie sich zur Liebe zwingen sollte? Das wäre wohl ein ziemlich törichter Rat, dazu kann man sich doch nicht zwingen. Erzwungene Liebe führt nur zum Krampf. Wir können das bisweilen an gesetzlichen Christen beobachten. Vielleicht aber spreche ich mit ihr folgendermaßen:

»Sie haben doch Ihren Mann geliebt, als Sie ihn kennenlernten, nicht wahr?« — »Ja«, antwortet sie dann, »aber da war er auch anders.« — »Gewiß, natürlich war er anders«, gebe ich ihr recht, »sonst hätten Sie ihn ja auch nicht genommen.« — »Allerdings«, fällt sie mir ins Wort, »darauf können Sie sich verlassen!« — »Aber Sie *haben* ihn doch einmal geliebt«, fahre ich fort, »und nun frage ich Sie, wer ist Ihr Mann nun *eigentlich*? Ist *das* an ihm sein Wesen, was Sie *damals* liebten, oder ist seine Scheußlichkeit sein Wesen, unter der Sie *jetzt* so leiden?«

Ich will dieses Gespräch jetzt nicht weiter verfolgen, sondern

nur eines sagen: Bei Jesus Christus lernen wir, daß die einstige und nun längst erstorbene Liebe das wirkliche und eigentliche Wesen jenes Mannes erfaßt hatte. So wie er der Frau *damals* erschien, so hatte Gott ihn gemeint, so hatte er ihn entworfen. Sein späterer Zustand war Abirrung und Abfall von diesem Wesen.

Wenn wir uns einmal überlegen, woher Jesus die Kraft nahm, Dirnen, Zuhälter und Henkersknechte lieben zu können, dann gibt es darauf nur eine Antwort: Das konnte er nur deshalb, weil sein Blick durch die Schmutzschicht und durch die Kruste der Entartung hindurchdrang, weil sein Auge das göttliche Original traf, das in jedem Menschen – in *jedem* Menschen! – verborgen ist.

Jesus erneuert alles in uns: Er schenkt uns nicht nur ein verfeinertes Gewissen und mobilisiert unseren Willen, sondern zunächst und als erstes schenkt er uns ein erneuertes Auge. Wir sehen und erkennen dann etwas anderes an unserem Nächsten.

Ich meine nun zu sehen, daß der Bericht von der Erschaffung des Menschen uns in dieselbe Richtung weisen möchte. Denn hier wird uns der Augenblick geschildert, in dem Gott den Menschen »entwirft«, in dem er uns also sagt, was er mit ihm vorhat, wie er ihn sich denkt – als sein Ebenbild nämlich, als seinen Freund, als einen, dem er die Treue halten und dem er ein sinnvolles Leben schenken möchte. Wenn das stimmt, dann steckt dies alles auch jetzt noch in jedem Menschen darin, selbst in der bösen Klatschbase in meiner Nachbarschaft, selbst in dem jungen Taximörder und auch – diesmal wieder auf einer anderen Ebene – in Chruschtschow und Mao Tse-tung.

Wenn es aber in jedem Menschen enthalten ist, dann muß ich auch damit *rechnen*, dann darf ich nicht bloß angstvoll oder auch haßerfüllt auf solche bedrohlichen Figuren reagieren, sondern muß sie von diesem ihrem Optimum, von diesem ihrem Schöpfungsentwurf her sehen lernen.

Ich glaube, es könnte uns eine große Ruhe und Gelassenheit aus solcher Art des Sehens zuströmen. Wir würden aus der panischen Zappelerei, aus der ewigen Angst oder auch aus der sterilen Menschenverachtung herauskommen. »Ist der Mensch nicht mehr als das?« fragt König Lear. O ja, er ist mehr, er ist

wirklich mehr. Er ist immerhin der potentielle Träger einer Krone, auch wenn er sie hundertmal verspielt.

Darum wollen wir uns einmal für einen Augenblick die Vision der menschlichen Narrheit, die Vision des prometheischen Atomrebellens aus den Augen wischen und uns erholen am Anblick dessen, was Gott mit uns Menschen *gemeint* hat und was uns auch jetzt – wirklich uns allen: dem Kapitän und den letzten Heizern auf unserem planetarischen Schiff – noch eignet und womit wir rechnen dürfen. Ich meine, es sei so etwas wie ein Atmen von Sauerstoff, wie eine unerhörte Erfrischung, wenn wir uns diesem Anhauch aus unserer Geschichte aussetzen.

Dieses Original unseres Entwurfs, mit dem ich bei mir und auch bei meinem Nachbarn und Kollegen und Konkurrenten rechnen darf, wird von unserem Text unter drei Gesichtspunkten beschrieben:

Erstens: Wir sind zur Herrschaft über die Natur bestimmt; zweitens: Wir sind für das Zueinander von Mann und Weib verordnet, wir sind also nicht als Solisten entworfen, sondern wir sind zur Mitmenschlichkeit bestimmt; und wir sind endlich – drittens – auch Abbilder und Gleichnisse des göttlichen Wesens.

Ich möchte diese Züge hier und auch in den nächsten Auslegungen genauer besprechen, denn sie stellen so etwas wie eine Planskizze, wie ein Meßtischblatt unseres gesamten menschlichen Daseins dar. Wenn wir diese Karte studiert haben, wissen wir über den Sinn unseres Lebens Bescheid. Wir wissen dann, was mit uns gespielt wird und welche Rolle wir selbst zu spielen haben. Darum können wir das nicht übers Knie brechen, sondern müssen uns etwas Zeit dafür nehmen.

Zunächst möchte ich den ersten der drei genannten Charakterzüge besprechen: Der Mensch ist zur *Herrschaft über die Natur* berufen: »Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel.«

Es wäre irrig, in diesen Worten eine Andeutung von der Art zu sehen, daß der Mensch hier als ein Geistwesen aufgefaßt werde, das über die Natur und über das Tierische erhaben sei und gleichsam über allem Kreatürlichen schwebe. Das Tier und der Mensch, die Walfische, die Spatzen und der homo sapiens

sind miteinander an dem gleichen sechsten Schöpfungstag erschaffen und durch ihn zu einer Einheit zusammengefaßt. Ich meine nun, es sei nicht nur lebenswahr, sondern auch ein großer Trost, daß die Bibel nicht so tut, als ob wir Tugendbolde, gemalte Heilige und Idealfiguren der Humanität seien. Sie weiß sehr wohl etwas davon, daß der grausame Kampf der Natur auch unser menschliches Leben bestimmt, daß auch wir von Instinkten und Trieben, Notdürften und Lüsten bestimmt sind, wie das Hühnervolk oder die Bestien auf freier Wildbahn. Manchmal sind unsere Träume, die wir durch unseren Willen nicht kontrollieren können, eine erschreckende Erinnerung an diese unsere Wurzel im Tierreich.

Ist es nicht wirklich ein Trost, daß die Bibel uns ganz realistisch auch als diese höheren Tiere sieht? Daß Gott uns keineswegs nur als Bewohner der »Bel-Etage« der Schöpfung, als Bewohner des Herrschaftsstocks der Gewissens- und Vernunftbesitzer versteht, sondern daß er auch um unsere Keller, um die finsternen und untermenschlichen Abgründe unseres Wesens weiß, in die wir keinen Menschen hineinschauen lassen? Was wäre das Evangelium, wenn Jesus sich nicht um die Gier der Dirnen, um die Leiber mit ihren Trieben und auch mit ihren Krankheiten kümmerte, wenn er nicht bei unserem Sterben nahe wäre, wo wir doch »davonmüssen wie ein Vieh!« (Psalm 49, 13).

Ich finde es über alle Maßen beglückend, daß das Vaterunser nicht so tut, als ob wir nur »religiöse« Menschen wären, Leute also, die sich mit lauter hohen Dingen beschäftigen und die in dem Wunsch aufgehen, daß das Reich Gottes kommen und daß sein Wille geschehen möge. O nein, das Vaterunser weiß auch, daß wir den Freßtrieb haben — wieder wie das liebe Vieh —, daß wir unser tägliches Brotquantum haben müssen, daß uns die schönste Gemäldegalerie egal ist, wenn wir eine Grippe ausbrüten, und daß uns jede Andacht verpatzt wird, wenn wir kalte Füße haben.

Ich meine, es sei einfach schön, daß Gott uns Menschen nicht wie Aristokraten der Schöpfung behandelt, die ständig über ihre Verhältnisse leben und sich in fromme Unkosten stürzen müssen, um ihrem Humanitätsdiplom gerecht zu werden, sondern daß wir als Leute vor ihm erscheinen dürfen, die mit Fischen, Hunden und Katzen verwandt sind und in denen die Hormone und die Drüsensekrete genauso kreisen wie in ihren

Mitgeschöpfen; daß wir als Leute vor ihm erscheinen dürfen, die von der gleichen Libido gepeitscht sind wie jene, und in denen sich dies alles sogar — anders und schlimmer als beim Tier — zu unentwirrbaren Komplexen verdichten kann. Genau und ebenso sind wir ihm recht; genau *das* hat Jesus auch auf sich genommen. Und Gott der Herr ist sehr viel weniger natur- und kreaturenfremd als wir selbst in unserm frommen Wahn. Es ist darum nicht unter seiner Würde, wenn wir ihn als frisch Operierte um eine gute Verdauung bitten und wenn ein Gefangener über seiner Wassersuppe die Danksagung spricht. Ich glaube sogar, er hat größere Freude daran, als wenn wir mit gefülltem Wirtschaftswunderleib ein blödes »Mahlzeit« grunzen und über schwerem Silber und goldenem Porzellan uns in dem Behagen aalen, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Vor Gott jedenfalls stehen wir da als Menschen von Fleisch und Blut, und zwar von hinfälligem Fleisch und wildem Blut und mit den Kellern der Tierheit, und es weht uns der Brodem der Erde Gottes an, wenn der Psalmist betet: »Herr, du hilfst Menschen und Vieh« (Psalm 36, 7).

Ist es denn wirklich nur Zierat und Arabeske, wenn Ochs und Esel im Stall zu Bethlehem auftauchen und wenn sie alle unter dem gleichen Licht stehen? Ist der Sohn Gottes umsonst im Stall der Tiere geboren? Es ist nicht gut, wenn das Christentum zur Verachtung des Leibes führt und wenn es geistiger sein will als Gott.

Darum ist es ein Irrtum, wenn wir es für fromm halten, aus der Solidarität des sechsten Tages auszubrechen und uns idealistisch oder spiritualistisch nur als Geistwesen zu gebärden. Die Utopisten, die von einem Fortschritt ins Übermenschliche träumten und die Erde zum Himmel machen wollten, haben diese Erde stets nur zur Hölle gemacht. Jesus Christus hält uns dicht an der Erde, sonst wäre er ja gar nicht auf eben diese Erde gekommen, sondern hätte eine Methode entwickelt, um uns ins Übermenschliche hinaufzuschrauben. Aber er taucht doch im Stall auf, und auch das Viehische in uns selbst hat er sich nicht fremdbleiben lassen. Er hilft Menschen und Vieh, er umspannt Speicher und Keller, er liebt die Arietta, jenen völlig vergeistigten Satz in Beethovens opus III, und er legt seine Hand auf den wilden und tierischen Traum eines Pubertierenden.

Auch wenn der Mensch zum Zeugen und Fruchtbaresein aufgerufen wird, taucht dieser Befehl wieder in *einem* Atem mit dem tierischen und pflanzlichen Sich-Vermehrten auf. Darin steckt ein sehr verhaltener Hinweis darauf, daß wir Menschen in anderer Weise zeugen und schöpferisch sind als Gott der Schöpfer selbst: daß wir eben »nur« Menschen und also von ihm abgehoben sind. Gott schafft aus dem Nichts. Wir Menschen aber sind überall an unsere kreatürlichen Voraussetzungen gebunden und können uns nicht über sie erheben. Wir sind in Grenzen eingeschlossen, die wir nicht sprengen können.

Können wir etwa Kinder zeugen, wie wir sie uns wünschen? Wir tragen doch unsere Erbmasse in uns und müssen sie weitergeben. Vielleicht zittern wir als junge Eltern bei dem Gedanken, diese oder jene Eigenschaft, die tief in unser Wesen eingefressen ist, könne sich vererben, — und doch finden wir sie dann in unseren Kindern wieder. Wahrhaftig, wir können keine Kinder »schaffen«, wir können nur uns selbst in all unserer Fragwürdigkeit »fortpflanzen«. Wir schaffen nicht wie Gott aus dem Nichts, sondern wir murksen nur an gegebenen Voraussetzungen herum.

So ist es ja immer im Leben: Auch wenn wir Erzieher sind — sei es als Eltern, sei es als Lehrer oder Jugendführer —, dann können wir nur Gegebenes weiterbilden; und wo nichts ist, können wir nichts schaffen. Aus einem amüsischen Klotz können wir keinen Mozart züchten, auch wenn wir den ganzen Tag Sphärenklänge auf ihn niedersäuseln lassen und ihn mit Musiktheorie vollstopfen.

Und wie sieht es in der Politik aus? Auch ein genialer Staatsmann kann keine Welt auf die Beine stellen und »schaffen«, wie sie in seinen Träumen lebt, sondern er muß die »Kunst des Möglichen« betreiben. Er kann sich nur im engen Kreis von Konstellationen bewegen, wie sie nun einmal gegeben sind. Er kann keine Situationen »schaffen«, so wie Gott schafft, sondern er kann nur gegebene Situationen »ausnutzen«.

Ehe wir also zur Kenntnis nehmen dürfen, daß wir die Krone der Schöpfung sind, müssen wir vorher zur Kenntnis nehmen, daß wir *nur* Menschen und daß wir auf keinen Fall Götter sind. Über diesen Texten schwebt die furchtbare Majestät des Herrn, vor dem wir vergehen müssen und vor dem wir Nichtse sind.

Dennoch wird uns nun in unserer Fragwürdigkeit das Wort zu-

gerufen: »Machet euch die Erde untertan!« Ich glaube, wir können jetzt kein massives Pathos mehr aus diesem Wort heraushören. Denn wir sollen die Erde ja nicht beherrschen, weil wir *über* den anderen Geschöpfen sind, sondern nur deshalb, weil wir *unter* Gott stehen und seine Statthalter sein dürfen. Ein Statthalter des Schöpfers zu sein, ist aber etwas anderes als ein Geschöpf, das sich selbst zu Gott oder wenigstens zum Übermenschen macht.

Wenn ich recht sehe, ist damit auch der Sinn aller *Kultur* angedeutet. Denn Kultur ist doch die Bewältigung, die Bearbeitung der Welt. Sobald aus Einöden fruchtbares Ackerland gemacht wird und aus Urwäldern menschliche Siedlungen entstehen, ist damit der Welt das menschliche Siegel aufgeprägt. Jede bergende Heimstatt und jeder Garten ist ein Sieg, den der Mensch über die anbrandenden Elemente errungen hat.

Wir dürfen also nicht meinen, daß Kultur immer erst aus der Entzweiung mit Gott stamme, daß ihr von Haus aus Hybris und menschliche Selbstherrlichkeit anhafte. Nein, im Gegenteil: sie steht unter dem Segen und unter der Legitimation eines göttlichen Befehls. Wenn die Kultur gottlos wird und sich schließlich im Turmbau zu Babel ihr erschreckendes Zeichen schafft, dann ist eben ein *fremdes* Element in den Plan Gottes hineingepfuscht worden. Ich deute das hier nur an. Wir werden in den späteren Abschnitten noch weiter darüber nachdenken.

Zunächst halten wir nur den Gedanken fest, daß in der Kultur und in allem Großen und Hochfliegenden ein Schöpfungsziel Gottes verborgen ist. Wir Christen haben darum nicht nur Choräle zu singen, sondern wir haben auch auf die Kultur aufzupassen. Auch das will Gott. Wir können aber nicht über sie wachen, wenn wir christliche Banausen und stupide Spießbürger sind. Dann überlassen wir Theater und Musik und Dichtung und Politik den sogenannten »Weltkindern«, und unsere etwas nachträgliche und posthume Aufregung, daß sie möglicherweise Unfug damit treiben, daß sie einen Eros-Kult und einen atomaren Hexensabbat daraus machen, ist gänzlich fehl am Platze. »Soll denn der Knoten der Geschichte so auseinandergehen«, fragt Schleiermacher in anderem Zusammenhang einmal, »daß das Christentum mit der Barbarei, die Wissenschaft aber — und die Kunst — mit dem Unglauben gehen?«

Ich glaube, die Gemeinde Jesu Christi hat noch gar nicht recht begriffen, *was* uns anvertraut und welche Fülle uns geschenkt ist. Manchmal kommt es mir vor, als ob wir Christen zwischen Himmel und Erde herumzappelten und im Grund beides verloren hätten und also den Weltkindern eine ziemlich klägliche Figur darböten. Wir überlegen uns dauernd, was man als Christ alles »nicht mehr darf«, statt daß wir jenen Reichtum der Schöpfung genießen und mit offenen Händen dann empfangen, was Gott uns schenken will. Ist denn Gott ein mißtrauischer Geizkragen, der alles vor uns wegschließt, so daß wir nicht drankönnen? Ist er nicht vielmehr der Vater, der aus vollen Händen und großzügig ohnegleichen immer nur gibt, immer nur ausschüttet? Ich fürchte, daß die Bazillen einer neuheidnischen Kultur in unseren muffigen christlichen Brutöfen gezüchtet werden.

Heute sind wir sogar zum Start in den Weltraum angetreten und sind dabei, uns nicht nur die alte gute Erde, sondern den Kosmos selbst untertan zu machen. Ist das *auch* noch durch den Segen des Schöpfungsbefehles gedeckt? Das ist eine Frage, die uns unter die Haut gehen mag. Ist Gott auch im Weltraum und auf der Venus unser Herr oder sind wir damit aus der Schöpfungsheimat ausgebrochen, die Gott uns angewiesen hat? Angeln wir damit nach verbotenen Früchten?

Ich stelle mir vor, was ein besinnlicher Raumfahrer auf seiner ersten Reise zur Venus wohl denken mag. Vielleicht ist es das: Nachdem die Tortur der übergroßen Beschleunigung vorüber ist, mag ihn der Triumph menschlicher Raumeroberung einen Augenblick überkommen. Aber indem er nun aus seinem Raumschiff auf den Heimatplaneten zurückblickt, der kleiner und kleiner wird, überfällt ihn ein anderer Gedanke: Da liegst du nun, du kleine provinzielle Erde — so denkt er vielleicht —, tief unter mir. Wirklich? Habe ich dich tatsächlich »hinter« mir gelassen? Ist die Vergangenheit, die ich auf dir verlebte, wirklich wegretuschiert?

Dann aber wird ihm das Kleine, mit dem schärfsten Fernrohr nicht mehr Sichtbare auf einmal nahe, groß und beklemmend: jener Treppenabsatz — so weit weg, daß er kaum noch wahr ist, aber er *ist* wahr! —, auf dem er falsch Zeugnis wider seinen Nächsten ablegte; jene irdischen Nächte, in denen er sich an Ehrgeiz und Sorgengeist zerrieb; seine Ehe, in der er scheiterte

und schuldig wurde, und auch die großen Triumphe und Beglückungen seines Lebens. Wenn es einen Gott gibt, dann ist das alles sehr nahe und verfolgt ihn mit einer Geschwindigkeit, gegenüber der die Rakete ein Schnecken tempo hat.

So kann er seine Vergangenheit nicht abstreifen, auch wenn er noch so schnell durch den Raum fliegt. Und weil er das nicht kann, wird er die Identität mit sich selbst durch die Raumfahrt nicht los. Er muß er selbst bleiben. Denn es gibt keine Flügel der Morgenröte, die ihn an irgendein fernes Gestirnmeer trügen und ihn von sich selbst loskommen ließen. Er bleibt in der Umklammerung durch den Tag der Schöpfung auf der *einen* und durch den Tag des Jüngsten Gerichtes auf der *anderen* Seite. Sein Leben bleibt auch im Weltraum mitten in jenem Gespräch, in dem er von dem Atem Gottes umschlossen ist. Und also bleibt er gerichtet und geborgen zugleich. Er wird sich selbst nicht los, und er wird den nicht los, der ihn bei sich selbst festhält.

Dies also, meine ich, ist für den Raumfahrer das Schreckliche, daß er sich selbst immer mitnehmen muß, daß ihm das Menschliche nie im Rücken liegt und daß er seine Geschöpflichkeit und seine Sünde nicht los wird.

Wohin er auch immer kommt — auf den Mars oder auf die Venus —, da wird sogleich wieder das alte Lied losgehen, das in jenem Augenblick erklang, in dem die verbotene Frucht in irgendeinem mythischen Garten gepflückt wurde. Nun wird Kains Brudermord auch auf der Venus geschehen, und auf dem Mars wird der babylonische Turm emporragen. Sein Chef, der Kommandeur des Raumschiffes, hat vielleicht schon geheime Pläne über strategische Maßnahmen auf der Venus in seiner Mappe mit dem irdischen Reißverschluß.

Wohin der Mensch auch geht, da nimmt er seine Zwielfichtigkeit mit: das Licht seiner Vernunft, das ihm der Schöpfer gab, und auch die phosphoreszierende Fäulnis seiner Angst und seiner Machtgier. Friedrich Dürrenmatt hat diese Vision in seinem Hörspiel »Unternehmen Wega« beschworen.

Vielleicht kommt unserem Raumfahrer aber noch ein weiterer Gedanke. Unter Umständen zerlegt sich in seiner Besinnung der Ameisenhaufen der sogenannten Menschheit in zwei »Rassen«:

Die einen waren fasziniert von der raumgreifenden Möglichkeit

des Menschen. Ihre Phantasie war auf die unausdenkbare Ferne eines kosmischen Horizontes gerichtet, und sie vergötterten dieses Fabelwesen Mensch in seiner unbegrenzten technischen Potenz.

Aber da gab es noch eine andere »Rasse« von sehr viel kleinerer Zahl: Das waren die, die mit ihren Gedanken auf der Erde und bei den Menschen blieben. Sie wurden nicht müde, darauf hinzuweisen, daß nicht der Raum kosmischer Entfaltung das erste Problem sei, sondern daß der Mensch selbst, daß ich und du das Problem seien. Sie sahen mit Entsetzen, wie dieses Wesen Mensch davon träumt, daß Wissen Macht sei, wie es übersieht, daß jenes Wissen längst zu einer Macht über den Menschen geworden ist, und wie der Mensch aufgehört hat, seinem Wissen gewachsen zu sein. Sie sahen, daß alles darauf ankommen müsse, eben diesen Menschen in Ordnung zu bringen, ihn zu lehren, wie man liebt und wofür man da ist. Sonst müßte er Schaden nehmen an seiner Seele, auch wenn er den ganzen Kosmos gewänne.

Auf dieser kleinen Erde dahinten — das mag der letzte Gedanke des Raumfahrers sein, während die Erde schon ein Planet unter anderen am unermeßlichen Himmelsgewölbe geworden ist —, da lebte in den letzten Jahrzehnten ein Mensch, der ein großer Gelehrter und Künstler war. Die Masse aber kannte ihn nicht als Geistesheroen — der er auch war —, sondern nur als jemanden, der anderen Menschen helfen wollte, der in den Urwald ging und den Fernsten ein Nächster wurde. Die Anwesenheit eines solchen Menschen wurde als unerhörte Sensation empfunden. Wenn er nach Europa kam, strömten die Menschen zusammen. Der Nobelpreis wurde ihm zuteil und zahlreiche Ehrendoktorate.

Ist dies nicht ein tolles Gericht über die Erde, daß es als äußerste Sensation gilt, wenn jemand nichts anderes als — »ein Mensch« ist, und daß dieses Phänomen eines »Menschen« wie ein Wunder angestaunt wird, das alle Boxweltmeister, Fußballmatadoren und Zelluloidstars aussticht?

»Ein Mensch« zu sein, das ist einmalig. Was ist aber dann »das Übliche?« Und doch ist es ja ein Trost, daß es so ist, mag sich der Raumfahrer sagen, während es ihn trotz der Klimaanlage schaudert. Ja, trotz allem ist es doch ein Trost, denn es verrät in der Sprache des Zeichens, wozu wir von Gott entworfen

sind und daß Gott an seinen Gedanken festhält. Wir taumeln oder fliegen unter der Gnade Gottes dahin. Wir müssen uns klarmachen, was uns bereitet ist.

Nun ist also die Venus ganz nahe, und man kann schon Gebirge und Meere erkennen. »Dort unten auf der Erde«, so schließt die Meditation des Raumfahrers, »dort unten sagten wir:

Orient und Okzident ruhn im Frieden seiner Hände.«

Auch Venus und Mars sind von diesen Händen umgriffen. Wir können ihnen nicht enttrinnen, aber wir können in ihnen geborgen sein.

Schöpfung und Entwicklung, Glaube und Wissenschaft

DIE ERSCHAFFUNG DES MENSCHEN

ZWEITER TEIL

Also ist Himmel und Erde geworden, da sie geschaffen sind, zu der Zeit, da Gott der Herr Erde und Himmel machte.

Und allerlei Bäume auf dem Felde waren noch nicht auf Erden, und allerlei Kraut auf dem Felde war noch nicht gewachsen; denn Gott der Herr hatte noch nicht regnen lassen auf Erden, und es war kein Mensch, der das Land baute. Aber ein Nebel ging auf von der Erde und feuchtete alles Land.

Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte.

Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.

Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.

1. MOSE 2, 4-9. 16.17

In seinem Essay »Lob der Vergänglichkeit« sagt Thomas Mann einmal: »In tiefster Seele hege ich die Vermutung, daß es bei jenem ›Es werde‹, das aus dem Nichts den Kosmos hervorrief, und bei der Zeugung des Lebens aus dem anorganischen Sein auf den Menschen abgesehen war . . .«

In der Tat: Wir spüren der Schöpfungsgeschichte ab, daß alles, was da über Pflanzen und Tiere, über Sonne und Mond gesagt ist, nur eine Ouvertüre bildet und daß sich der Vorhang erst in *dem* Augenblick hebt und die Dramen und Tragödien auf dieser Erde erst dann einsetzen, wenn der Mensch auftritt und seine Rolle zu spielen beginnt.

Wie oder was aber ist nun der Mensch? Oder sprechen wir lieber in der ersten Person: Was soll ich von mir halten und welche Rolle ist mir zugedacht, wenn der Vorhang hochgegangen ist?

Es ist merkwürdig: Wenn jemand abends ins Kino gehen will — und er ist nicht allzu abgestumpft —, dann erkundigt er sich zuvor: Was wird gespielt? Wer hat die Hauptrolle? Wer führt Regie? Wenn ich recht sehe, gibt es aber nur wenige Menschen, die sich die Frage stellen: Was wird eigentlich in meinem Leben gespielt? Wem ist die Hauptrolle zugeteilt, und wer führt Regie?

Käme aber nicht alles darauf an, hierüber Klarheit zu gewinnen? Kann ich die Bühne, kann ich die Bretter meines Lebens betreten, ohne mir die Frage vorzulegen: Was habe ich nun eigentlich zu spielen? Oder will ich etwa blindlings losschwätzen und es darauf ankommen lassen, was mir die Souffleuse des Augenblicks von Fall zu Fall vorsagt? Dann könnten wir, wenn der Vorhang unseres Lebens schließlich in unserem letzten Stündlein fällt, nur mit dem schalen Gefühl abtreten, daß alles verfehlt war: Wir haben sehr viel dahergeschwätzt, wir haben Purzelbäume geschlagen, auf Sofas herumgelungert und in Akten gewühlt; wir haben zänkische Dialoge geführt und auch die verschiedensten Liebesszenen gespielt. Aber das alles war ein zusammenhangloses Tuttifrutti und hatte keine Linie und keinen Stil.

So fragen wir uns beklommen: Was soll das alles? Ist das Leben eine Fahrt ins Blaue, bei der man nirgendwo ankommt — höchstens bei der Endstation Sehnsucht?

Darum scheint es mir wichtig, den vorliegenden Text über die Erschaffung des Menschen genauer zu studieren. Denn diese Worte der Urgeschichte stellen so etwas wie das Textbuch für die Rolle dar, die ich zu spielen habe.

Wenn wir uns einmal fragen, was der Mensch ist, oder wieder besser: was *ich* bin, so können wir nur in *der* Weise eine Antwort finden, daß wir den Menschen durch die Art bestimmen, wie er sich zu anderen Größen verhält. Ich nenne einmal einige solcher Orientierungsgrößen:

Der Mensch kann zum Beispiel so bestimmt werden, daß man feststellt, wie er sich zu seinem *Ursprung* verhält. Wir sagen dann etwa: Der Mensch stammt aus dem Tierreich. Wenn wir das so behaupten, sind wir geneigt, daraus den Schluß zu ziehen, er sei also selber ein höheres Tier. Herrschen nicht in unserem menschlichen Leben dieselben Kampfgesetze des Daseins, wie wir sie in der Natur beobachten? Wir pflanzen uns fort wie alle Säugetiere, und schließlich sterben wir auch auf dieselbe Weise, sei es, daß wir den Alterstod erleiden und daß sich unsere Zellen entwässern, oder sei es, daß wir gewaltsam umgebracht werden.

Wir können aber die tragende Beziehung unseres Lebens auch ganz anders erklären, indem wir etwa sagen: Unser menschliches Leben ist durch die Art bestimmt, wie wir uns zu den *Aufgaben* verhalten, die das Leben und der Beruf uns stellen. Wenn wir den Menschen und uns selbst so von unserer Aufgabe her deuten, bestimmen wir ihn logischerweise als ein Leistungswesen. Dann besteht der Sinn unseres Lebens darin, daß wir etwas vollbringen und unser Soll erfüllen. Unwillkürlich werden uns dann Stachanow und Hennecke oder der Typus des Managers zum Modellbild des Menschen. Wenn wir dann eines Tages nichts mehr leisten können, weil wir im Altersheim sind oder einen Herzinfarkt haben und nur noch ein bißchen spazierengehen können, dann wird unser Leben sinnlos und überfällig. Wir sehen ja auch oft genug, wie traurig und sinnentleert das Leben alternder Menschen wird, wenn sie das Leistungsprinzip zu ihrem Gott erkoren haben und dieser Gott sie dann eines Tages verläßt und in die Leere verstößt.

Ich will noch eine letzte Beziehung erwähnen, durch die wir unser Leben zu deuten vermögen:

Wir können den Menschen nämlich auch auf die *Sterne* bezogen

sein lassen, die sein Leben angeblich bestimmen. Wenn ich das tue, dann verstehe ich mich nur noch als ausführendes Organ kosmischer Schicksalsmächte; dann bin ich aller Entscheidung und aller Verantwortung für mein Tun enthoben, weil eben das astrale Schicksal über mich verfügt und mich zum willenlosen Funktionär des Universums macht. Wie viele Menschen, die nach ihrem täglichen Horoskop greifen, finden darin eine Beruhigung; weniger, weil sie hier etwas über ihre Zukunft erfahren — ich glaube, diese Neugierde ist gar nicht das entscheidende Motiv! —, sondern weil sie vom Gängelband der Sterne geleitet werden wollen und also aufhören, für ihre Schuld verantwortlich zu sein — so etwas ist ja überaus beruhigend! —. Man könnte mit Edmund in Shakespeares »König Lear« sagen:

»Narren durch himmlische Einwirkung,
Schelme, Diebe und Verräter durch sphärische Übermacht;
Trunkenbolde, Lügner und Ehebrecher durch planetarischen
Einfluß;

Und alles, worin wir schlecht sind, durch göttlichen Anstoß —
Eine prächtige Ausflucht für den Herrn Hurenjäger,
Seine Bocksnatur den Sternen zur Last zu legen.«

Auch unser Text bestimmt den Menschen nun so, daß er ihn zu einer anderen Größe in Beziehung setzt. Aber diese Größe ist weder sein tierischer Ursprung noch seine Leistung noch sein Milieu noch das astrologische Schicksal, sondern diese Größe ist — *Gott*.

Es muß einem ja an dieser Geschichte auffallen, daß der Mensch trotz aller Nähe zu Pflanzen und Tieren, Regen und Sonnenschein, trotz aller Erdgebundenheit und allen Erdgeruchs — wir erwähnten das schon im vorhergehenden Abschnitt — merkwürdig einsam inmitten seiner Welt steht.

Sonst heißt es immer in der dritten Person: »Es werde!«. So werden die Gestirne und die Blumen und die Walfische ins Leben gerufen. Sie alle sind ohne Bewußtsein und leben ihr Dasein unter einem Schöpfer, den sie nicht kennen. Der Mensch aber ist anders; und er wird auch auf andere Weise geschaffen: Er wird mit »Du« angeredet. Die Eichhörnchen und die Löwen erhalten keinen Befehl, was sie tun und werden sollen. Sie leben sozusagen aus der Automatik ihrer Instinkte. Dem Men-

schen aber wird ein »Du sollst« zugerufen; »Du sollst nicht vom Baum der Erkenntnis essen«, »Du sollst dir die Erde untertan machen«.

Eben das ist die Einsamkeit des Menschen gegenüber dem Tierreich. Das hebt ihn über seine Mitgeschöpfe hinaus.

Schiller könnte diesen Bibeltext im Auge gehabt haben, wenn er dem Sinne nach einmal sagt: Tiere und Pflanzen erhalten von der Natur ihre Bestimmung; aber nicht nur das: sie erfüllen diese Bestimmung auch ohne Zwischenfall; denn der Weg zu dieser Bestimmung wird vom Schöpfer gleichfalls »mitgeliefert«. Dem Menschen aber wird nur seine Bestimmung mitgeteilt, jedoch den Weg, auf dem er sie erfüllt, muß er selbst finden. Darum besteht auch die Möglichkeit, daß er ihn verfehlt.

Man könnte das auch so ausdrücken: Aus einem Hundembryo wird unter allen Umständen ein Hund. Das kann nicht schiefgehen. Aber ob aus einem Menschenembryo auch ein Mensch wird? Ob nicht vielleicht ein Unmensch daraus wird? Oder jemand, mit dem Gott etwas ganz anderes vorgehabt hat und der dann beharrlich diese Pläne Gottes mit seinem Leben sabotiert, der seine Pfunde verschleudert und seine Bestimmung wegwirft, bis er wie der verlorene Sohn am Schweinetrog endet? Ist das nicht *auch* möglich? Und leiden wir nicht darunter, daß es mit uns selbst unter Umständen so steht?

Im ersten Teil der Erschaffungsgeschichte des Menschen sagten wir: Der Mensch ist ein Risiko Gottes. Damit meinten wir genau dies: Ein Tier kann seine Bestimmung nicht verfehlen; aber der Mensch, ich und du, können es. Wir können eine falsche Rolle spielen. Und am Rand unseres Lebens kann im Jüngsten Gericht mit roter Tinte geschrieben sein: Thema verfehlt. Fritz Reuter hat das einmal mit den Worten ausgedrückt:

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein.
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein Haus.

Aber diese schreckliche Möglichkeit, daß ich eben das mittlere Stück, das mein ist und für das ich die Verantwortung trage, verfehlen und auf eine falsche Karte setzen kann, daß ich also im Dunkeln irre und nicht in jenem Hause geborgen bin: das ist zugleich auch unsere *Chance*, das ist sozusagen die *Würde*

unserer Humanität. Damit ist uns nämlich gesagt, daß wir in unmittelbarem Kontakt mit unserem Herrn stehen dürfen und daß uns dann, wenn wir diesen Kontakt haben, nichts anderes beschlagnahmen und in seine Gewalt bringen darf; daß wir uns folglich auch nicht mit der Diktatur der Sterne oder mit dem Zwang unserer Erbmasse oder mit der Bindung an unser soziales Milieu herausreden dürfen, sondern daß wir unmittelbar ihm, dem Herrn *selbst*, verantwortlich sind; daß wir von ihm unsere Befehle und zugleich unsere königliche Freiheit als Kinder Gottes empfangen. Wie manchem von uns mag die Wahrheit dieser Dinge — daß nämlich alles auf die *Beziehung* ankommt, der wir so unser Leben anvertrauen — in der Zeit seiner Gefangenschaft aufgegangen sein, in einer Situation also, wo der Hunger und die kreatürliche Angst und der Kampf um die Gunst des Küchenbullens oft genug aus der sogenannten Krone der Schöpfung ein armes Nervenbündel machte, das nur noch in der Beziehung zu seinem Freß- und Selbsterhaltungstrieb aufging, das vor der Wachmannschaft kuschte und servil nach einer Zigarettenkippe angelte.

Immer wieder aber hat man auch das andere beobachten können: wie wahr es nämlich ist, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt und daß er mit ganz anderen Quellen verbunden sein muß, wenn er nicht verschmachten soll.

Oft gab es doch den einen oder anderen, der auch in einer solchen Grenzsituation nicht in der Beziehung zu seinem leeren Magen oder seinen gepeinigten Nerven oder zu seinem hemmungslosen Lebenstrieb aufging, sondern der in allen diesen Zerrungen und im aussichtslosen Dunkel seines Kerkers der Nähe seines Herrn gewiß und dem Hexenkessel geheimnisvoll entnommen war. Dieser Halt, den die Geborgenheit Gottes schenkte, hielt wirklich, während die künstlichen Haltungen der Zivilisation und sogar die Bildung zerbrachen. Wer hier das ewige Wort vernahm und den bei sich wußte, der um seinetwillen ja *auch* ein Gefangener und Sterbender geworden war, wer mit ihm in der Zwiesprache des Gebetes lebte, nach dem griff das Gesetz der Bestialität vergeblich. Der war dem allem entrückt und war unter ein anderes Patronat gestellt. Der durfte eben ein Mensch, ein Kind Gottes bleiben, und in dem war jener Schöpfungsaugenblick bewahrt, da ihn Gott ins Leben rief und »Du« zu ihm sagte.

Darum liegt in dieser Einsamkeit des Menschen, die ihn aus dem Tierreich heraushebt, nicht nur unsere Gefährdung — daß wir nämlich das Thema unseres Lebens verfehlen können —, sondern auch unsere königliche Würde. Wenn uns Gott als seine Kinder beruft, wenn er so zu uns spricht, wie er zu Adam redete und wie er zu keinem Tier spricht, dann sind wir in dieser Zwiesprache, in dieser Verbundenheit geborgen und stehen unter einem Patronat, aus dem uns niemand und nichts, kein Hunger und keine Angst und keine Atombombe herausreißen kann.

Ich habe kürzlich eine sehr tröstliche Anekdote gefunden, in der von eben dieser Treue Gottes die Rede ist:

In den Gesprächen Friedrichs des Großen mit de Catt wird einmal von einer Gesellschaft berichtet, in der ein bekannter Tory-Führer von dem kürzesten Gebet erzählte, das er je gehört habe: ein einfacher Soldat habe es in der Schlacht von Blenheim gesprochen. Dieses Gebet lautete: »O Gott — wenn du bist —, errette aus dem Grabe meine Seele, wenn ich eine Seele habe!« Die Teilnehmer der Tafelrunde empfanden dieses Gebet als einen Witz und brachen in Gelächter aus. Aber der anwesende Bischof von Rochester sagte sehr ernst: »Ihr Gebet, Sir Williams, ist allerdings sehr kurz, jedoch erinnere ich mich eines ebenso kurzen, aber viel besseren, das gleichfalls von einem armen Soldaten gebetet wurde. Sein Glaube drohte sich in dem Übermaß der Strapazen und in der Anspannung des Dienstes aufzulösen; er hatte keine Zeit und keine Kraft mehr zu beten, aber als letztes sagte er noch: ›O Gott, wenn ich am Tage der Schlacht dein vergesse, dann vergiß du mich nicht.«

So ist es in der Tat: Wir leben im dauernden Vergessen Gottes, und unser Glaube ist oft genug ein verglimmender Docht. Es gibt aber einen, der uns die Treue seines Gedenkens hält, auch wenn wir großenwahnsinnig auf der Zinne des babylonischen Turmes stehen oder wenn wir uns in die Fremde davonschleichen oder im Stumpfsinn verkommen.

Nun mag der eine oder andere vielleicht denken: Das sind ja alles ganz freundliche und wohltuende Erwägungen, und ich gäbe etwas darum, wenn ich die Rolle meines Lebens *auch* so selbstverständlich auf dieses Textbuch gründen könnte. Aber kann ich denn wirklich im Ernst sagen: »Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein«, — kann ich wirklich so von der

Treue Gottes sprechen, ohne mein intellektuelles Gewissen zu vergewaltigen? Denn da ist doch die Rede davon, daß der Mensch aus einem Erdenkloß gemacht sei. Kann ich aber daran glauben, daß Gott mich geschaffen hat, daß er mein Herr sein will und daß ich unter seinem Patronat geborgen sein darf, wenn mir das in Form solcher Märchen gesagt wird? Ich weiß es doch einfach, daß die Entstehung des Menschen sich anders vollzogen hat, daß das Leben auf der Erde Millionen von Jahren alt ist und daß der Mensch sich ebenfalls in unvorstellbar langen Fristen aus der Tierheit emporentwickelt hat. Sitzt hier also der Glaube mit seinen mythisch-unwirklichen Vorstellungen nicht am kürzeren Hebelarm gegenüber einer Wissenschaft, die längst – und zwar mit exakten Nachweisen – die biologische Entwicklung an die Stelle der alten und überalterten Schöpfungsvorstellungen gesetzt hat?

Auch wenn diese Frage vielleicht mehr in eine theologische Vorlesung gehört, so weiß ich doch, daß viele Menschen von dieser Frage umgetrieben sind, und meine deshalb, dazu eine Bemerkung einflechten zu sollen.

Der wissenschaftliche Zweifel am Schöpfungsglauben, so wie ich ihn hier charakterisierte, beruht, wie mir scheint, auf einer falschen Fragestellung:

Ich kann nämlich entweder fragen, woher der Mensch biologisch stammt, und erhalte dann als Antwort: aus vormenschlichen Tierformen. Ich kann aber zweitens auch fragen, wozu er da ist, worin seine Bestimmung und also das besteht, was wir als die ihm zuge dachte »Rolle« bezeichneten. Frage ich so, dann erhalte ich als Antwort der Bibel die Auskunft: Er ist zur Gotteskindschaft, er ist in Jesus Christus zur Gemeinschaft mit Gott entworfen.

Diese beiden Fragen darf ich nicht miteinander vermengen. Hat man das eingesehen, dann sieht die ein wenig berüchtigte Fragestellung »Glaube und Wissenschaft« wesentlich anders aus: Am Glauben versündige ich mich nicht dann, wenn ich sage: Der Mensch hat sich aus dem tierischen Bereich heraus in Jahr-millionen entwickelt. Wie könnte denn die *eine* Wahrheit – nämlich die der Wissenschaft – einer *anderen* Wahrheit – nämlich der des Glaubens – widersprechen? Am Glauben versündige ich mich nur dann, wenn ich zu behaupten wage: Von diesem vormenschlichen Ursprung her kann ich das *Wesen* des

Menschen, kann ich eben seine *Bestimmung* und das *Thema* seines Lebens »ableiten«. Tue ich das nämlich, so komme ich zu der Antwort: Der Mensch ist »nur« ein höheres Säugetier, vielleicht ein Raubtier, auf alle Fälle aber ist er durch den Freß-, den Zeugungs- und den Beutetrieb bestimmt. Die Weltgeschichte wird dann zu einem Sonderkapitel in der allgemeinen Zoologie. Man sieht also, bei welchen Konsequenzen ich ankommen würde.

Ich muß mich jedoch noch genauer ausdrücken: Natürlich streite ich nicht ab, daß der Mensch, biologisch gesehen, nur ein Säugetier ist, aber eben — nur *biologisch* gesehen! In seinem Wesen ist er doch etwas anderes:

Oder würden wir es etwa wagen, die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind als Affenliebe und den Tod des Menschen als tierisches Verenden zu bezeichnen? Ist nicht auch der menschliche Sexus etwas ganz anderes als bei unseren tierischen Mitgeschöpfen? Natürlich hat das menschliche Geschlechtsleben *auch* seine biologische Seite, aber es ist doch wieder mehr und ist anders. Denn dieses biologische Gefäß der triebhaften Prozesse, des Zeugungs- und Geburtsgeschehens, ist beim Menschen in etwas ganz anderes eingelassen: Da ereignet sich doch mein Verhältnis zu dem mir allernächsten Menschen. Auf eine geschlechtliche Weise liebe ich ihn und diene ihm, werde an ihm schuldig und scheitere, erlebe Erfüllung und Niederlagen, kurzum: Ich verhalte mich ganz und gar *menschlich* in all meinem Lieben und Hassen, in allen Versäumnissen und in allem Schuldigwerden.

Das Biologische ist gleichsam nur ein Gefäß, das eine ganz und gar menschliche Ich-Du-Beziehung birgt und das darum voller Liebe und Anhänglichkeit, aber auch voller Schuld und Ablehnung ist, genauso — und nur aufs Biologische hin besonders zugespitzt — wie überall sonst in meinem Leben, wo ich es mit meinem Nächsten zu tun habe, und zwar ganz gleich, ob dieser Nächste mein Chef oder mein Angestellter, mein Nachbar oder mein Kollege ist.

Wenn ich nun dieses Gefäß, diesen Bios, nicht ein bloßes »Behältnis« sein lasse, sondern ihn selbst zum »Inhalt« mache, wenn ich also sage: Dieses Biologische, dieses Triebhafte, ist der Zweck und die Sache *selbst*, dann wird das Geschlechtliche unmenschlich; es wird zum Exzeß blinder Triebe. Und dann

wird der geschlechtliche Umgang nichts anderes als der Versuch, meinen Sexualdurst animalisch zu stillen. Mein Partner ist mir dann nichts anderes als ein Glas Wasser, das ich herunterstürze und dann wegstelle oder an der Wand zerschmettere. So wäre mein Partner strenggenommen kein »Mensch« mehr für mich und erst recht kein Nächster, sondern er wäre ein Ding und ein bloßes Instrument.

Bei diesen Konsequenzen lande ich, wenn ich die Wissenschaft nicht nur als eine Auskunft über mich benutze, wie der Mensch biologisch geworden ist, sondern wenn ich sie zum Glaubensersatz mache und von ihr wissen will, was der Sinn meines Lebens und was meine Bestimmung sei. Das kann sie mir gerade *nicht* vermitteln.

Daher kommt es, daß die Bibel auch dort, wo sie von der Erschaffung des Menschen spricht, in ihren gleichnishafte Bildern weniger von seinem Ursprung als von seinem Ziel, eben von seiner Bestimmung, aussagt. Das macht der 139. Psalm in monumentaler Schlichtheit deutlich:

»Du bist's, der meine Nieren gebildet,
mich gewoben in meiner Mutter Schoß.
Ich danke dir, daß ich wunderbar bereitet bin;
wunderbar sind deine Werke, und meine Seele erkennt es wohl.
Meine Knöchlein waren dir nicht verborgen,
als ich im Geheimen gebildet ward . . .
Deine Augen sahen mich als ungeformten Keim,
und in deinem Buche standen eingeschrieben
alle Tage, die vorher bestimmt waren,
als noch keiner von ihnen da war.«

Hier wird doch eines ganz deutlich: Der Psalmist spricht vom biologischen Werden des Menschen im Mutterleib. Man könnte also sagen: Er zeigt hier auf die Säugetierseite des Menschen und läßt das Geheimnis der Begegnung von Same und Ei anklingen. Doch ist das alles nur der biologische Raum, in dem sich etwas ganz anderes vollzieht, in dem es nämlich nun geschieht, daß Gott sein schöpferisches »Es werde« spricht; und siehe: Es steht da — *ich* stehe da! In seinem Herzen lebte ich als das vollendete Bild, als ich noch ein mikroskopisch kleiner, ungeformter Keim war; schon da hat er mich bei meinem Namen gerufen, schon da hat er mir meine kommenden Tage,

meine Lebensgeschichte, meine Pfunde und meine Rolle zuge-
gedacht. Schon da hat er mich zu sich gerufen. *Das* ist doch die
Pointe dieser Geschichte, *das* ist sie doch!

Ist das im Grund nicht sehr einfach zu verstehen? Was tun
dann die jungen Eltern, wenn sie eine Geburtsanzeige in die
Zeitung einrücken: »Gott schenkte uns unser erstes Kind«?
Damit meinen sie doch nicht, daß der liebe Gott das Kindlein
direkt habe vom Himmel fallen lassen, sondern sie wissen sehr
gut um die Vorgänge von Zeugung und Geburt, um die Ekstas-
sen der Liebe und die biologischen Prozesse, die dieses Kindlein
entstehen ließen. Sie wollen doch etwas ganz anderes mit einer
solchen Anzeige ausdrücken, nämlich dies: Die Güte Gottes
hat uns auf dem Wege über das »Biologische« dieses Kind
geschenkt. Er hat ja schon den Bios selbst geschenkt! »Es geht
durch unsere Hände, kömmt aber her von Gott«, so singt
Matthias Claudius. Gottes Geschenke kommen auch durch un-
sere Leiber, durch das endokrine Drüsensystem und die physio-
logischen Gesetze. Es ist jemand da, der uns durch die Vermitt-
lung der Natur beschenkt und beglückt – genauso, wie er uns
durch Tau und Sonnenschein, durch Regenbogen und Wind die
Zeichen seiner Gnade zusignalisiert.

Nun meine ich, daß wir von hier aus – sofern man das nur
begriffen hat – auch unschwer einsehen können, daß Glaube
und Naturwissenschaft sich gar nicht widersprechen, einfach
deshalb nicht, weil ihre Aussagen auf ganz verschiedenen
Ebenen liegen.

Können wir nicht dasselbe, was wir soeben von der Geburt des
einen Kindleins, dieses einen Exemplars »Mensch« sagten,
auch von der Menschheit insgesamt behaupten? Können wir es
nicht geradezu aussprechen, indem wir die Worte des 139.
Psalms entsprechend abwandeln: Du hast den Menschen schon
als ungeformten Keim, vielleicht als Urschleim oder als Euhom-
ininen oder als Vorform des homo sapiens gekannt? Dann
hast du ihn an einem bestimmten Punkt der millionenjährigen
Entwicklung bei seinem Namen gerufen, hast dich ihm kund-
getan und vor dein majestätisches Angesicht entboten, hast ihn
mit jener einsamen Würde des Personseins ausgestattet, die du
keinem Tier gabst.

Diesen einen Punkt, an dem Gott den Menschen so aus der
Reihe der Kreaturen hervortreten läßt und ihn zu etwas Beson-

derem macht, schildert unser Text, wenn er sagt: Gott blies ihm seinen lebendigen Odem ein, und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Das ist nämlich der entscheidende Punkt in der Menschwerdung.

Hier wird dieses erdhafte, noch in die allgemeine Kreatürlichkeit gebundene Geschöpf — das die Bibel unter dem Symbol des Erdenkloßes erscheinen läßt —, hier wird dieser vormenschliche, noch ungeformte Keim plötzlich mit dem Hauch einer anderen Welt angeblasen und in jenen Raum versetzt, den man eben das menschliche Dasein nennt.

Ich habe es immer als eine besonders tiefsinnige Auslegung der Menschenschöpfung empfunden, wenn Michelangelo in dem berühmten Deckenbild der Sixtinischen Kapelle in Rom darstellt, wie sich die Menschwerdung des Menschen vollzieht:

Adam, der Mensch, ist schon da, aber sozusagen noch nicht als Mensch im eigentlichen Sinn. Er ist noch ein Kandidat, ein bloßer Anwärter des Menschseins. Er liegt halb aufgerichtet in einer träumerischen Dumpfheit, auch wenn sein Angesicht in fragender Erwartung auf Gottvater hinblickt, der, von einem weiten Mantel umwallt und kommende Geschöpfe bei sich bergend, auf ihn zuschwebt. Adams Bein ist schon angezogen; es ist alles vorbereitet, damit er sich im nächsten Moment aufrichten und Gott gegenüber treten kann. Aber zwischen diesen beiden Augenblicken muß das Wunder geschehen, daß von dem ausgereckten Finger des Schöpfers der Funke des Geistes in den Menschen überspringt. Ohne diesen Funken bliebe er eben die Kreatur am Boden, bliebe er erdhafte gebunden. Vielleicht wäre er eine *höhere* Art von Kreatur — denn wie schön ist dieser Mensch vor seiner Menschwerdung! —, aber er wäre doch etwas anderes als eben ein »Mensch«, der Gottes Kind und Partner sein darf. Michelangelo stellt gleichsam den letzten Augenblick des Vormenschen, des Euhomininen, dar. Erst im nächsten Augenblick ist er Mensch und Kind, Bruder und Nächster — ein Bild Gottes und zugleich einer, dem noch nicht erschienen ist, was er sein wird (vgl. 1. Joh. 3, 2). Denn Gottes Geschichte mit den Menschen geht ja noch weiter bis an den jüngsten Tag und noch darüber hinaus in die Ewigkeit.

Thomas Carlyle rief einmal auf einem Biologenkongreß, der über die Deszendenztheorie, also über die Abstammungslehre,

verhandelte, in die Versammlung hinein: »Meine Herren, Sie stellen den Menschen um ein wenig höher als die Kaulquappe. Ich halte es mit dem alten Psalm: ›Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott . . .‹« (Psalm 8, 6). In dem Wort von Carlyle ist alles, was wir hier behandelten, auf die schönste und prägnanteste Formel gebracht. Carlyle möchte doch sagen: Ich habe gar nichts dagegen, auch nicht als Christ, wenn ihr den Menschen aus tierischen Vorformen ableitet und wenn ihr den Affen als seinen Großvater und die Kaulquappe als Ururgroßmutter erklärt. Warum denn nicht? Darüber hat die Wissenschaft zu befinden.

Aber gegen das andere habe ich etwas: wenn ihr nämlich das Wesen des Menschen, wenn ihr euer und mein Wesen nun deshalb als Kaulquappenhaftigkeit bezeichnen würdet. Nein, wenn ihr das Geheimnis des Menschen, wenn ihr also das, was Gott mit ihm vorhat und was er ihm geisthaft eingeblasen hat, wenn ihr *das* bestimmen wollt, dann dürft ihr eben *nicht* sagen: »Er ist nur ein bißchen mehr als die Kaulquappe«; sondern *dann* muß es heißen: »Er ist etwas weniger als Gott.« Ihr dürft also den Menschen nicht von seinem biologischen Ursprung, sondern ihr müßt ihn von seinem Ziel her bestimmen. Ihr müßt eben eine andere *Ebene* betreten. Das Geheimnis des Menschen läßt sich nur so fassen, daß ihr ihn in Beziehung zu dem setzt, der ihm sein Leben gibt, der ihn bei seinem Namen ruft, der ihm auf Golgatha sein Liebstes opfert und der nicht ruht, bis er ihn aus seiner Fremde und aus seinem Wahn, aus seiner Angst und aus seiner Schuld herausgepaukt und zu sich heimgeholt hat in seinen Frieden.

Wenn Luther von dieser tiefsten und tröstlichsten Bestimmung unseres Lebens spricht, dann bezeichnet er sie gern als die »fremde Würde« des Menschen. Diese Würde beruht nicht auf seinen »eigenen« humanen Qualitäten, sondern auf dem Bezug, dessen Gott ihn würdigt: Er macht ihn zu seinem Gegenüber und läßt ihn eine Geschichte mit sich haben. Diese Würde ist keine *Eigenschaft* des Menschen, sondern – zugespitzt ausgedrückt – eine *Außenschaft*.

Ich will zum Schluß noch einfacher auszusprechen versuchen, was Luther mit seinem Wort von der fremden Würde meint: Wir kennen wohl alle die Bilder der Gotik, auf denen uns ein

Antlitz entgegenblickt, das vor einem goldenen Hintergrunde gemalt ist. Dieser goldene Hintergrund stellt den Himmel, stellt die Glorie Gottes dar; und ein Widerschein dieser Herrlichkeit überglänzt das menschliche Angesicht. Die Maler bringen also das Eigentliche des Menschen nicht zum Ausdruck durch das, was wir heute einen Charakterkopf nennen und was die besseren Photographen auch einem relativen Milchgesicht mit Hilfe einiger Beleuchtungseffekte mitzuteilen vermögen. Sondern die Größe und das Geheimnis des Menschen werden hier dargestellt durch den *Bezug* seines Lebens: dieses Leben ist auf die Glorie Gottes bezogen.

Ebenso kennen wir das alte Symbol, in dem die Welt als eine goldene Kugel in der Hand des Herrn dargestellt ist. Auch hier hat man nicht etwa sagen wollen, die Welt sei »goldig«, wir müßten sie optimistisch verstehen. Es sollte damit nicht so etwas wie eine »Eigenschaft der Welt« zum Ausdruck gebracht werden. Man wußte sehr wohl von den Jammertälern und den Meeren des Blutes und der Tränen, die auf dieser Erde sind. Vielmehr wollte man damit dies aussprechen: Wie hart auch das Leben sein mag und wie grausam die Welt ist, sie ruht eben doch in der Hand des Herrn, sie ist auf die Führungen und auf die gnadenvollen Ziele Gottes bezogen. Darum hat sie in all ihrer Fragwürdigkeit ihren goldenen Schimmer.

Endlich denke ich an das Wort Gorch Focks, jenes Seemannes aus dem ersten Weltkrieg, der nach Hause schrieb: »Wenn ihr hören solltet, ich sei gefallen, so weinet nicht! Denkt daran, daß auch der tiefste Ozean, in dem mein Leib sterbend versinkt, nur eine Lache ist in der Hand meines Heilandes.« — Auch Gorch Fock hat gewußt, wie grausam es ist, ertrinken zu müssen und von finsternen und kalten Strudeln erwürgt zu werden. Aber er wußte, wohin er durch alles das hindurchsinken würde, und daß die gnädige Hand ihn auffinge und überall da wäre. Auch das Dunkle und Mordende kann nicht außerhalb dessen sein, worüber diese Hand verfügt.

So sind wir denn überall von dem bestimmt, der uns seinen Odem eingehaucht und uns bei unseren Namen gerufen hat. Wenn es oft so stumm und leer um uns ist, wenn wir friedlos und in dumpfen Verstrickungen sind, wenn wir in das Dunkel hineinrufen und niemand uns zu antworten scheint, dann dürfen wir als Letztes im Sinne Augustins und Pascals denken: Ich

würde dich ja nicht suchen, Gott, wenn du mich nicht schon gefunden hättest. Schon meine Unruhe und mein Sehnen zeigen mir, daß du an mir arbeitest. Oder wir dürfen sagen: Wenn ich in der Tollheit meines Blutes oder im wilden Umtrieb meines Lebens deiner vergesse, dann vergiß du meiner nicht.

Gott ist immer größer als unser Glaube, weil der Atem seines Geistes stärker ist als der Erdenkloß. Mit dieser Gewißheit läßt es sich leben. Wahrhaftig, damit *kann* man leben. Wenn ich das weiß, dann treffe ich mein Thema; dann kann mir das Leben gelingen.

Das Verhältnis von Glaube und Naturwissenschaft hat der Verfasser ausführlicher und in wissenschaftlicher Form behandelt in dem Werk »Theologische Ethik«, Band II, I. (2. Auflage, Tübingen 1959). Vgl. das Kapitel »Mensch und Tier«, §§ 1182–1275.

Sinn und Ordnung der Geschlechter

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.

Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht.

Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nannte; denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh

und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen; aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre.

Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er schlief ein. Und er nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm.

Da sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Manne genommen ist.

Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein *ein* Fleisch.

1. MOSE 1, 26–28; 2, 18–24

Die Frage nach dem Menschen ist so etwas wie eine Modefrage geworden. Bei jedem Jubiläum, das ein Wirtschaftsverband feiert, wird auf dem Höhepunkt der Festrede bestimmt versichert, daß es letzten Endes nicht auf das Produktionsvolumen oder auf Gewinne, sondern auf den Menschen ankomme. Auch die Techniker und Atomphysiker sagen uns, der Mensch und nicht der technische Fortschritt müsse das Thema unserer Zeit sein. Die Atomkraft solle dem Menschen *dienen*, statt ihn zu beherrschen und der Angst zu überantworten. Immer reden wir von »dem« Menschen. Wer ist das überhaupt: dieser Mensch?

Es ist merkwürdig, daß ein Begriff wie »der« Mensch in der Bibel kaum vorkommt. Vielleicht deshalb nicht, weil er ein viel zu allgemeiner und darum verblaßter Begriff ist. Er ist ein Destillat, das in philosophischen Retorten ausgezogen wurde. In der Bibel dagegen kommt der Mensch fast nur als Spezialfall vor:

Da gibt es reiche und arme Menschen, Geängstete und Selbstsichere, Herren und Knechte, Alte und Junge, Männer und Frauen. Jeder von ihnen hat wieder seine Spezialpfunde, mit denen er zu wuchern hat, aber auch seine Spezialsünde, die gerade ihm und seiner besonderen Lage den Frieden mit Gott nimmt: Der Arme droht zu zerbrechen, weil ihn das Übermaß

seiner Sorgen, weil ihn die soziale Ungerechtigkeit an Gott irre werden läßt. Hiob, der Leidgeprüfte, wirft Gott seinen Kram vor die Füße und versteht nicht, warum er den Frommen gegenüber so »unfair« ist, warum er sie zu schikanieren scheint, während den gottlosen Spöttern und »fetten Wänsten« ein Platz an der Sonne gegönnt ist (vgl. Psalm 73, 3 ff.). Aber auch die Reichen und Mächtigen haben ihre Spezialgefahr: Der Mammon droht, ihr Götze zu werden; die großen Herren vergessen leicht, daß sie ihrerseits einen Herren über sich haben und daß er seiner nicht spotten läßt.

So kennt die Bibel nur eine lebendige Fülle höchst verschiedenartiger Menschen, von denen jeder einzelne sein Schicksal mit Gott hat: Jeder von ihnen stirbt darum auch seinen besonderen Tod. Wer alt ist und lebenssatt, stirbt anders als der junge Mensch, der mitten aus seinem Lebenshunger abberufen wird. Herodes, der von Würmern zerfressen wird, stirbt anders als Mose auf dem Berge Nebo, der das gelobte Land noch als Sterbender von ferne sehen darf.

Ich finde es nun überaus tröstlich, daß die Bibel nicht allgemein von »dem« Menschen, von »der« Sünde und »dem« Tod spricht, sondern daß sie nur Spezialfälle kennt, die prall voll Leben sind. Ich meine, das sei deshalb so tröstlich und schön und bedeutungsvoll, weil auf diese Weise deutlich wird: Wir haben es überall in unserem Leben, selbst in den entlegensten Ecken – in unserem Arbeitsraum, in unserem Schlafzimmer, auf der Geschäftsreise, im Kabarett, im Konzert oder vor einem Fernsehschirm – mit der Anwesenheit Gottes zu tun. Es gibt keine Ecke oder Kurve auf unserem Lebensweg, es gibt kein Stadium in unserer Lebensgeschichte, in dem Gott nicht dabei wäre und in dem er uns nicht die Frage vorlegte, ob wir ihm jetzt und hier gehören, ob wir ihm jetzt und hier Gehorsam leisten und ihm Vertrauen schenken wollen.

Deshalb ist es gewiß wesentlich, daß gleich am Anfang, wo zum ersten Mal vom Menschen die Rede ist, nicht von »dem« Menschen gesprochen wird, sondern daß schon bei diesem *allerersten* Wort eben vom Menschen als Spezialfall die Rede ist: Gott hat ihn als Mann und Frau geschaffen. Einen Menschen abgesehen davon, daß er Mann oder Frau ist, gibt es nicht.

Es geht hier um sehr viel mehr als um einen bloß biologischen Unterschied. Offenbar rührt die Polarität der Geschlechter an

die letzten Lebensgeheimnisse überhaupt. Sie läßt sich weder im geistlichen noch im weltlichen Bereich übersehen. Man muß sich darum klarmachen, wie weittragend und konsequenzenreich es ist, daß hier nicht zuerst von der Erschaffung des Menschen im allgemeinen und erst *nachher* von der Unterscheidung der Geschlechter gesprochen wird, sondern daß vom ersten Augenblick an vom Menschen nur im Rahmen der Geschlechterpolarität die Rede ist.

Wir wollen über dieses Geheimnis der Geschlechter miteinander nachdenken. Außer dem Hunger und der Gier nach Macht gibt es ja nichts in unserem Leben, was uns so erfüllt, was uns so treibt, quält und beglückt wie das Mysterium unserer Geschlechtlichkeit.

Ich möchte dabei von einer Fragestellung ausgehen, von der ich meine, daß sie jeden von uns betreffe, vor allem natürlich die *jungen* Menschen:

Jeder von uns, wenn er nicht ganz vernagelt und stupide ist, stellt sich doch gelegentlich die Frage: Wie kann ich in meinem Leben die größten Erfüllungen erreichen? Wie kann ich mich am stärksten entfalten und ein Maximum aus meinen Anlagen herausholen?

Die Frage gilt keineswegs nur unserem Beruf, in dem wir es möglichst weit bringen möchten, sondern sie gilt auch dem, was ich einmal allgemein unser »humanes Glück« nennen will. Hier lautet die Frage dann so: Wie kann ich die größte Erlebnisfülle, wie kann ich das größte Glück des Eros, wie kann ich die größte Erfüllung des Leibes und der Seele in meinem Leben mächtig werden lassen? Wie kann ich — so fragt Françoise Sagan, die junge französische Schriftstellerin, die in vielen Punkten zur Sprecherin unserer skeptischen Jugend geworden ist —: Wie kann ich von Überdruß und Langeweile befreit werden? Wie kann ich einmal bis ins Letzte engagiert, wie kann ich einmal mit allen Fasern meines Lebens an etwas beteiligt, von etwas erfüllt und in Ekstase gebracht werden?

Es kommt mir nun alles darauf an klarzustellen, daß diese Frage bedrohlich falsch gestellt ist. Die Grundfrage, die wir ja alle an das Leben herantragen: »Wie kann ich glücklich werden und Erfüllungen finden?«, weist wirklich in die verkehrte Richtung. Warum?

Diese Frage geht davon aus, daß ich allein auf der Welt bin.

Ich fasse mich sozusagen als einen Organismus oder — goethisch gesprochen — »als eine geprägte Form« auf, die sich lebend entwickeln und zur größtmöglichen Entfaltung gebracht werden soll. Natürlich wird mir das meistens nicht klar. Aber auch unbewußte Voraussetzungen können Macht über mein Leben gewinnen.

Einer solchen Schau der Dinge, wie sie uns allen im Blut liegt, hält unser Text nun das Wort des Schöpfers entgegen: »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.« Es ist also nicht gut, daß er ein in sich ruhender Organismus ist, der sich dann entfaltet, sondern er muß ein Gegenüber, er muß einen Partner, einen Gefährten und ein Du haben. Hier rührt der Text an ein Grundgeheimnis unseres Lebens überhaupt:

Es ist nämlich merkwürdig — und ist mir auch persönlich zu einer Überzeugung geworden, die vom Leben auf Schritt und Tritt bestätigt wird —, daß ich zu der größtmöglichen Entfaltung meiner Persönlichkeit gerade dann *nicht* komme, wenn ich diese Entfaltung *will*, wenn ich mir also ständig überlege: Wo habe ich eine Chance, mich auszuleben? Wo kann ich gesellschaftliches Prestige gewinnen? Wo kann ich ein Maximum an Leistung erreichen und wo die höchste Lust erleben? Vielmehr komme ich nur dann zur wahren Erfüllung meiner Persönlichkeit und meines Lebens überhaupt, wenn ich an diese Entfaltung gar nicht denke, sondern wenn ich mich — gleichsam selbstvergessen — einem *anderen* zuwende, einem anderen Menschen oder auch einer Aufgabe, kurz, wenn ich also diene und liebe und in beidem nicht an mich selbst denke.

Oft habe ich mich gefragt: Was passiert eigentlich, wenn zwei Menschen sich lieben? Werde ich durch den Einbruch eines anderen Menschen in mein Leben sozusagen aus der Bahn geworfen — wie eine Billardkugel, die mit einer anderen zusammentrifft und dadurch ihre Bahn nun ändern muß? Werde ich also *umgeformt*? Oder werde ich gerade in meinem eigentlichen Wesen *herausgeformt*?

Ich habe einmal zwei alte Schwestern gekannt. Die eine war eine Familienmutter, die in sich die ganze Fülle des Lebens zu bergen schien. Sie hatte ihr Leben im Dienst an den Ihren verströmt und sich für sie aufgeopfert, aber sie war dabei ein lebendiger Mensch geworden, der alles, was in ihm lag, in Breite und Fülle entfaltet hatte. Die andere dagegen war ein

hochgebildetes altes Fräulein, die ihr Leben lang nur an die Entfaltung ihrer Persönlichkeit gedacht und alle ihr erreichbaren Bildungsgüter in sich aufgenommen hatte, und gerade sie, die sich als geprägte Form lebend entwickeln wollte und sich zum Selbstzweck geworden war, wirkte verdorrt und einseitig neben jenem anderen Menschen, der von sich weg und für andere gelebt hatte.

Ich meine nun gar nicht und möchte das ausdrücklich betonen, daß diese Herausformung meiner eigenen Persönlichkeit nur innerhalb der Mann-Weib-Beziehung, also etwa innerhalb der Ehe, möglich sei. Das Leben bietet eine solche Fülle von Möglichkeiten zu lieben, zu dienen, mit anderen Menschen zu leiden und für sie da zu sein, daß auch einem Menschen, der ohne Lebensgefährten seinen Weg geht, gleicherweise die Möglichkeit geschenkt ist, sich selbst in der Hingabe an andere zu finden und zu erfüllen. Die Ehe, auf die uns der Text verweist, bildet für die Liebeserfüllung unseres Lebens nur eine Art Modell-Bild. Darum kann auch der allein Wandernde sich hier seine Orientierung holen.

Es gibt eben Dinge im Leben — und dazu gehört die Erfüllung der eigenen Persönlichkeit —, die man nicht direkt wollen kann und die einem sozusagen nebenbei, wirklich als »Nebenprodukt«, zuteil werden. Nur einer, der liebt und nicht an sich denkt, findet sich gerade — und umgekehrt: Wer sich selbst sucht, ist immer der Geprellte.

Auf dieses merkwürdige Geheimnis unseres Lebens hat Jesus aufmerksam gemacht, wenn er sagt: »Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.« Das heißt doch: Wem es wirklich und ernsthaft, wem es sozusagen elementar um Gott geht, der bekommt nebenbei alles andere mitgeschenkt, dem gibt er Brot und Freunde, dem schließt er Tore in seinem Beruf auf und den überschüttet er mit der Fülle des Lebens. Wer selbstvergessen seiner Aufgabe dient, wer ohne Rücksicht auf eigene Verluste denen dient und denen liebend nahe ist, die ihm Gott als seine Nächsten auf den Weg gestellt oder auch hilflos vor die Füße gelegt hat, der empfängt Freuden, Heiterkeiten und Reichtümer, die er nie gefunden hätte, wenn er sie unmittelbar und in egoistischer Gier gesucht hätte. Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer es aber hingibt und gerade nicht sich

selbst und sein Leben will, der ausgerechnet findet sich – und nebenbei und dann *auch* noch das Schöne im Leben, ja das Interessante und Attraktive. Gott schenkt das Größte immer nur »nebenbei«. Das muß man sich merken.

Ich würde sagen, daß sich das schon in unserem Lebensstil ausprägen muß. Wer morgens bereits mit dem Gedanken aufsteht: Wie kann ich heute möglichst viel in meine Tasche hineinwirtschaften? Was kann ich für meine Karriere, meine Sicherheit, meine Vitalität tun? – und wer nebenbei dann noch denkt: Später, wenn ich das alles erreicht habe, will ich mir *dann* auch Zeit nehmen, fromm zu sein und meiner Bank einen Dauerauftrag für Bethel oder andere edle Werke geben; ich behaupte: Wer so denkt, der hat von Anfang an eine falsche Kalkulation aufgestellt, der findet die Erfüllung seines Lebens gerade nicht. Auch bei dem in Aussicht genommenen, frommen Happy-End seines Lebens, bei dem geplanten Stelldichein mit Gott auf den sanften Auen der Saturiertheit ist er auf jeden Fall der Geprellte. Wenn Gott nicht das Erste, das Elementarste in unserem Leben ist, so entweicht er uns ganz – »Dieu se retire«, Gott zieht sich zurück, sagt Léon Bloy einmal – oder wir erleben ihn als gespenstische Unruhe, die von den Rändern her in unser Leben hereinstrahlt.

Darum meine ich, daß wir schon den Tag mit ihm beginnen müßten – weil eben das Wichtigste und Programmatische immer an die Spitze gehört –, daß wir ihm alles anzubefehlen hätten: was wir heute zu treiben gedenken, unsere Ehe, unsere Kinder, die Menschen, mit denen wir heute zu verhandeln und mit denen wir zu arbeiten haben, und unseren kranken und einsamen Nachbarn, der unserer Hilfe bedarf.

Wir halten jedenfalls fest: Nur diejenigen, die gerade nicht sich selbst suchen, finden sich. Nur wer ganz einfach liebt und nicht an sich selbst denkt, gewinnt die Fülle auch seines eigenen Lebens. Gott schenkt das Beste mit der linken Hand, und »den Seinen gibst's der Herr im Schlaf«.

Daß so das Beste im Leben nicht gesucht werden kann, sondern geschenkt wird, das wird auch am Auftrag der *Ehe* deutlich. Es heißt nämlich: »Seid fruchtbar und mehret euch!« Damit werden wir vom Kult unserer Persönlichkeit und auch vom Kult einer seligen Zweieinsamkeit hinweggewiesen.

Wie manche Ehen werden geschlossen, bei deren Beginn die beiden sich versprechen: Wir möchten gern unserer Liebe leben. Wir möchten unser Leben in Arbeit und Feier, daheim und auf Reisen füreinander gestalten. Wir sind »natur- und musikliebend« und bauen uns ein Liebesnest. Kinder würden uns dabei nur eine Belastung sein. Wir könnten uns dann zeitlich und auch geldlich manches nicht mehr leisten, was unser Leben reich machen soll.

Nicht wenige sagen auch — man nennt das dann Vernunfteh —: Wir bilden eine Interessengemeinschaft. Es geht uns um eine »Einheirat«, und wir hoffen, daß ein Maximum an materiellem Gewinn aus diesem Geld- oder Firmenbündnis herauszuschlagen ist.

Die Bibel aber gibt uns zu verstehen: Beide — die Leute mit dem selbstvergessenen Liebesidyll *und* die geschäftstüchtigen Eheökonomien — wollen sich selbst genügen und treten darum nicht *in* die Ehe, sondern *neben* die Ehe. Auch die Ehe ist nämlich nicht nur für sich selbst da, sondern auch für die Kinder.

Hier ist es dann wieder genauso wie beim einzelnen: Die Liebe von zwei Menschen, die ihren Lebensweg gemeinsam gehen, erfüllt sich gerade dann nicht, wenn die beiden ihre Gemeinschaft zum Selbstzweck machen, wenn sie ineinander aufgehen — erotisch oder ökonomisch —, sondern sie erfüllt sich nur dann und wird zu pulsierendem Leben, wenn sie dem Schöpfungsbefehl getreu ist und sich im Dienst an den Kindern verströmt.

Natürlich gibt es Situationen — sie können durch Wohnungsknappheit, Krankheit oder finanzielle Engpässe bestimmt sein —, in denen man mit dem Kinderkriegen warten muß. Es gibt auch nicht wenige Fälle, in denen uns dieser Segen überhaupt versagt ist und Gott dann den Seinen andere Erfüllungen schenkt (denn er ist ja immer der Gebende, der unablässig Sichverströmende, und wir müssen nur die Pakete finden, die an uns speziell adressiert und für unsere Situation bestimmt sind).

Wenn aber junge Menschen, denen das Pfund möglicher Elternschaft anvertraut ist, ihren Eigenwillen *gegen* den Sinn der Schöpfung behaupten und sich dem Segen der Fortpflanzung leichtsinnig oder gar prinzipiell versagen, dann wird auch ihre innere Gemeinschaft auf die Dauer angetastet. Selbst eine

solche in die Tiefe gehende Gemeinschaft mit dem Lebensgefährten kann man nie so wollen, daß sie Selbstzweck ist. Auch sie wird uns nur nebenbei, gleichsam beiläufig, geschenkt. Das wissen alle Eltern, die gerade ihre Kinder — mit dem schönen biblischen Wort — als einen »Tau aus der Morgenröte« empfangen haben. Dieser Tau hat auch ihre Gemeinschaft erfrischt und zu Erfüllungen ausreifen lassen, von denen ihre jugendlichen Liebesträume sie nichts ahnen ließen.

Unsere Geschichte rührt noch an ein letztes Geheimnis: Die gleichnishafte Andeutung, daß Eva aus der Rippe des Mannes geschaffen sei, weist darauf hin, daß beide zueinander gehörig sind, daß eins ein Stück des anderen ist und beide eine Einheit bilden. »Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein«, ruft Adam aus. Man spürt zwischen den Zeilen so etwas wie das Wunder eines Erkennens: »Das hier ist mein anderes Ich.« Daß es wirklich um ein Wunder, um ein Geheimnis geht, deutet der Text mit dem Hinweis an, Gott habe den Adam in einen Tiefschlaf versenkt. Wie es zustande kommt, daß zwei Menschen füreinander geschaffen sind — daß es so etwas überhaupt gibt! —, das ist von den Fittichen des Geheimnisses bedeckt, das können menschliche Augen nicht sehen, und davon läßt sich nur im Gleichnis reden.

Jedenfalls gibt der biblische Text hier zu verstehen: Wir sind in unserem Leben nicht nur »dem« Nächsten schlechthin zugeordnet — dem Kollegen, der ein gutes Wort von mir braucht, der Frau neben mir in der Bahn, der das Stehen sauer wird, und dem Jungen in meiner Schulklasse, der mit irgend etwas nicht fertig wird —, sondern er gibt mir ganz speziell *einen* Menschen, der für mich gut ist und für dessen Leben ich gleichfalls eine Bestimmung habe, einen Menschen also, der in der Tat so etwas wie meine andere Hälfte ist und den er gerade *mir* verordnet hat.

Hier müssen wir ganz genau hinhören, sonst erfassen wir nicht, worum es geht:

Gott hat mir einen *Menschen* zgedacht und nicht die bloße *Funktion* eines Menschen. In der Ehe geht es also nicht bloß darum, daß ein anderer Mensch bestimmte Funktionen an mir ausüben soll, vielleicht die Funktion erotischer Erfüllungen oder körperlicher Gemeinschaft; vielleicht auch nur die Funk-

tion, mich als Geldverdiener zu versorgen, als zahlendes Ehrenmitglied meiner Familie zu fungieren oder auch — vom Manne aus gesehen — eine billige Haushälterin abzugeben. Wenn der andere mir nur gut für solche Funktionen ist, dann habe ich gerade keine Gemeinschaft mit ihm, wie Gott sie will; dann ist er für mich auch erledigt, sobald er seine Funktionen nicht mehr ausüben kann.

Wie viele Ehen werden eben deshalb geschieden, weil der eine für den anderen reizlos geworden ist und seine erotische »Funktion« nicht mehr klappt. Dann sucht man sich eben einen funktionstüchtigen, jüngeren Partner.

Daß Gott es anders will und daß er mir den anderen *Menschen*, eben nicht bloß seine Funktionen, auf die Seele bindet, das bringt die alte Trauliturgie zum Ausdruck, wenn sie im Treuegelöbnis die Worte gebraucht: »... bis der Tod euch scheidet.«

Ich kann ja nur dann bereit sein, einem anderen Menschen bis zum Tode zu gehören — also mich durch keine Trennungszeit, durch kein noch so schweres Krankheitsgeschick, durch keine An- und Zwischenfälle anderweitiger Verliebtheit oder auch tieferer Engagements des Herzens von ihm zu trennen —, wenn ich ihn *selbst* und nicht nur etwas *an* ihm meine. Gott aber hat mir einen anderen *Menschen* anvertraut, er hat mir etwas geliehen, was ihm gehört. »Gott hat dich mir gegeben«, so singt Matthias Claudius, »so segnet keine andere Hand.«

Vielleicht aber hören wir heutigen Menschen, und zwar gerade dann, wenn wir unerbittlich ehrlich gegen uns selbst sind, diese Botschaft nur wie aus weiter Ferne. Meinen wir nicht zu wissen, daß das Leben sehr viel komplizierter ist, als es in diesen einfachen Linien einer uralten, aber vielleicht etwas naiven Geschichte eingefangen zu sein scheint?

Gibt es denn überhaupt die Gewißheit, daß der andere oder die andere jene einzige mir von Gott zugedachte Möglichkeit meiner Wahl sei? Ist das denn so sicher? Wenn der Mensch nicht scheiden soll, was Gott zusammengefügt hat — nun ja: *War* es denn überhaupt Gott, der zusammenfügte, oder waren es nicht oft genug zwei irrende Häuflein Mensch, die einen Augenblick den Himmel voller Geigen sahen und sich für Romeo und Julia hielten, die aber nach einiger Zeit an Langeweile und Überdruß erstickten, wenn sie einander nur sahen? »Das Hei-

raten kommt mir vor wie 'ne Zuckerboltje oder -bohne«, so sagt wieder der Wandsbecker Bote in einem Brief an Andres. »Schmeckt anfangs süßlich, und die Leute meinen dann, es werde ewig so fortgehen. Aber das bißchen Zucker ist bald abgeleckt, und dann kommt inwendig bei den meisten ein Stück . . . Rhabarber, und dann lassen sie's Maul hängen.«

Aber auch wenn es keine so massiven Ernüchterungen sind: Gibt es nicht in fast jeder Schicksalsgemeinschaft zweier Menschen Augenblicke, in denen die Frage entsteht, ob ich nicht anders hätte wählen sollen, ob also der andere wirklich die hundertprozentige Ergänzung und also jenes Fleisch von meinem Fleisch ist, von dem das Gleichnis der Rippe doch spricht?

Ich habe in meinem Leben viele Ehen kennengelernt, in denen es kriselte. Vielleicht entstand die Krise nur deshalb — das ist dann bestimmt nicht die leichteste! —, weil sich der Mehltau der Langeweile und eines alltäglichen müdemachenden Grauin-Grau über ein Verhältnis gelegt hatte, das einmal im Überschwang der Worte begonnen hatte: »All mein' Gedanken, die ich hab, die sind bei dir.« Denn man kennt sich, es gibt nichts Neues mehr zu sagen, und nun endet die Verzauberung in der Banalität.

Vielleicht kommt die Krise auch, weil ein anderer faszinierender Mensch den eigenen Weg kreuzte und ganz neue, nie gekannte Seiten des eigenen Wesens zum Klingen brachte. Immer entsteht dann die Frage: War es denn bei mir wirklich so — wie es nach dem Urmuster dieser alten Geschichte doch sein müßte —, daß mir von höherer Hand der einzig zu mir passende Mensch zugewiesen war? Oder habe ich damals, als ich ihn mir wählte, eine falsche Weiche gestellt und muß nun mein Leben lang in einer Richtung fahren, die mir fremd ist und die mich immer weiter von meinem Wesen und von allen geträumten Erfüllungen wegführt?

Über diese Frage läßt sich nicht mit einer Handbewegung hinweggehen und auch nicht mit einem frommen billigen Trost. Der Prediger, der zu diesem Thema nur festzustellen wüßte, daß er »gegen die Sünde« sei, würde es sich zweifellos zu leicht machen. Wenn ich trotzdem zu solcher menschlichen Not hier zwei kurze Bemerkungen mache und mich dabei von der heilenden Kraft dessen leiten lasse, was Jesus Christus uns über die Liebe gelehrt hat, dann tue ich das deshalb, weil ich von

einem allerdings überzeugt bin: Niemand, der in derartigen Nöten steckt und der nicht weiß, ob er zurückfinden oder sich trennen soll, niemand darf an folgenden beiden Gedanken vorübergehen. Er macht so oder so alles verkehrt, wenn er dem nicht standhält.

Der erste Gedanke: Es ist auf jeden Fall ganz unsinnig, wenn man über die Frage grübelt, ob der andere für mich der einzig denkbare Partner ist. Vielleicht hätte ich *wirklich* einen anderen Mann oder eine andere Frau heiraten können! Nicht die Einzigkeit des anderen begründet meine Ehe, sondern es ist umgekehrt: Die Ehe begründet Einzigkeit.

Das muß ich kurz erläutern: Jetzt, wo Gott mich mit dem anderen zusammengeführt hat, habe ich ja eine Geschichte mit ihm. Der andere hat mir sein Geheimnis in seiner leib-seelischen Ganzheit aufgeschlossen, wir haben viele Schicksale miteinander durchschritten. Vielleicht sind wir gemeinsam auf der Flucht gewesen und haben zusammen gehungert, haben in langen Gefangenschaften Heimweh nacheinander gehabt, haben uns gemeinsam eine Existenz aufgebaut, haben unser eigenes Wesen in unseren Kindern neu erstehen sehen – und also haben wir uns gegenseitig geprägt, also ist jeder ein Stück des anderen geworden. Er ist es *geworden!* Wir *sind* jetzt nicht mehr die, die wir am Anfang waren, sondern wir sind durch einander gezeichnet.

Das meinte ich, als ich betonte: Nicht Einzigkeit begründet Ehe, sondern Ehe begründet Einzigkeit. Denn die Einzigkeit des anderen, dieses einmalige Zu-mir-Gehören, dieses Auf-mich-zugeschnitten-Sein *ist* ja gar nicht etwas, das so von vornherein schon bestanden hätte und gegeben gewesen wäre, sondern wir *werden* erst füreinander einmalig dadurch, daß Gott uns zusammenführt, daß er uns eine gemeinsame Geschichte schenkt und daß uns seine Hand segnen will, wenn wir ihr nur vertrauen und ihres Winkes gewärtig sind. Wer nicht darauf vertraut, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, und daß auch sein Lebensgefährte in diese Planung des Besten eingefügt ist, der ist ein armer Wicht. Dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als mit seinem Verstand herauszutüfteln, ob er *den* Richtigen oder *die* Richtige erwischt hat. Ich sage absichtlich so burschikos »erwischt«, weil er nun dem Zufall oder seinen fragwürdigen Berechnungen überant-

wortet ist und weil er nun ständig seinen Partner mit anderen vergleichen, immer *neu* vergleichen muß, so daß er aus der Ungewißheit und dem ewigen Testen nicht herauskommt.

Dann folgt der zweite, wichtigere und noch ernstere Gedanke. Um beurteilen zu können, ob mein Lebensgefährte wirklich der richtige für mich ist, muß ich ja objektiv – sozusagen in einer klinischen Diagnose – feststellen können, wer oder was der andere ist, und außerdem, wer oder was ich bin, um danach dann durch eine genaue Kalkulation zu errechnen, ob wir beide uns optimal ergänzen. Ich denke, man braucht dieses Gedankenexperiment nur einmal so durchzuspielen, um zu erkennen, daß es unsinnig ist. Wenn wir uns nun überlegen, warum es derart unsinnig ist und warum es so nicht geht, stoßen wir auf ein tiefes geistliches Geheimnis. Ich habe einmal ein sehr altes Ehepaar gekannt, das ein unerhörtes Glück ausstrahlte. Vor allem die Frau, die durch Alter und Krankheit fast bewegungsunfähig war und in deren gutes, altes Gesicht die Freude und das Leid vieler Jahre hundert Runen eingegraben hatten, war von einer solchen Lebensdankbarkeit erfüllt, daß es mich ergriff und daß ich mich unwillkürlich fragte, woher die Strahlkraft diese alten, gütigen Menschen rühren möge. Sie waren im übrigen kleine Leute, und ihre Stube zeigte nur ein bescheidenes Behagen. Aber ich wußte plötzlich, woher das alles kam, weil ich die beiden miteinander reden und in ihren Blicken aneinander hängen sah. Mir wurde mit einem Mal klar, daß diese Frau sehr geliebt worden war. Darum war es gleichsam so, daß sie wie ein Stein, der jahrzehntelang in der Sonne lag und alle anstrahlende Wärme in sich aufgenommen hat, Heiterkeit, Wärme und Frieden zurückstrahlte.

Ich möchte es einmal so ausdrücken: Nicht weil sie dieser beglückende und wohltuende Mensch war, wurde sie all die Jahre von ihrem Mann geliebt, sondern es war wohl eher umgekehrt: Weil sie so geliebt worden war, wurde sie zu der, die ich jetzt vor mir sah.

Dieser Gedanke ist mir sehr nachgegangen. Und je mehr er so mit mir ging, desto mehr verlor er alle erbaulichen und stimmungsvollen Züge und schließlich tat er fast weh. Denn, wenn es so ist, dann muß ich mir doch folgendes überlegen:

Wenn mein Lebensgefährte oder wenn mein Freund oder wenn überhaupt die Menschen in meiner Umgebung mir manchmal

so fremd vorkommen und ich mich frage: Habe ich die rechte Ehe, habe ich die rechte Freundschaft geschlossen, und ist dieser eine Mensch wirklich der, der zu mir paßt, dann kann ich darauf keine Antwort im Stil einer neutralen Diagnose geben und etwa feststellen: dies spricht dafür und das dagegen, sondern dann springt doch diese Frage auf mich selbst zurück, und dann lautet sie so:

Habe ich dem anderen vielleicht zu wenig Liebe zugewendet, daß er so kalt und leer geworden ist? Habe *ich* das aus ihm werden lassen, was er nun vielleicht wirklich wurde? Der andere Mensch, den mir Gott zugesellt hat, ist das, was er ist, niemals ohne mich. *Er ist nicht nur Bein von meinem Bein, sondern er ist auch Langeweile von meiner Langeweile und Liebeleere von meiner Liebeleere.*

Genauso ist es ja mit unserem Verhältnis zu Gott: Wenn ein Mensch in Leere, Langeweile und Lebensüberdruß erstickt, dann liegt das daran, daß er sich nicht von Gott liebhaben läßt und daß er sich nicht in seine Hand legt. Wer nicht liebt, läßt den anderen verdorren. Und wer sich nicht lieben *läßt*, der vertrocknet. Denn Liebe ist etwas Schöpferisches.

Vielleicht ist es uns wirklich schwer, einen anderen Menschen zu lieben, weil er uns fremd geworden ist und weil sich eine beklemmende Kühle auf unser Verhältnis herabgesenkt hat. Dann sollten wir daran denken, daß Liebe niemals darauf wartet, bis der andere liebenswert *geworden* ist, sondern daß Liebe, die man wagt — und die man vielleicht durch kleine und schüchterne Zeichen, durch eine Blume oder einen Blick zum Ausdruck bringt —, daß diese Liebe schöpferisch ist und den anderen zu etwas erweckt, das wir mit unserem eintaxierenden Verstand schon längst nicht mehr wahrnahmen und womit wir nicht entfernt mehr rechneten.

Gott hat mit uns ja ebenfalls nicht gewartet, bis wir seiner würdig waren, sondern er hat uns schon *vorher* geliebt, er hat seine Liebe an uns gewagt (vgl. Eph. 2, 11—13). Hat denn Jesus die Zöllner und die Dirnen, die Bettler und die Aussätzigen etwa deshalb geliebt, weil sie so attraktiv gewesen wären? Nein, sie waren in großer Finsternis und erstarben in ihrer völligen Belanglosigkeit. Da aber traf sie der Blick des Herrn, und sie wurden von einem Strahl seiner Liebe angerührt. So wurden sie neue Menschen. Es war das Schöpferische, es war

die auferweckende Kraft der Liebe, die sie aus der Nichtigkeit herausriß und sie allererst zu etwas machte.

Der andere wartet auf meine Liebe, auf den schöpferischen Hauch, den Gott auch mir anvertraut hat. Erst, wenn ich mit diesem Hauch liebe, werde ich erfahren, wer der andere überhaupt ist. Sonst bleibt er ein unentwickeltes Negativ, und ich habe keine Ahnung, welches Bild in ihm steckt. Ich habe vielleicht noch gar nicht erfaßt, wer da neben mir geht. Der andere ist das, was meine Liebe aus ihm macht. Auch wir sind das, was Gottes Liebe aus *uns* macht.

Der große Sabbat

Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer. Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte.

Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum daß er an demselben geruht hatte von allen seinen Werken, die Gott schuf und machte.

1. MOSE 2, 1-3

»Bleibe bei uns am Abend des Tages, am Abend des Lebens, am Abend der Welt. Bleibe bei uns, wenn über uns kommt die Nacht der Trübsal und Angst, die Nacht des bitteren Todes« —, so lautet ein bekanntes Kirchengebet und läßt damit jene Urworte der Heiligen Schrift anklingen, die über dieser Auslegung stehen sollen. Denn auch hier ist von einem Abend und von einem Ende die Rede.

Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer sind vollendet. Während die frische, junge Welt von quirlendem Leben erfüllt ist — die Walfische tummeln sich im Meer, die Bäume blühen und tragen Frucht, die Gestirne kreisen auf ihrer Bahn und der

Mensch durchstreift den Garten Eden —, zieht der Schöpfer sich in feiernde Stille zurück.

Von diesem Sabbat nach vollendetem Schöpfungswerk ist der Blick der Kirche immer wieder hinübergeglitten zu dem letzten Tag der Welt, an dem der Sabbat der Ewigkeit die Unruhe der Geschichte beschließt. Wir wollen es wagen, den monumentalen Spannungsbogen, den unser Text zwischen dem ersten und dem letzten Sabbat der Welt schlägt — nun nicht »abzuschreiten«, das wäre vermessen —, aber vielleicht ein wenig zu erahnen.

Vielen von uns ist der große Monolog Fausts bekannt, in dem er davon spricht, wie sehr er sich nach Offenbarung sehne, »die nirgends würd'ger und schöner brennt als in dem Neuen Testament«, und wie er sich dann in seiner Studierstube daran macht, das »heilige Original« in sein »geliebtes Deutsch« zu übertragen.

Schon bei den ersten Worten des Johannes-Evangeliums stockt er aber und kommt nicht weiter, denn da heißt es: »Im Anfang war das Wort.« Dr. Faust aber meint, so hoch stehe das Wort denn nun doch nicht im Kurswert, daß die Welt in ihm gegründet sein könnte. »Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen.« Schließlich ringt er sich — nach einigen abenteuerlichen Experimenten mit dem Bibeltext — zu der Überzeugung durch: »Im Anfang war die *Tat*.«

Mit dieser Formel ist Goethe nun das Schicksal zuteil geworden, einen Refrain für unzählige Festreden liefern zu müssen. Die Staatsmänner sagen ihn gern auf, wenn sie einen Krieg gewonnen haben; eine Wohnungsbaugesellschaft, wenn sie das Richtfest einer neuen Siedlung feiert; der Bürgermeister, wenn er ein Elektrizitätswerk einweiht. »Im Anfang war die *Tat*« — das paßt immer.

Warum ist dieser Refrain eigentlich so universal verwendungsfähig? Ich glaube, das ist deshalb so, weil er an ein Geheimnis unseres Lebens rührt. Sind Natur und Geschichte nicht in einer ständig flutenden Bewegung, und bringen sie nicht immer neue Gestalten hervor? Scheinen sie nicht auf einen unablässig wirkenden und schöpferischen Gott zu weisen? Alles, was wir sehen, ist doch tatsächlich in immerwährender Wandlung und in einem ewigen Wechsel der Gestalten. Da ist ein einziges Blühen und Sterben und neues Blühen. Da dringen aus dem

Schoß der Geschichte neue Großmächte hervor, die frühere Vorherrschaften ablösen und auch ihrerseits wieder die Schicksalskurve von Aufstieg und Untergang durchmessen müssen. Da ist ein einziges Kommen und Gehen, eine einzige Dynamik, die durch das Wort: »Im Anfang war die Tat« oder auch: »Im Anfang war die Dynamik« genau getroffen zu sein scheint.

Ist nicht auch das Bild des Menschen Faust nach dem Modell dieses unablässig schöpferischen Weltgrundes gezeichnet? Auch er ist ja immer im Tun und in der Tat begriffen. Er ist der »immer strebend sich Bemühende«; er ist der Mann mit den zwei Seelen, die ständig gegeneinander wogen und sich unablässig bekämpfen. Er stürmt von der Philosophie über Juristerei und Medizin zur Theologie und endlich in die Geheimniszone der Magie — er, »unbefriedigt jeden Augenblick«, er, ein menschliches Abbild jener Welt und ihres Grundes, die ja ebenfalls in ewiger Tätigkeit begriffen sind und ein ständiges Werden und Vergehen inszenieren.

Wir verstehen es ganz genau, was Goethe hier meint. Wir haben alle die Ahnung von der Unruhe des Lebens, von seinem Zeugerisch-Dynamischen im Blut. Darum wird uns das Gleichnis vom faustischen Wanderer auch immer sehr nahegehen.

Wie anders aber ist nun die Welt dieser Urworte der Bibel, die heute wie eine Glocke über uns schwingen. Auch sie weisen auf das, was am Anfang war, und hellen das Lebensgeheimnis des Ursprungs auf. Aber sie wenden unseren Blick nicht nur auf das Schöpferische in den Lebensvorgängen, sondern sie wenden ihn auf den Schöpfer selbst, und siehe — das ist das Ungeheure und zugleich so namenlos Beglückende —: der Schöpfer steht *über* der Unruhe des Lebens und geht in die Feier der Stille ein.

Hier ist darum mehr als das bloße Leben, das sich in schöpferischer Unruhe unablässig neu produziert. Wer nur das Leben und seine Gesetze im Auge hat, der müßte hier etwas anderes erwarten: er müßte darauf gefaßt sein, daß nun die komplett gewordene Schöpfung gleich weiterliefe — ähnlich einer Maschine, die nach beendeter Montage sofort zu laufen beginnen muß, um rentabel zu sein. Er müßte also erwarten, daß die Harmonie des fertigen Paradieses sich »ab sofort« in die Dissonanzen des Sündenfalls auflöste und daß das be-

gänne, was Hegel und auch die Marxisten die Dialektik der Geschichte nennen: daß der Lärm der menschlichen Dramen und Tragödien über die Bretter ginge, daß die Komödie der Irrungen anhöbe, daß die Ballade vom Brudermord abrollte, daß Krieg und Kriegsgeschrei erschallten — kurz, er müßte erwarten, daß die Weltgeschichte anlief.

Statt dessen geschieht etwas ganz anderes: Nicht die Unruhe der Natur oder des menschlichen Herzens hat das Wort, sondern ein großes Pausenzeichen ertönt. Und auf der Grenze zwischen dem vollendeten Schöpfungswerk und dem Lärm der Geschichte ist das große Schweigen, ist die feiernde Stille des Schöpfers.

Was soll uns diese merkwürdige Botschaft? Ist es ein schöner, frommer Traum der Anbetung, der uns hier einspinnen und einlullen will, eine sehr liebenswerte, aber doch wohl weltfremde Sentimentalität?

Ich meine, es werde uns hier etwas ganz anderes zugerufen: So überwältigend der Reichtum der Schöpfung auch ist — die Fülle von Vögeln und Gewürm und bunten Blumen, das Schauspiel der auf- und untergehenden Gestirne, das Wunder von Keim und Frucht und unaufhörlichem Werden —, so überwältigend das alles auch sein mag, eine erhabene Hand greift uns einen Augenblick nach der Schulter, dreht uns herum, so daß uns alle diese Herrlichkeit im Rücken liegt, und läßt uns den Herrn der Schöpfung *selbst* sehen. Wir könnten ihn nämlich sonst *übersehen*.

Wenn wir uns sehr genau beobachten, stellen wir fest, daß Gott unserem Blickfeld sehr oft entwindet. Wir denken einfach nicht an ihn. Der Brief, den wir zu schreiben, die Termine, die wir einzuhalten haben, und der Schreck der letzten Minuten, der uns noch in den Knochen sitzt, stehen uns viel näher. Oft werden wir darüber hinaus auch noch irre an ihm und meinen, es gebe ihn überhaupt nicht. Manchmal müssen wir sehr leiden und fühlen uns entsetzlich verlassen. Dann haben wir das Gefühl: Wenn es Gott gäbe, dann würde er das gar nicht zulassen. Aber es passiert nun einmal; folglich wird die Nachricht, daß es einen Gott gebe, wohl frommer Schwindel sein.

Manchmal ist es aber auch so, daß wir vor lauter Wonne und Lebenslust den vergessen, für den doch alle Herrlichkeit auf Erden nur ein Gleichnis ist, und der uns damit eine Botschaft

schicken will. Wir sehen abends den milden Mond, und es geht uns durch und durch, weil es so schön ist. Aber wer hört denn die Botschaft des Mondes und sieht ihn so wie Matthias Claudius: »Er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön. So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehn« —? Wer von uns liest alle die auf ihn eindringende Erdschönheit wie einen Brief, der einen Absender hat? Wer sieht im Urlaub unter das Bild vom See oder vom Gebirge einen heimlichen Gruß gekritzelt, der ihm gilt? Wer entdeckt im nächtlichen Sternenhimmel das geheime Schriftband, das im schönsten aller Kinderlieder entrollt wird — auch in diesem Zusammenhang drängt sich's mir wieder auf —: Einer hat die Milliarden Lichtpunkte alle gezählt und umfängt sie mit seinen Armen, und von diesem Einen gilt: »... kennt auch dich und hat dich lieb« —? Wer von uns hört also in dem allen, wie es an *seiner* Tür pocht, wie *sein* Name gerufen wird, und wie er darum *mehr* ist als der Zauber der Ferne, als der Glask des Lichtes und die Unermeßlichkeit des Raumes? Wer hört hier die Botschaft eines Herzens, das seiner gedenkt?

Ach, ich ehre ihn ja im Grund gar nicht, wenn ich nur den Schöpfer der Milchstraßen und Sonnensysteme und der Mikrokosmen der Atomwelt in ihm sehe. Was geht mich dieser Gott des Größten und des Kleinsten an, wenn mich mein Gewissen peinigt, wenn ich an meiner Einsamkeit ersticke, oder wenn sich die Sorgen wie Mühlsteine in meinem Kopf drehen, und ich bin ein armer Wurm und ein Häufchen Elend, aber kein Mensch fragt danach, und in der U-Bahn glotzen sie alle vor sich hin, und keiner sieht mich. Der Vater überm Sternenzelt sitzt in einer monumentalen Etappe, aber ich in meinem Dreckloch, irgendwo an einem abgeschnittenen Frontabschnitt, irgendwo auf dieser Fehlhalde... als Untermieter oder in einer Villa, in einem blödsinnigen Job, der mich beelendet, oder an meinem einsamen Chef-Schreibtisch, der mit zwei Vorzimmerdamen armiert ist.

Wer so klagt, hat im Grunde recht. Er hat wirklich recht — Gottes Herz ist uns nämlich nur dann nah, wenn uns die Gewißheit geschenkt wird: Er ist aus den Milchstraßen, wo er reichlich uninteressant für mich ist, herabgestiegen und in den Stall von Bethlehem und an das Kreuz gegangen. Er bleibt bei einem armen Weiblein stehen, dessen Tochter todkrank ist,

und bei einem blinden und verwanzten Bettler und bei einem Kranken mit Aussatzgeschwüren und bei einem jungen Mann — er wird der reiche Jüngling genannt —, der nach dem Sinn des Lebens fragt.

Wenn mir jemand sagt: Es gibt eine höchste Intelligenz, die die Weltschöpfung konzipiert, die das Kausalgesetz erfunden und die Planeten in ihre Kurven hineinmanövriert hat, dann kann ich nur antworten: »Was du nicht sagst! Eine etwas verwegene Idee, aber eine hübsche Vorstellung —«, und dann lese ich meine Zeitung weiter oder lasse den Bildschirm aufleuchten. Denn das wäre keine Botschaft, von der ich leben könnte.

Aber wenn jemand behauptet: Es gibt einen, der weiß um dich, dem geht es nahe, wenn du deine eigenen Wege gehst, und er hat es sich etwas kosten lassen, um der Stern zu sein, auf den du schauen darfst, und der Quell, an dem du ruhen kannst — wenn mir einer *das* sagt, dann horche ich auf. Denn *wenn* es stimmen sollte, daß es diesen Einen gibt, der sich für mich interessiert, dann könnte das eine Weichenstellung in meinem Leben bedeuten; dann könnte das meine Sorgen, meine Gewissensnöte, das Verhältnis zu meinen Kollegen und meine Ehe in einem neuen Licht erscheinen lassen. Dann könnte das sozusagen wie eine Revolution in mein Leben einbrechen und es umstürzen, *beglückend* umstürzen.

Ich brauchte deshalb von dem Zauber der Sternennächte oder von dem Wunder einer Blume keineswegs Abschied zu nehmen. Wenn Gott so von meinem Herzen Besitz ergriffen hat, bekomme ich das alles neu, so wie dem Wandsbecker Boten der Schimmer der Mondnacht und wie dem Sänger des 104. Psalms die Schönheit der Wolken und die Erhabenheit des Meeres mit seinen Wogen und seinen Schiffen ja ebenfalls neu geschenkt wurde. Nun erst wird mir das alles zu einem Gleichnis, das ich entziffern kann. Nun sehe ich in alledem das Warten der Kreaturen, daß »Gott ihnen Speise gebe zu ihrer Zeit«. Ich sehe, wie er seine milde Hand auftut und wie sie alle von ihm leben — und ich selbst bin mitten darunter.

Ich meine also, *das* soll uns hier gesagt werden, wenn es heißt, daß Gott ruhe und den Sabbat feiere, und wenn unser Blick einen Moment lang von dem großen Werk des Lebens hinweglenkt und auf ihn selbst hingewendet wird. Es ist so, wie wenn hier in sehr markanter Weise das Thema der großen

Schöpfungskomposition geblasen werde, das Thema: Ich, der Herr, bin es, der am Werke war und ist und sein wird und der dich umhüllt mit seiner Fürsorge und der dich sucht und der immer auf dem Wege zu dir ist. Nur wenn ich dieses *Thema* vernommen habe, kann ich das wunderbare — das manchmal melodische und manchmal atonale — Gewebe der Klangfiguren meines Lebens in mich aufnehmen, nur dann höre ich nicht über den Cantus firmus hinweg, wenn die verwirrenden Töne des Lebens mich umrauschen.

Das Leben kann ja von mir so entsetzlich mißverstanden werden, wenn ich diesen thematischen Schlüssel nicht habe. Ich kann dann im ästhetischen oder abenteuerlichen Genießen steckenbleiben, weil »das volle Menschenleben« eben so »interessant« ist — es ist wirklich interessant! — und weil meine Vitalität voller Wonne dabei mitmacht und weil mich das alles ausfüllt und mir Lebenslust schenkt.

Andererseits kann ich auch erschüttert und ins Bockshorn gejagt und am Boden zerstört sein, wenn die Pechsträhnen über mir hängen. Darum müssen wir immer wieder, um die Gelassenheit des Christenmenschen zu gewinnen, Maß nehmen an dem einen, auf das es ankommt, und das Thema heraus hören: daß ein ewiges Herz für uns schlägt.

Beim Hören des Weihnachtsoratoriums von Bach werden manche dieselbe Erfahrung machen. Wie viele bleiben da im bloß Ästhetischen stecken — in der vitalen Bewegtheit dieser Musik, in diesem Fest des Rhythmus oder auch in der Gesetzmäßigkeit der musikalischen Architektur. Sie gehen dann hinaus und sind für ein paar Augenblicke hingerissen, bis die Klanggefüge unter dem Hämmern der Schreibmaschine und dem Geklingel der Telefone wieder in sich zusammensinken. Die Welt vergeht mit ihrer Lust — auch mit ihren Sternennächten und mit ihren Oratorien —; und als Dietrich Bonhoeffer unter dem Galgen stand, da mochte dies alles vor seinen Augen erloschen und seinen Ohren entwichen sein. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, das Wort Gottes aber bleibt in Ewigkeit. Die Botschaft von diesem Herzen bleibt. Und wenn es einmal Schluß mit mir ist und alles um mich versinkt, dann wird dies eine noch mit mir gehen, dieses »Nun jauchzet, frohlocket . . .« und das Wort von der »neuen Mär«.

Müßte nicht auch hier, wenn wir die Botschaft der großen Ora-

torien hören, wieder jene helfende Hand für einen Augenblick unsere Schulter ergreifen und uns herumdrehen, daß wir von dem Wunder des Klanggefüges und von dem irdischen Kosmos der Töne — diesem allerhöchsten Staub, aber doch dem »Staub« der bloßen Töne — hinweggewandt werden und über den bewegten Geigen und Cembali, den Pauken und Trompeten, über dem Auf und Ab der Vox humana jenes *eine* Thema erkennen, auf das alles ankommt: daß wir nämlich den Herrn in seiner Ruhe, den Herrn über seiner Schöpfung und auch noch über dem »Gloria« der Engel erkennen —? daß wir ihn einen Augenblick über den Pfeilern und Spitzbögen der steinernen und der tönenden Dome sehen? Nur dann gehe ich ja als ein Gesegneter hinweg, der eine *Botschaft* vernommen hat, der diese Botschaft nun auch mitnehmen kann; eine Botschaft, mit der ich leben und sterben, jubeln und leiden kann. Nur dann sind wir mehr als bloß wächserne Seelen, in die für Augenblicke die verwehende Spur erhabener Klänge geprägt wurde — Klänge, die der Wind des Alltags dann doch wieder hinwegfegt.

Dies also scheint mir die Nachricht zu sein, die von der Sabbatruhe des Schöpfers ausgeht:

Das Ziel der Schöpfung ist nicht der ewige Umtrieb des zeugerischen Lebens und die unablässige Dramatik der Geschichte. Wenn es heißt: »Machtet euch die Erde untertan«, dann besagt das eben nicht: Schafft eine reiche, leistungsfähige Kultur, schafft soziale Perfektion, wandelt mit eurer Technik die wilde Natur in ein Gehäuse der Zivilisation, überwindet den Angriff der Natur, vertreibt die Winterkälte, erleuchtet die Nächte, überquert die Ozeane und greift nach den Sternen!

Das Wort »Machtet euch die Erde untertan!« bedeutet vielmehr: Wenn ihr nun so der Schöpfung euer Gepräge gebt, so sorgt dafür, daß euer menschliches Leben und eure Kultur nicht zum Zeichen eurer ewigen Unruhe und eures verblendeten Titanentums werden, sondern daß sie Dank und Antwort sind an den, der euch diese Erde geschenkt hat. Sorgt, daß alles, was ihr tut, nicht sein *Thema* verfehlt, sondern daß es Anteil an dem behält, der alles geschaffen hat, und daß ein Widerschein seiner Ruhe darauf fällt. Sonst wird euch die Gabe eurer Weltherrschaft zwischen euren Händen zerrinnen. Ihr werdet Gehetzte und Geächtete eures eigenen Werkes werden. Eure Unruhe und eure Gier werden euch verzehren, bis ihr die Erde, statt sie zu

unterwerfen, zur Hölle gemacht habt, und bis ihr, statt dem Himmel zugewandt zu sein, einen Turm wider den Himmel baut — ja, bis ihr die Sintflut provoziert und am Ende eure Erde in den Himmel hineinsprengt.

Über aller Unruhe unseres menschlichen Tuns und Werkens, über allem Streben und Schaffen, Wirken und Kämpfen muß uns so der Thron Gottes sichtbar bleiben, in dem er gelassen und ruhevoll den Sabbat der Schöpfung feiert. Nur wer diesen Thron der Ruhe sieht, empfängt jene Gelassenheit, die ihn aus allem Getümmel auf den Horizont der Welt blicken läßt, dorthin also, wo die rätselhafte Welt in den höheren Gedanken eines Herzens gründet, das unser gedenkt, und wo sie aus diesen Gedanken heraus ins Dasein gerufen wird. Zugleich wird er auf jenen anderen Horizont blicken, wo diese Welt einmal am letzten Tag wieder bei ihm ankommen wird.

Über allen Irr- und Zickzackwegen, die wir zwischen den Horizonten des ersten und letzten Sabbattages der Welt abgehen — und »abirren«! —, steht die große Gelassenheit Gottes, die alle Unruhe in ihren Frieden einbettet. »Der Herr ist in seinem heiligen Tempel — es sei vor ihm still alle Welt!«; sie sei still vor ihm in der Hektik des Wirtschaftswunders und des Weihnachtsbetriebes und der Konjunktur; sie sei still vor ihm in der grauen Einöde der Diktaturen und im Anspruch des Terrors; sie sei still vor ihm unter Raketen und Atombomben. Gott ist in seinem Heiligtum.

Es gibt so etwas wie Gelassenheit in aller Unruhe und Frieden in aller Nervosität. Sie ist dann ein Widerschein jener Stille des Schöpfers. »Was soll uns denn das ew'ge Schaffen! Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen?« sagt Mephistopheles in der Sterbestunde Fausts und deutet auf die Unruhe, die selbst dann noch über diesem Sterben liegt, als »der Zeiger fällt«. Wo die Stille des Schöpfers regiert, wird das Nichts besiegt, in dem all *unsere* vergebliche Unruhe endet. Denn dann sind wir einer Geborgenheit zugeordnet, in der es nichts Verlorenes und keine Verlorenheit mehr gibt.

Von der Sabbatruhe des Schöpfers empfängt auch *unser* Ausruhen, *unser* Feiern und empfängt jede sonntägliche Stille ihren Sinn. Das bedeutet: Wir sind gehalten, nicht blindwütig daraufloszuschuften und der Raserei eines überspannten Pflicht-

gedankens zu verfallen, uns also kaputt zu machen, womöglich noch im Namen Gottes oder im Namen irgendeines Diene-Ethos. Wir sind aber aufgefordert innezuhalten, Zäsuren in den Ablauf unserer Arbeit einzufügen und am Thema unseres Lebens neu Maß zu nehmen.

Es hat nämlich nichts mit einem sogenannten christlichen Dienstgedanken zu tun, wenn wir unsere Arbeit vergöttern und unseren Beruf zu einem götzdienerischen Kult machen. Daß wir damit auf dem Holzweg wären, können wir uns an der Art verdeutlichen, wie die Bibel vom Widerspiel zur Sabbatruhe, wie sie nämlich von unserer Arbeit spricht.

Sicher ist es von hoher, symbolischer Bedeutung, daß das Problem der Arbeit ausgerechnet im Rahmen der Sündenfallgeschichte behandelt wird. Das muß uns nachdenklich stimmen. Die Arbeit ist jedenfalls nicht einfach der heilen und noch unversehrten Welt zugeordnet. Ihr haftet eine Zweideutigkeit an, die uns entginge, wenn wir allzu vereinfachend sagen würden: Arbeit ist Gottesdienst, Arbeit ist nur Beruf und Berufung.

Um diese Zweideutigkeit zu verstehen, müssen wir einen Augenblick über die Schöpfungsgeschichte hinausgreifen und zur Kenntnis nehmen, wie Gott den frevlerischen Griff nach der verbotenen Frucht rächt:

Da ist von den Schmerzen der Geburt und von den Wehen des Todes die Rede; da deutet das göttliche Gericht also unser gebrochenes Verhältnis zur Natur an. Hier ist etwas in den Einklang zwischen natürlichem und persönlichem Leben eingebracht und hat dem Hause der Schöpfung die Harmonie geraubt.

Aber auch den Acker trifft der Fluch. Das heißt doch wohl: Auch unsere *Arbeit* ist vom Tode gezeichnet und zweideutig geworden. Daß zwischen dem Acker — als dem Symbol unserer Arbeitswelt — und uns selbst das Gericht steht, läßt uns daran denken, daß das Leben nicht nur mehr ist als die Kleidung (vgl. Matth. 6, 25), sondern auch mehr ist als unsere Arbeit. Wir leben nicht, um zu arbeiten, sondern wir arbeiten, um zu leben.

Ich stelle mir manchmal vor, was mit mir los sein wird, wenn ich nicht mehr arbeiten kann: vielleicht, wenn das Alter kommt und wenn Hand und Auge müde geworden sind; oder auch in einer langen Frist sonstiger erzwungener Ruhe. Niemand

von uns weiß ja, was uns noch bevorsteht, und welche unerwarteten Seiten im Buch unseres Lebens von höherer Hand aufgeblättert werden.

Werde ich dann aus meiner Arbeit und aus meinem Umtrieb aufwachen wie aus einer Narkose und mich nicht zurechtfinden? Werde ich nichts mit mir anzufangen wissen und dann stöhnen, daß mein Leben keinen Sinn und keinen Inhalt mehr habe? Wie leer ist das Leben für viele alte Menschen, sobald sie zur Ruhe gesetzt sind!

Oder werde ich dann die hohe und heilige Hand erkennen, die alles, was ich werkte und schuf, mit einer erhabenen Bewegung hinwegwischt, und werde ich jetzt die Stimme hören: *Wes wird sein, das du bereitet hast?*

Dann wird das Geld, das ich vielleicht verdiente, von Motten und Rost zerfressen sein; und der berufliche Erfolg, der mir möglicherweise beschieden war, versinkt im wesenlosen Schein. Dann werden ganz andere Fragen lebendig werden: Gibt es in deinem Leben Schätze, die wertbeständig sind, die dir nicht wie Sand durch die Finger rieseln, sondern die in Ewigkeit bleiben? Hast du geglaubt, gehofft und geliebt? Hast du gelernt, auch wenn dich die größte Einsamkeit umgab, von Gott her etwas zu hören und ihm zu antworten und also in Vorfreude darauf zu leben — Kierkegaard hat das auf seinen Grabstein meißeln lassen —, »ewig, ewiglich mit Jesus zu sprechen«? Wem unter deinen Nächsten hast du geholfen? Wem hast du ein gutes Wort mitgegeben, als er trostlos war? Wem hast du Brunnen in der Wüste gegraben, wem hast du durch deine Liebe geholfen, und wer kann nun in Ewigkeit für dich zeugen?

Es kommt die Stunde, da nur *solche* Fragen noch etwas gelten, weil wir dann allein mit Gott sind, und weil alles, was mit Arbeit, Leistung und Erfolg zu tun hatte, weit, unendlich weit zurückliegt und schon gar nicht mehr wirklich gilt.

Jetzt verstehen wir vielleicht, daß Gott unsere Arbeit nicht nur heiligt und uns den Segen für unseren Beruf versprochen hat, sondern daß auch ein Gericht über dies alles gelegt ist. Der Tod, die Schmerzen der Geburt und die Zweideutigkeit unseres Lebenswerkes: in alledem ist ein Gericht und eine heimliche Gnade, mit alledem will Gott mich auf das eigentliche Thema meines Lebens stoßen.

Was nützt selbst der spannendste Roman eines Lebens, ja, was hilft es, wenn mein Leben im Sekundären erfolgreich war und wenn die Menschen einmal Wagenladungen von Kränzen auf meinen Sarg häufen, was hilft das alles, wenn eine höhere Hand an den Rand dieses Lebens schreibt: Du hast dich im Thema vergriffen und hast die Pointe verfehlt. Ich habe dir in Gerichten und Verheißungen Signale über Signale zugewinkt. Du aber sahst nicht und hörtest nicht. Du sahst nur deine Scheunen, die du füllen wolltest, und nicht das Vaterhaus, vor dem du eines Tages stehen würdest. Du tatest so, als ob du ewig leben würdest — so wie Adam das wollte — und als ob es keine Ewigkeit gäbe, an deren Strand deine Fahrt einmal endet.

Jedoch nicht nur unser persönliches Leben, »meine Lebenszeit« also, endet an diesem Strand — auch die *Geschichte* geht auf ihren letzten Tag zu. Ihre Unruhe und Qual, ihr Ruhm und ihre Schmach, ihr Kriegsgetümmel und ihre Friedenszeiten gehen einmal in den großen Sabbat ein, in dem das Schweigen der Ewigkeit das laute Geschrei, das Geklirr der Waffen und die Sirenen der Katastrophen ablöst und umfängt.

Ob wir verstehen, was mit dieser herannahenden Mitternacht gemeint ist — mit dem Ende der Welt, dem die törichten Jungfrauen entgegendösen, als ob es das gar nicht gäbe, während die klugen wissen, daß es die Schicksalsstunde ist, und darum in höchster Wachheit damit rechnen?

Zu welcher Gruppe gehören wir?

Die Zifferblätter unserer Uhren deuten uns dies Geheimnis vom letzten Tag der Welt nur sehr unvollkommen an:

Der große Zeiger weist uns freilich darauf hin, wie die Stunden verrinnen, aber er kreist ja in scheinbar ewigem Wechsel weiter. Die zyklische Bewegung erregt in uns die Illusion, als würde die Uhr unablässig neue Stunden produzieren, und als hätten wir fortgesetzt einen Neuanfang zur Verfügung.

Der kleine Zeiger, der langsamer kreist — aber eben doch kreist! —, scheint uns dasselbe über unsere Tage zu sagen. Und doch hält er uns schon die erste Andeutung einer Predigt: Wenn er sich abends der Zwölf nähert, ist wieder ein Tag vorbei.

Vielleicht habe ich eine Entscheidung getroffen und eine Weiche gestellt, die ich bereue und die doch meine weitere Bahn be-

stimmt. Ich fahre nun auf einer bestimmten Schiene und kann nicht einfach zurück oder nach der Seite ausbrechen. Vielleicht habe ich einem Menschen weh getan; vielleicht ist auch in mir etwas zerbrochen, und bestimmte Risse, Sprünge und Wunden, die ich zufügte oder empfang, werden ihre Spur hinterlassen. Ich kann nichts ungeschehen machen, ich kann meine Vergangenheit nicht mehr revidieren, sie liegt fest.

Obwohl der kleine Zeiger mechanisch kreist und um zwölf Uhr Mitternacht immer wieder einen neuen Tag anspringen läßt, kehrt er im Grund doch nie an die gleiche Stelle zurück. Ich bin meiner Vergangenheit nicht mehr mächtig. Ich bin an sie gebunden, so wie einer ans Kreuz geschlagen ist.

Warum muß denn jemand, der sich um eine Stelle bewirbt, seinen Lebenslauf einreichen, das heißt: warum muß er seine Vergangenheit darstellen? Das geschieht doch deshalb, weil wir alle von der Voraussetzung ausgehen: Ein Mensch *ist* seine Vergangenheit, ein Mensch ist *identisch* mit dem, was er getan hat, mit seinen Leistungen und Versäumnissen, mit seinen guten Noten und auch mit seinen Vorstrafen. Und nicht wenige wissen, wie ihnen das eine oder andere »anhängt«, wie sie es nicht mehr abschütteln können, weil die Menschen — die Chefs und die Nachbarn, die Kollegen, manchmal auch die eigene Familie — so grausam sind, uns immer wieder neu an das Kreuz unserer Vergangenheit zu schlagen und uns im Guten und Bösen zuzurufen: Wer du bist? Du hast dieses und du hast das getan!

So ist es: Wir können den kleinen Zeiger nicht zurückstellen. Wir können die Strecken, die er durchlief, nicht ausradieren und nicht revidieren, sondern sie müssen in Ewigkeit so stehenbleiben.

In Ewigkeit? Ist dies nicht das Wunder: daß sich nun ein anderer an das Kreuz meiner Vergangenheit hat schlagen lassen und daß einer da ist, der die Last alles dessen, was *ich* nicht mehr ändern kann, auf sich nahm und hinwegtrug? Daß einer da ist, der einen neuen Anfang macht — wirklich der Einzige, der ausradieren kann, weil er sich selbst dorthin stellt, wo *ich* stehen müßte?

Wenn ich am letzten Tag der Welt, wenn ich im jüngsten Gericht vor den Thron Gottes treten muß und er mich fragt:

»Wer bist du?«, dann wird, noch ehe ich den Mund auftun kann, der Verkläger statt meiner antworten und wird sagen: »Herr, ich habe die Chronik seiner Vergangenheit in meiner Hand. Hier ist die Liste der Heimlichkeiten in seinem Leben, von denen kein Mensch weiß. Hier sind die Worte, mit denen er verleumdete, weh tat und tötete. Hier ist aufgezeichnet, wo er geschwiegen und nichts unternommen hat, als sein Nächster auf ihn wartete. Dies, Herr, ist ein Psychogramm seiner Eifersüchte, seines Hasses, seines Neides und seiner Gier. Das war er, Herr, das ist seine Vergangenheit, so wie nur *ich* sie kenne und keiner seiner Mitmenschen, vor denen er Theater gespielt hat. Das ist er, weil das seine Vergangenheit ist.«

Wenn der große Verkläger so gesprochen hat, wird ein Wunder geschehen. Dann sagt Gott, der Gerichtsherr des Jüngsten Tages:

»Hör auf mit deinen Attacken! Wenn ich frage, wer dieser da ist, dann will ich gar nicht wissen, was er getan hat, denn seine Vergangenheit ist durchgestrichen.«

In diesem Augenblick darf ich mich selbst in die Verhandlungen unter dem Thron einschalten und sagen:

»Ja, Herr, sie *ist* durchgestrichen. Wenn du mich fragst, wer ich bin, dann antworte ich dir nicht: Ich bin der, der das und das getan hat, sondern ich sage: Ich bin der Bruder meines Heilandes Jesus Christus. *Er* ist bei mir eingekehrt, und ich war ihm nicht zu schlecht. Und siehe, er steht hier neben mir und bürgt für mich. Nicht meine Sünden, nicht diese schwarze Liste sagt dir, wer ich bin, Herr; sie ist veraltet und überholt. Ich bin – ja, ich *bin* nur noch der Bruder und Gefährte deines Sohnes, und darum bin ich auch *dein* Kind. Das bin ich, lieber Gott. Meine Füße sind voller Staub, gewiß. Das kommt von der Fremde, durch die ich geirrt bin und in der ich geirrt habe. Ich habe Schmutz an meinem Stecken und Flecken auf meiner Weste. Aber was gelten Schuhe, Stecken und Weste vor dir, Herr, der du das Herz ansiehst. Dieses Herz hat in aller Finsternis den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit gehabt. Es hat auch im bängsten Zweifel gerufen: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben! Und hin und wieder hat es unter der Maske des Nächsten und inmitten aller Menschenverachtung das Antlitz des heimlichen Heilandes gesehen. Ich habe nur dies, Herr, nur dies. Ich habe meine Vergangenheit

verloren, weil ich den gefunden habe, der sie für mich wegtrug und der nun bei mir ist alle Tage bis an der Welt Ende.«

Dann wird Gott sagen:

»Ei, du frommer und getreuer Knecht — ich traue meinen Ohren nicht, daß er ›fromm und getreu‹ sagt, aber er sagt es wirklich! — ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude.« So ist es mit dem letzten Tag der Welt.

Ob das Wissen um das Ende nicht schon meinen heutigen Tag verwandelt? Was erwarte ich eigentlich vom Leben? Bin ich gespannt, welche tollen Chancen noch auf mich zukommen? Oder bin ich alt und müde und sehe nach einer kurzen oder langen Durststrecke zunehmender Einsamkeit und Leibesnot den Tod vor mir? Oder aber sehe ich auf die Atombombe oder auf die nächste Nacht, vor der mir graut, weil ich keinen Schlaf finden kann? Auf was warte ich?

Was es aber auch sein mag — ein fiebernd gespanntes Hoffen auf Glück oder eine beklommene Angst —, es ist alles verändert, aufgehoben, behütet und verwandelt durch etwas ganz Neues: daß einer da ist, der auf mich wartet, der mich in aller meiner Fragwürdigkeit auch annimmt und der mich über Höhenrücken und durch finstere Täler sicher an diesen Punkt führt, wo es aus dem Dunkel ruft: »Ei, da bist du ja, du frommer und getreuer Knecht.«

Wir machen doch keine Fahrt ins Blaue mit ungewissem Ausgang. Wir stehen in der Seligkeit des Advents. Wir stehen im Sturm der Verwandlungen, weil einer da ist, der alles neu macht.

Ja, das gibt es: Ich kann ein anderer Mensch werden. Ich kann das Gepäck meiner Vergangenheit abladen. Ich kann ein wartender Mensch werden.

Darum hören wir auf, nervös in die Zukunft hineinzuhorchen und immer nur zu fragen, *was* wohl kommen mag. Denn wir wissen, *wer* zu uns kommt.

Wem aber die letzte Stunde gehört, der braucht die nächste Minute nicht zu fürchten.

Wie das Böse in die Welt gekommen ist

DIE GESCHICHTE VOM SÜNDEFALL

ERSTER TEIL

Und die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde, die Gott der Herr gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?

Da sprach das Weib zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret's auch nicht an, daß ihr nicht sterbet.

Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihre werdet mitnichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.

Und das Weib schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre, und daß er lieblich anzusehen und ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte; und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Manne auch davon, und er aß.

Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürze.

1. MOSE 3, 1-7

Ich erinnere mich noch genau an eine Nacht des letzten Krieges. Auf einer Höhe bei Stuttgart lagen etwa zwanzig Jungen eines Gymnasiums in Stellung und bedienten eine Flakbatterie. Sie wollten gerne, daß ich ihnen Religionsunterricht gäbe. Weil das aber verboten war und sie ihre Bitte nicht erfüllt bekamen, waren sie bis zu einem hohen Befehlshaber vorgedrungen und hatten schließlich durch ihren Schwung und ihre Unverdrossenheit die Zustimmung des hohen Herrn erreicht. So wanderte ich nun immer zu ihnen hinaus; wir saßen um die Kanone herum und sprachen über die letzten Dinge.

Diesmal hatten sie mich aus einem anderen Grund rufen las-

sen. Ihre Stellung war von einem Tiefflieger angegriffen worden, und der Vater eines der Flakhelfer, der gerade zu Besuch dort weilte, war tödlich getroffen worden, während seine Junge die Kanone bediente.

In einem Leiterwägelchen fuhr der Junge seinen toten Vater weg. Die kleinen Kerle — denn das waren sie doch — drängten sich nun in tiefer Erschütterung um mich herum, beinahe wie Küchlein. Sie waren ganz durcheinander und suchten bei einem Älteren Schutz vor einer Welt, deren dunkles Rätsel sie auf einmal und zum ersten Mal angesprungen hatte. Ich redete ihnen gut zu, obwohl ich selbst recht hilflos war.

Aber nun kam das, dessentwegen ich diese Erinnerung überhaupt berichte: Bei meinem Heimweg lag das Mondlicht über dem stillen Tal, die weißen Blüten der Bäume schimmerten in seinem Licht auf, und es war namenlos still. Die Welt war wie »eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt«.

Ich erwähne das nicht aus Romantik, oder um einen sentimental Effekt zu erzielen, sondern weil diese Stunde für mich ein Gleichnis war für die dunkle Schwelle, die der Mensch nach dem Bericht vom Sündenfall überschritten hat.

Vor mir lag die scheinbar so heile Welt einer Frühlingsnacht, aber ihr Friede tat mir in jenem Augenblick geradezu weh. Ich wußte nämlich, daß der Friede der Natur trägt und daß ich eben noch, umgeben von einem Blütenmeer, mit Jungen geredet hatte, in deren Augen das Grauen stand und die tapfer ihre Tränen hinunterschluckten.

Nein, diese Welt war nicht heil. Sie war es deshalb nicht, weil der Mensch mit seinen Mordinstrumenten in sie eingebrochen war und ihr den Frieden geraubt hatte. Und wird es nicht immer so weitergehen: Wie lange werden die Menschen, wenn sie von Angst gepeinigt sind, sich noch im Anblick des gestirnten Himmels und seiner majestätischen Ruhe erholen können? Wird der Mensch nicht mit Raumschiffen und kosmischen Spionen auch *diese* Ruhe stören?

Die Geschichte, die wir hier zu besprechen haben, zeigt uns, wie von diesem *einen* Punkt in der Welt, an dem der Mensch steht, das Unheil wie ein eisiger Lufthauch in die Welt hineinweht — in eine Welt, die eben noch gesund war und über der

die Freude des Schöpfers aufklang: »Siehe es war sehr gut, siehe es ist sehr gut.«

Jene Heiterkeit der ersten Menschen unter Gott, die Joseph Haydn in strahlenden Duetten zwischen Adam und Eva aufklingen ließ, ist jählings beendet. Die Unbefangenheit ist zerstört. Sie haben etwas zu verbergen und machen sich hastig Schürze. Und als sie die Stimme Gottes vernehmen, der durch den Garten wandert, gehen sie in Deckung wie Ertappte und lauern mit Herzklopfen, was nun passiert.

Wir können über diese uralte Geschichte nur staunen, weil sie in exemplarischer Weise zusammenfaßt, was wir dauernd um uns herum und vor allem in uns selbst erleben. Sicher geht es uns allen bei diesen Worten ähnlich, wie ich das von mir selbst bekennen muß:

Zunächst ist man als Intellektueller eines späten Jahrhunderts geneigt, einen gewissen Anstoß an manchen *mythischen* Zügen dieser Geschichte zu nehmen — zum Beispiel an dem Bericht von einer Schlange, die reden kann. Kaum aber hat sich diese Skepsis zu regen begonnen, werden wir von dem, *was* die Schlange nun redet, in einer Weise zum Hören gezwungen, daß dieses kümmerliche Aufbegehren unseres Intellektes einfach weggeschockt ist.

Erkennen wir nicht alle gewisse Szenen unseres eigenen Lebens in dieser Chronik einer Versuchung wieder? Ist das alles nicht so etwas wie ein Konzentrat der Verführungskunst überhaupt? Wie soll man die Fülle der Gesichte, die diese Geschichte vermittelt, überhaupt in wenigen Seiten einfangen?

So kann ich denn gar nicht anders, als mehrere Male davon zu handeln, damit wir uns auf diese Weise langsam an die Urfrage der Menschheit heranarbeiten — an jene Frage, die einem schon die Vierzehnjährigen stellen und die auch einen alten Menschen noch verfolgt — an die Frage: wie denn das Böse in die Welt gekommen sei*.

Das erste, was uns auffällt, ist folgendes: Das Drama der Verführung, das jetzt anfängt und das die Vision der heilen Schöpfungswelt jäh beendet, beginnt auf keinen Fall mit einem Paukenschlag, sondern es fängt eher mit Schalmeienklängen an. Man könnte sogar sagen, es seien fast choralartige Motive darin.

* Die Themafrage dieses Kapitels wird noch einmal in dem Abschnitt »Schuld und Schicksal«, S. 116, aufgenommen.

Die Ouvertüre dieses Gespräches ist nämlich durchaus fromm, und die Schlange führt sich ein als ein religiöses und höchst seriöses Tier. Sie beginnt nicht: Ich bin ein atheistisches Ungeheuer und ich werde euch in eurer paradiesischen Unschuld und Treuherzigkeit jetzt einmal gründlich durcheinanderbringen, sondern sie sagt: Kinder, wir wollen heute über Religion, wir wollen über die letzten Dinge miteinander reden.

Nicht wahr, so etwas flößt sofort Vertrauen ein, denn Leichtfüße und Halunken geben sich ja mit solchen Themen nicht ab. Man verschafft sich gleich zu Beginn das Alibi eines ernsthaften und seriösen Gemütes, wenn man über fromme Gegenstände plaudert.

Und so fragt sie dann: »Gott der Herr hat doch wohl gesagt — der Gott natürlich, den wir alle verehren! Auch ich, die Schlange, verehere ihn herzlich! — dieser unser verehrter Gott hat doch gesagt, ihr solltet von keinem der Bäume in diesem Garten essen, wie?«

Die Schlange will also diskutieren, sie will so etwas wie ein theologisches Gespräch über das »Wort Gottes« führen. Keine Spur also von einem Zweifel — o nein! Der Teufel ist selber gottgläubig. Er steht auf dem Boden der Tatsache »Gott«.

Aus dieser Ecke scheint er übrigens immer zu taktieren. Auch der Versucher in der Wüste sagte ja zu Jesus Christus nicht: »Du bist ein Narr, deinem himmlischen Vater gehorsam zu sein.« Auch er zitierte lauter Bibelworte und fromme Sprüche, als er ihn ermunterte, Brot zu machen, von der Zinne des Tempels zu springen und die Reiche und Länder dieser Welt aus seiner, des Teufels, Hand anzunehmen. Der Teufel gibt sich frömmer als eine Betschwester und bibelkundiger als ein Professor für Altes Testament oder ein Zeuge Jehovas. Dieses Reptil würde ganz gewiß auch mit frommem Augenaufschlag arbeiten, wenn es nur die geeigneten Lider dafür hätte.

Das ist also die erste Feststellung, die wir hier zur Kenntnis nehmen müssen:

Der Versucher arbeitet immer nur getarnt. Er hüllt sich in die Maske harmloser, ja frommer Betulichkeit. Alle Versuchungen im Leben fangen so in gezuckerter Form an. »Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.«

In dieser Hinsicht habe ich einmal ein interessantes Experiment gemacht:

Als meine Studenten für einige Wochen Hilfsdienst in einem Lager für Flüchtlinge leisteten, veranstalteten sie für die Kinder fast jeden Tag ein Kasperletheater. Das war die größte Attraktion des ganzen Lagers. Der Saal hätte Gummiwände haben müssen, um die Massen erwartungsvoller Kinder aufzunehmen. Mir selbst fiel dabei die Aufgabe zu, den Teufel zu spielen. Ich führte dabei eine greuliche, feuerrote Puppe auf meiner Hand und veranstaltete einen dröhnenden und schauerlichen Stimmaufwand, um alle Mißlaute der Hölle hörbar zu machen. Dann riet ich den Kindern mit schwefelscharfer Stimme lauter Ungezogenheiten: Ihr braucht euch nie abends die Füße zu waschen; ihr dürft allen Erwachsenen ruhig die Zunge herausstrecken; auch würde es mich schrecklich freuen, wenn ihr Bananenschalen auf die Straße werfen würdet, damit die Leute darauf ausglitschen.

Vielleicht erschrickt jetzt manches würdige Elternpaar, wenn ich das so offen berichte, und denkt insgeheim: wie kann er sich nur so unpädagogisch benehmen und das auch noch öffentlich ausplaudern. Aber das ist eben das Merkwürdige — und diese Beobachtung gehört wirklich zur Auslegung unserer Geschichte! —: Die pädagogischen Erfolge, die ich in der Rolle des Teufels erzielte, waren ganz enorm und allgemein im Lager anerkannt. Die Kinder streckten die Zunge plötzlich nicht mehr heraus, und sie wuschen sich auch abends die Füße. Sie schrien mich sogar mit ohrenbetäubendem Protest nieder, wenn ich ihnen meine verruchten Ratschläge gab. Sie wollten nichts, aber auch gar nichts mit dem Teufel zu tun haben. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, wäre der Sündenfall nie passiert — aber dann hätte die Schlange im Paradies auch ein so netter Teufel sein müssen, wie ich einer war. Dann hätte sie ebenso mit offenen Karten spielen müssen, wie ich das tat! Denn in *einem* entscheidenden Punkte unterschied ich mich bei unserer Kasperle-Gaudi tatsächlich von der Schlange, die da im Paradiese redet: Ich gab mich in Maske und Stimme von vornherein als Teufel zu erkennen. Darum konnten meine Verführungen nie gelingen; sie wurden vielmehr pädagogisch-schöpferisch.

Der Mensch möchte nämlich mit dem Teufel nichts zu tun haben, ebensowenig wie die Kinder des Flüchtlingslagers. Adam und Eva, du und ich, wir optieren zweifellos für das Gute. Kein Mensch *will* ja böse sein. Ich habe schon in mancher

Zuchthauszelle mit Schwerverbrechern gesprochen, aber ich habe keinen einzigen gefunden, der böse hätte sein *wollen*. Wohl aber sagte mancher: Ich habe den Raub oder den Diebstahl und vielleicht sogar den Mord damals gar nicht als böse verstanden. Jedenfalls ist es mir nicht zum Bewußtsein gekommen. Der alte Mann, den ich niederschlug, war für mich gar nicht ein alter »Mensch«, sondern nur der anonyme Besitzer einer dicken Briefftasche. Er war für mich jemand, der im Fett schwamm, während ich Kohldampf schob. Vielleicht erschien er mir gar als Geschwür an der Gesellschaft, als Nutznießer seiner Ausbeutungen, während *ich* über Kräfte und Tatendrang verfügte und auf der Schattenseite des Lebens nur nicht zum Zuge kam. Auch Dostojewskis Raskolnikow hat ja bei seinem Mord an der alten Trödlerin solche Überlegungen angestellt. Auch er wollte keineswegs »böse« sein.

Darum ist es wirklich der entscheidende Punkt in dieser Geschichte, daß sich der Teufel nicht zu erkennen gibt. Er stellt sich als Vertreter des Guten vor, ja als Anwalt Gottes. Die Schlange im Paradies ist ein gutes, treues Tier und ein wohlgeglittenes Glied im göttlichen Haushalt.

So wird uns zunächst das Stilgesetz aller Verführung verdeutlicht. Wenn ich dieses Gesetz jetzt kurz charakterisiere, dann bitte ich jeden von uns, sich bestimmte Situationen in seinem Leben vorzustellen, bei denen es in seiner persönlichen Geschichte zum Zuge kam:

Der Versucher flüstert uns nie zu: »Komm, ich will dich eine Sünde lehren.« Wenn er so verführe, würden wir sofort zurückzucken und sähen uns in den »status confessionis« versetzt, müßten also »Farbe bekennen«. Denn, wie gesagt, so verkommen sind wir ja gar nicht, daß wir das Böse *wollten*!

Statt dessen spricht er zu uns — wenn er zum Beispiel auf die Verführung des Geschlechtlichen hinaus will —: »Komm, ich will dich etwas Faszinierendes erleben lassen. Du hast ja keine Ahnung, was das Leben zu bieten hat. Willst du das Beste, das Erregendste versäumen?«

Auch hier ist wieder die Bemühung um einen frommen, seelenvollen Augenaufschlag zu erkennen, und der Versucher fügt vielleicht hinzu: »Das kann doch gar nicht der gottgewollte Sinn deines Lebens sein, daß du etwas versäumst, daß du nicht

alles mitnehmen solltest, was der erhabene Schöpfer an Möglichkeiten in deinen Körper gelegt hat. Ist Gott es nicht, der dir dein heißes Blut in die Adern gegossen hat, wie bitte?»

Nicht wahr: darüber läßt sich doch reden! Darüber *müßte* man wirklich reden! Und reden und reden lassen, das ist der erste Punkt im Programm der Schlange. Der Versucher ist ein Geist der Diskussion. Wenn er die jungen Leute drüben von der Konfirmation abspenstig machen und zu weltlichen Ersatzweihen verführen will, dann beginnt er ebenfalls nicht: »Mein ganzes teuflisches Herz sehnt sich danach, daß du dem Glauben deiner Väter abschwörst, daß du weich, daß du untreu wirst und charakterlos dein Mäntelchen nach dem Winde hängst!« — O nein, eine solche feuerrote, teuflische Maske setzt der Versucher hier gleichfalls nicht auf, sondern er steckt sich Kreide in seinen Wolfsrachen und flötet mit weicher Stimme: »Kind, diese Weihe ist ein rein politischer Akt, der hat nichts mit Religion zu tun. Wir wollen einmal darüber diskutieren, damit du einsiehst, daß ich tolerant bin und dir deinen Glauben keineswegs nehmen möchte und daß ich es gut mit dir meine. Ich möchte doch so gerne — weil ich eben ein Menschenfreund bin! —, daß du beruflich weiterkommst, daß du die höhere Schule besuchen oder bei einem tüchtigen Handwerksmeister eintreten darfst. Und das alles *darfst* du doch nicht, wenn du konfessionell gebunden bist. Ich meine es doch nur gut mit dir . . .«

So nötigt er uns mit den freundlichsten und biedersten Worten von der Welt auf eine Falltür, die wie wohlgepflegtes Parkett aussieht. Und erst sehr viel später merken wir dann, daß wir in eine Falle gegangen sind und ins Bodenlose stürzen.

Ganz harmlos fängt die Versuchung also an, sie beginnt auf dem Boden der Tatsache »Gott«: »Sollte Gott wirklich gesagt haben: ›Du sollst deinen Nächsten lieben‹? Aber bitte: wer *ist* denn überhaupt dein Nächster?« Darüber läßt sich lange diskutieren, und der Versucher weiß, solange du das zum Problem machst und zerredest, wirst du keinen Finger für deinen Nächsten rühren*.

»Sollte Gott wirklich gesagt haben, ihr dürft von keinem dieser Bäume essen?« »Liebe Leute«, sagt die Schlange, »ich will euch

* Vgl. die Auslegung der Geschichte vom barmherzigen Samariter (Luk. 10, 25–37), »Das Bilderbuch Gottes«, Originalausgabe, S. 239 ff.

bestimmt nicht an Gott irre machen, o nein! Stellt doch nur einmal – nicht gegen Gott, sondern im Namen Gottes – die Überlegung an, ob er so etwas überhaupt gesagt haben kann! Das wäre doch ganz ungöttlich von ihm, wenn er euch diese Bäume verböte. Sollte Gott denn so eng und verboht sein, euch nicht an die besonders geglückten Produkte seiner Schöpfung in der Mitte des Gartens heranzulassen? Sollte er denn ein Gott sein, der immer nur Grenzen setzt und Kandaren anlegt und Verbotstafeln aufhängt? Haltet ihr Gott für so kümmerlich? Muß ich, die Schlange, euch erst klarmachen, daß Gott ein Gott der unbegrenzten Lebensfülle ist? Wie sollte denn schlecht und verboten sein, was er doch selber gemacht hat?!«

Und weiter: »Gott sollte dir verboten haben, dich selbst in allen deinen Trieben auszuleben? Meinst du wirklich, Gott wäre so schulmeisterlich? Er hat dich und deine Vitalität doch nun einmal so gemacht, wie sie ist. Also ist alles, was du machst, doch durch den Schöpfer gedeckt!«

Die Schlange redet noch lange und in reichen Variationen weiter:

»Du bist vielleicht ein Mann, der über Maschinen, Bankkonten und Einfluß verfügt. Es kitzelt dich, mit deinem sozialen Prestige einen förmlichen Kult zu treiben, die Menschen vor dir kuschen zu lassen und einen fulminanten Aufwand zu treiben. Sei ruhig, auch dir habe ich als Schlange ein paar begütigende und einullende Worte zu sagen.« Nicht ohne gutturale Herztöne in der Stimme fährt sie dann fort: »Gott sollte dir verboten haben, zunächst einmal an dich selbst zu denken statt an deinen Nächsten? Er sollte von dir verlangen, daß du deine opulenten Gastmähler einschränkst und womöglich vom Fleisch fällst, nur damit du deine sauer verdienten Groschen den hungernden Kindern im fernen Indien oder den Flüchtlingslagern in Europa zur Verfügung stellst? Unsinn, guter Mann, strapaziere doch dein Gewissen nicht mit solchen moralischen Grillen! Wer hat dir denn deine Gaben gegeben? War es nicht die Vorsehung, die dich mit geschäftlichen Chancen und ökonomischen Wundern gesegnet hat? Hast du dich nicht angestrengt?« Und dann kommt wieder ein ölig gesprochenes Gotteswort aus dem Munde dieser alten Muhme: »Man soll dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden.« Also stopfe nur alles im

Namen dieses Gotteswortes zunächst in dein eigenes Maul. Zuerst kommt der Ochse, sagt Gott, und der darfst du sein! Das ist also der *erste* Gedanke der Schlange, den sie mit allen Künsten der Suggestion in unser Herz senkt:

Gott ist anders, als ihr meint. Er ist ja gar nicht so ein engstirnig moralischer Gott, der euch dauernd in den Weg tritt. Sondern er ist der Gott des Lebens, der Gott der Fülle. Nehmt alles mit, was ihr kriegen könnt, denn Gott reicht es euch dar. Richtet euch nach den Gesetzen des Lebens, auch wenn es grausam ist, denn Gott hat das Leben gemacht. Nutzt das Gesetz des Stärkeren aus, denn Gott ist stets auf seiten der stärksten Kanonen. Tretet nach unten, buckelt nach oben, dann kommt ihr am weitesten. So sieht doch das Leben aus, das Gott geschaffen hat! Nehmt dem berühmten Song Bert Brechts die geheime Ironie und macht ihn zu eurem Lebensprinzip: »Und wenn einer tritt, dann bin ich es, und wird einer getreten, dann bist's du.« C'est la vie — so ist das Leben — und so ist wohl auch der, der es gab. —

Man sieht, die Schlange verfügt über durchdachte Argumente. Sie ist viel zu fein, um nur an die niederen Triebe zu appellieren. Sie hat den Ehrgeiz, nicht zu überreden, sondern zu überzeugen.

Trotzdem haben wir den raffiniertesten Punkt innerhalb dieser Versuchung noch gar nicht berührt: Die Schlange mutet nämlich der Eva nicht nur nicht zu, daß sie sich gegen Gott auflehnt, sondern die Schlange gibt ihr sogar die Chance, sich für Gott zu verkämpfen und eine Lanze für ihn zu brechen, also gleichsam religiös aktiv zu werden. Die Schlange pulvert geradezu Evas Frömmigkeit auf, sie aktiviert ihren Gottesglauben:

»Ihr sollt nicht von den Bäumen essen, hat Gott gesagt?« So lautet die Frage der Schlange, mit der sie das fromme Exercitium einleitet.

»Keine Spur, daß er das verboten hat«, antwortet Eva und wird zur Verteidigerin Gottes. »Er hat sogar eine Menge erlaubt und freigestellt. Wir dürfen — großzügigerweise! — von allen Bäumen des Gartens essen. Nur den *einen* Baum in der Mitte hat Gott ausgenommen; den sollen wir nicht einmal berühren.«

Wirklich ein frommes Gespräch, das da angefangen hat! Man muß schon die Geister sehr genau scheiden können, um hier

gewisse Untertöne herauszuhören und gewisse Schlingen gelegt zu sehen.

Wir wollen jetzt bei dem Bemühen, die strategischen Gesetze der Versuchung zu erkennen, einen Augenblick innehalten und zunächst zu verstehen suchen, was Gott damit sagen will, wenn er verbietet, den Baum in der Mitte des Gartens auch nur zu berühren.

Wenn Gott verbietet, mit diesem Baum Kontakt aufzunehmen, dann heißt das offenbar soviel wie: Sorgt dafür, daß ihr ihm nicht einmal zu nahe kommt! Haltet euch in gebührender Distanz von ihm! Ohne Bild ausgedrückt heißt das: Begeht euch gar nicht erst in die versuchliche *Situation!*

Auch das Vaterunser ruft uns bezeichnenderweise die Bitte zu: Führe uns nicht in Versuchung; laß uns gar nicht erst in die kritische Situation *kommen!* Die Bitte lautet eben nicht: Führe uns aus der Versuchung *heraus* — wenn wir einmal drin sind! —, sondern sie lautet: Führe uns nicht in die Versuchung *hinein!* Haben wir uns erst *in* die Nähe des Baumes begeben, dann rauscht das Blut, die Neugier flackert hoch, und die Leidenschaften kochen. In einer derartigen Situation ist dann unsere Entscheidungsfähigkeit gelähmt.

Darum kommt soviel darauf an, daß wir nicht erst *in* der Versuchung zu beten beginnen, also erst, wenn der Aufruhr schon in uns tobt. Es ist uns auch nirgendwo verheißen, daß wir dann überhaupt beten können. Darum kommt alles darauf an, daß unser Gebet schon in der Stunde der *Nüchternheit* einsetzt: am Tagesbeginn also, wo wir noch nicht gefangen sind, weder gefangen in der Umstrickung durch unser Blut noch gefangen in der Hast der täglichen Abwicklungen, sondern wo der Tag noch vor uns liegt und die Wünsche und Begierden noch nicht die Väter unserer Gedanken sind.

Viele von uns, die mit dem Beten nicht fertig werden und die sich doch danach sehnen, sollten es einmal so versuchen. Sie sollten nicht erst solange warten, bis sie sich in der Hochspannungszone des gefährlichen Baumes befinden — und wie oft sind wir jeden Tag in seinem Ausstrahlungsbereich! —, sondern sie sollten zu diesem Dienst in der ersten und letzten Stunde des Tages antreten.

Alles, was mit Gott zu tun hat, läßt sich nämlich nicht in Türspalten klemmen und nebenbei und nach Laune absolvieren.

Wir müssen schon für Gott in planvoller Weise einige Minuten am Tage aussparen, in denen er dann *alles* für uns ist. Wer die Zeitung liest und nebenbei noch einen Radiogottesdienst hört, oder wem Gott gut genug ist, auf ein x-beliebiges Stoßgebet in irgendeiner verfahrenen Situation reduziert zu werden, der hat nichts gehört und hat auch nichts gesprochen und darf sich deshalb nicht wundern, wenn er der Verzauberung durch den gefährlichen Baum vollends verfällt.

Ich möchte sogar noch weitergehen: Ich meine nämlich, wir sollten selbst in unseren Gebeten jenen Baum nicht berühren. Ich möchte in aller Kürze andeuten, was ich damit sagen will:

Wir fühlen uns im allgemeinen ja gerade dann zum Beten ermuntert, wenn uns irgendeine Sorge quält: Die Mütter quälen sich ab mit Sorgen um ihre Kinder, der Geschäftsmann mit dem möglichen Abflauen der Konjunktur, der Politiker mit der nächsten Wahl, der Student mit seinem Examen. So trägt denn jeder von uns sein Sorgenpäckchen oder auch sein Sorgenpaket. Auch eine derartige Sorge kann so ein Baum sein, den wir nicht berühren sollen. Wenn Jesus Christus uns zuruft: »Sorget nicht«, dann weiß er sehr genau, an welchen dunklen Punkt in unserem Leben er dabei rührt. Denn jede Sorge ist ein Mißtrauensvotum gegenüber Gott. Jede Sorge will uns mit schlangenhafter List daran hindern, getrost zu sagen: »Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.«

Nun meine ich: Dieser Baum der Sorge darf auch in unseren Gebeten nur in gemessenem Abstand gemustert werden. Wir dürfen ihn nicht berühren und an ihm herummanipulieren. Ich habe an mir selbst und auch an anderen immer wieder die gleiche Beobachtung gemacht: Wenn wir zu dicht an den Baum der Sorge herankommen, wird sie übergroß und beherrscht auch unsere Gebete. Selbst unser Beten wird dann nur noch ein Mittel, um uns in die Sorge zu verbohren.

Mir ist das während des Krieges manchmal an der Gebetspanik im Luftschutzkeller klargeworden: Während es herniederkrachte, haben nicht selten auch solche, die sonst nicht zu beten pflegten, plötzlich Stoßgebete gen Himmel geschickt. Aber sie wandten sich im Grunde gar nicht an die Adresse »Gott«, sondern vor ihrer Phantasie stand nur das tödliche Gespenst der niederrauschenden Bombe. Nachdem dann alles gut vorüber

war, hörte das Beten wieder auf. Im Grunde war Gott gar nicht gemeint, — sondern die Bombe.

Wir können damit ein sehr wichtiges Ergebnis feststellen: Genauso, wie sich der Versucher hier in die frommen und erbaulichen Gedanken der Eva einschleicht, so schickt er seine Partisanen — und zwar in Gestalt unserer Sorgen — auch in die Intimität unseres Gebetslebens. Beten allein besagt noch gar nichts. Man kann es ganz falsch machen. Wir können es als betende Menschen genauso verkehrt machen wie ein ungeübter Radfahrer, der den Zusammenprall mit einem Baum vermeiden will, aber ihn vor lauter Angst und Sorge so fest fixiert, daß er mit voller Wucht auf ihn zufährt.

Wie wir beten sollen, das lehrt uns Dürers Bild von Ritter, Tod und Teufel, das ich immer wieder in unser Gedächtnis rufen muß. Am Weg dieses ritterlichen Reiters lauern Gespenster und gräßliche Unwesen. Der Ritter aber übersieht sie alle. Er kann überhaupt keinen Blick für sie haben, weil dieser Blick an der heimatlichen Burg in der Ferne haftet. Auf diese Burg reitet er zu. Gerade dadurch, daß er sein Ziel im Auge hat, bleibt er dem Zugriff der Gespenster und ihrer Anfechtungen entzogen, braucht sich also gar nicht damit abzugeben.

Ich möchte als Beispiel einen sehr speziellen Fall anführen, an dem deutlich wird, wie wir den Versucher aus unserem Gebet herauskomplimentieren können:

Wenn ein junger Mann von der Wildheit seines Blutes angefochten ist, wenn es ihm ernst damit ist, in diesem Kampf mit blanker Wehr zu bestehen, dann wäre es ganz falsch, die versuchlichen Bilder der Phantasie ständig zu fixieren und dann gegen sie anzukämpfen oder auch gegen sie anzubeten. Der Versucher sähe es nur zu gerne, wenn er uns zu einem Ringkampf mit unseren Lüsten und Begierden animieren könnte, denn dann sind wir sehr wahrscheinlich die Unterlegenen. Und schließlich drängt sich die verabscheute Phantasie auch noch in unser Gebet und füllt es bis zum Rand aus. Je mehr wir die Bilder unserer Phantasie fixieren, wenn auch als *Feinde* fixieren, desto mehr gewinnen sie Macht über uns.

Wir sollen die Versuchungen an unserem Weg vielmehr so bekämpfen, daß wir das *positiv* machen. Wir sollen sie nicht feindselig und mißtrauisch anstarren, sondern wir sollen auf

das positive Ziel, auf die Burg, auf die Heimstatt am Horizont blicken. Für den jungen Mann heißt das, daß er nicht betet: Herr, bewahre mich vor dem und dem, was mich fast erdrückt und zerreibt; du kennst ja mein verfluchtes Blut! Sondern daß er umgekehrt und positiv betet: Ich danke dir, Herr, daß du mir die Kraft in meinem Blut geschenkt hast. Gib, daß ich sie zu deiner Ehre und zu deinen Zielen verwende!

Gott ist immer positiv. Es gibt nichts, was wir nicht dankbar aus seiner Hand entgegennehmen dürfen. Solange wir es aus Gottes Hand nehmen, kann uns nichts passieren.

Nun hat also die Frau im Gespräch mit der Schlange den kritischen Punkt genannt, an dem sich ihr Schicksal mit Gott entscheiden muß. Es ist wirklich nur »ein Punkt«: nämlich ein einziger Baum; und an jenem einen Baum nur eine einzige Frucht. Die ganze Weite seiner Schöpfung hat Gott zur Verfügung gestellt: Das Heer der Pflanzen und Tiere muß zu Diensten stehen, die Naturgesetze dürfen erforscht und technisch ausgenutzt werden, und der ganze Kosmos ist als Herrschaftsgebiet dargeboten.

Nur ein einziger Fleck in der unendlichen Weite soll tabu, soll unantastbar und Gott selbst vorbehalten bleiben: eben der Baum. Auf diesen einen Punkt schießt nun die Schlange los.

Sie hütet sich also wirklich, der Eva eine atheistische Verführung zuzumuten. Sie sagt nicht: Gott ist eine Illusion; und nur das ist wahr, was du sehen, schmecken und betasten kannst. Nein, wir sahen schon: die Schlange ist sehr religiös. Sie macht der Eva nur einen bescheidenen und fast besinnlichen Einwand: Auf den *einen* kümmerlichen Punkt wird es doch nicht ankommen! Was ist denn dieser *eine* Apfel gegen die Pflirsiche und Melonen und Erdbeeren und Aprikosen, wider die Gott nichts hat. Wenn du in 999 pro mille mit Gott konform gehst und dich in dem Raum bewegst, den er dir zugemessen hat, wird doch dieses eine pro mille deinen Frieden mit Gott nicht aus den Angeln heben, alte Eva!

Aber nun ist es doch so:

Jeder von uns hat auf dem Territorium seines Lebens viele Geländestücke, die er Gott gerne überläßt. Aber jeder hat auch einen Punkt, an den er Gott nicht und auf keinen Fall heranlassen will. Vielleicht ist dieser Punkt mein Ehrgeiz, der mich

immer wieder treibt, um jeden Preis meine Karriere durchzupauken. Vielleicht ist es meine Geschlechtlichkeit, die ich auf jeden Fall und um jeden Preis zum Zuge kommen lassen will. Vielleicht ist es ein abgründiger Haß gegenüber einem meiner Mitmenschen, den ich förmlich kultiviere und der mir eine Art Wollust ist, die sich dann zwischen Gott und mich stellt und mir den Frieden nimmt. Alles kann Gott haben, *nur dieses eine nicht!*

Er kann ja meinen selbstlosen Einsatz und meinen Fleiß haben. Ich bin doch ein Idealist! Ich will mich vorbehaltlos und ohne Rücksicht auf Verluste einer Aufgabe widmen. Ich bin fleißig und aktiv. Er kann gerne meinen Einsatz haben – *nur dieses eine nicht.*

Gott kann sogar meine Nächstenliebe haben. Ich bin nämlich gutmütig und leutselig und mag keiner Fliege etwas zuleide tun. Er soll meine Nächstenliebe gerne haben, das fällt mir gar nicht schwer. Alles kann er haben – *nur dieses eine nicht.*

Es ist nun sehr merkwürdig, daß Gott sich nur dann von mir finden läßt, wenn ich ihm dieses eine und Schwerste in meinem Leben opfere. Gott kommt nämlich nie durch die Tür, die ich ihm offenhalte, sondern er klopft immer an der *einen* Stelle, die ich mit Beton vermauert habe, weil ich da für mich allein zu sein wünsche. Aber wenn ich ihm hier nicht öffne, kehrt er überhaupt um.

Unzählige Unsicherheiten, Zweifel und Zerrissenheiten, mit denen wir uns quälen, die uns den Frieden mit Gott nehmen und die unser Betenkönnen hoffnungslos blockieren, liegen nicht in intellektuellen Schwierigkeiten. Das bilden wir uns nur ein. Hat es in diesem Kapitel vielleicht irgendeinen von uns intellektuell geniert, daß er sich keine Schlange vorzustellen vermag, die sprechen und denken kann? Nein: Daß wir nicht zur Ruhe kommen und daß wir Gott nicht finden, liegt an diesem *einen* Punkt in unserem Leben, an diesem *einen* Baum in der Mitte, den wir uns nicht verbieten lassen wollen.

Welches ist dieser Punkt in deinem und meinem Leben?

Wir sollten einmal die Versuchungsgeschichte Jesu (Matth. 4) lesen, um dahinterzukommen. Es kommt alles darauf an – schlechthin alles! –, um zu erkennen, was zwischen Gott und mir steht. Irgend etwas ist es bestimmt. Und wahrscheinlich ist

es nur ein einziger Punkt, ein einziger Baum, eine einzige Frucht, ein einziger Mensch, eine einzige Leidenschaft.

Aber zwischen Gott und uns steht noch etwas. Zwischen ihm und uns steht Jesus Christus. Er steht einmal auf der Seite Gottes. Nicht nur *wir* sind ja Gottsucher; sondern Gott sucht vielmehr uns Menschen. Und Jesus ist die Lampe, ist das »Licht der Welt«, mit der er nach uns sucht.

Aber dieser eine steht auch auf *unserer* Seite. Er weiß um die Versuchung, weil er sie selbst ertrug. Er weiß um den Tod, weil er ihn selber schmeckte. *Er weiß um alles.*

Darum ist er bei uns, auch wenn es dunkel um uns wird.

Das ist das Wunder des Evangeliums, daß wir Gott nicht in der Höhe, sondern in der Tiefe suchen dürfen. »Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch«, sagt er. Zwischen mir und jeder Finsternis steht Jesus Christus.

Der Brückenkopf des Versuchers

DIE GESCHICHTE VOM SÜNDENFALL

ZWEITER TEIL

Und die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde, die Gott der Herr gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?

Da sprach das Weib zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten, aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret's auch nicht an, daß ihr nicht sterbet.

Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mitnichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

Und das Weib schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre, und daß er lieblich anzusehen und ein lustiger Baum

wäre, weil er klug machte; und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Mann auch davon, und er aß.

Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürze.

1. MOSE 3, 1-7

Wir erinnern uns: Der Versucher hatte Eva die Fangfrage gestellt: »Ihr dürft wohl von keinem der schönen Bäume hier im Garten essen – Gott hält euch wohl sehr kurz, wie?«

Da hatte Eva dem Versucher sehr bekenntnisfreudig geantwortet – wir malten uns das aus! –: »O nein, Gott ist sehr großzügig, wir dürfen von allen Bäumen des Gartens essen. Alles, was das Leben zu bieten hat, dürfen wir unbefangen genießen. Nein, beste Schlange, gegenüber dem, was aus den Händen unseres Gottes kommt, brauchen wir keine Hemmungen zu haben.« (Noch steht doch Gottes Ja über dieser hellen und heilen Welt, noch gibt es keine anröchigen Bezirke und Winkel!) »Nur in einem Punkt läßt Gott nicht mit sich spaßen«, so sagt Eva der Schlange, »den Baum in der Mitte des Gartens dürfen wir nicht berühren. An *einer* Stelle will Gott uns merken lassen, daß wir nur Menschen sind, daß wir wohl Gott ähnlich, aber nicht Gott ebenbürtig sind, und daß wir uns in diesen Grenzen – in den Grenzen der Menschheit! – begnügen sollen. Alles hat er uns erlaubt und freigestellt. Nur wenn wir uns an *diesem* Punkte vergreifen, wenn wir an *dieser* Stelle in das Reservat Gottes einbrechen, dann sollen wir des Todes sterben.«

Kaum hat Eva das gesagt, bricht der Versucher aus seiner Reserve hervor, wirft die Tarnung ab und legt seine Karten offen auf den Tisch: »Ihr werdet mitnichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.«

Hier erreicht das Gespräch zwischen Versucher und Mensch seinen Höhepunkt.

Was ist geschehen?

In den Worten der Schlange sind zwei Sprengkörper verborgen, die wie durch einen Zeitzünder im geeigneten Augenblick zur Explosion gebracht werden.

Der erste Sprengkörper ist dadurch gegeben, daß der Versucher die Eva dazu bringen möchte, Gott nicht ernst zu nehmen. Eva hatte ihn nämlich bisher noch ernst genommen. Sie wußte: Wenn man es mit Gott zu tun hat, dann hat man es mit Leben und Tod zu tun — man kann an ihm »des Todes sterben« —, dann steht das zeitliche und ewige Schicksal auf dem Spiel.

Nun aber sagt ihr die Schlange: »Das ist doch blanker Unsinn, ihr lieben Landsleute aus Eden, daß ihr euch an Gott den Tod holen würdet und daß man zugrunde gehen könnte, wenn man ihn nicht so furchtbar, sondern nur ein *bißchen* ernst nimmt. Ihr werdet mitnichten des Todes sterben. So ernst ist die Gottesfrage nun wieder nicht, liebe Frau! Dein Respekt vor ihm in Ehren. Hut ab vor deinem Aufwand an Frömmigkeit, aber *so* ernst ist er wirklich nicht!«

Das klingt wie gönnerhafte Güte: Kind, du nimmst die Dinge zu schwer. Wer ließe sich so etwas nicht gerne sagen, und wer wäre nicht empfänglich dafür, wenn man ihm rät: Take it easy, nimm es auf die leichte Schulter!

Manchmal denke ich, daß es unzählige Menschen gibt, die ein solches Gespräch mit der Schlange irgendwann einmal in ihrem Leben geführt haben. Sie wollen den Glauben an Gott ja gar nicht abschaffen. So weit möchte man keineswegs gehen. Denn so etwas wie Religion braucht man doch. Man kann den Kindern sagen: Gott paßt auf dich auf! — und hat so in Gott einen kostenlosen baby-sitter, ein frommes Druck- und Hilfsmittel für die Erziehung. Außerdem gibt es Augenblicke — vielleicht, wenn ich nach einem schönen Tag auf das sternensäte Firmament blicke, oder wenn unter brausendem Orgelklang der Hochzeitszug die Kirche betritt —, in denen ich einen frommen Schauer fühle, der recht genüßlich ist und dessen Gemütswerte ich ungern entbehren würde.

Natürlich weiß ich genau, daß ich von diesen Gemütswerten nicht leben kann. Sie sind höchstens ein etwas kalorienarmer Nachtisch mit ein wenig Herzwürze. Das Hauptgericht, von dem ich wirklich lebe, ist mein Monatseinkommen oder mein Wochenlohn oder mein Bankkonto oder mein beruflicher Erfolg.

Wenn mir *das* weggenommen würde, dann wäre tatsächlich der Teufel bei mir los. Das wäre dann in der Tat eine elementare Bedrohung, und dann ginge es mir wirklich an den Kragen.

Was aber geschähe, wenn mir die Religion genommen würde? Nun, schön wäre das ja wirklich nicht, aber schließlich kann man auch ohne Nachtisch leben. Ein bißchen ärmlicher ist das Leben dann sicher schon. Aber die Funktionäre der Gottlosenbewegung machen sich doch auch noch einen vergnügten Tag und haben keine Untergangsgefühle. Daß man an Gott zugrunde gehen könne, wie Eva hier sagt, ist sicher eine alte, pausbäckige Behauptung. Das Wort Jesu »Eins aber ist not« ist bestimmt eine propagandistische Übertreibung.

Mit einem gewissen Schauern erinnert man sich freilich an etwas, das zu diesem Nachtischgedanken in Widerspruch zu stehen scheint: daß nämlich Menschen immerhin im Namen dieses Gottes in den Kellern der Gestapo standhaft geblieben sind und nicht verleugnet haben, daß sie, wie die Nonnen in Gertrud von le Forts berühmter Novelle, singend auf das Schafott zuzogen und auf dem Scheiterhaufen Lobgesänge zum Himmel steigen ließen, bis der Qualm ihre Stimmen erstickte.

Kann man für einen Nachtisch des Lebens wirklich so leiden? Kann man körperliche und seelische Martern auf sich nehmen, kann man den brennenden Lebenstrieb so triumphal besiegen, wenn man nicht eines ganz sicher weiß: Der ewige Tod, den ich mir an Gott holen könnte, ist unvergleichlich elementarer und schrecklicher als das bißchen Jammer und Angst, das ich in den nächsten Stunden durchstehen muß, wenn ich in die Hände der Menschen falle?

Gerade *weil* Gott eine so elementare Tatsache ist — das ist nun die andere Seite —, darum habe ich in seinem Frieden eine so souveräne Überlegenheit über alle Atomangst, über die Panik des Älterwerdens und den Horror der Einsamkeit. Wenn ich im Frieden dieses Herrn bin und mich jenes Schifflin umfängt, in dem Jesus Christus schläft, dann werden die Haie des Lebens wirklich zu kleinen Fischen. Dann gibt es plötzlich eine große Umgruppierung aller Lebenswerte.

Es ist tatsächlich höchst bemerkenswert: Wenn Gott mir so alles ist, dann mag das Tal noch so finster sein, durch das ich muß, dann mag ich in einem Gefangenenlager oder als Bekenner in einem Zuchthaus schmachten; dann kann ich eben von ihm *leben* — sogar ohne Brot —; dann bildet seine Treue eine Mauer um mich; dann liegen Stecken und Stab des guten

Hirten griffbereit vor mir; und über alle Abgründe, vor denen mir schaudert, sind geheimnisvolle Stege geschlagen.

Aber auch das Umgekehrte gilt: Wenn mir Gott nur der Ausdruck für ein bißchen Religion ist, die ich als Watte für die Druckstellen des Lebens benutze, dann zergeht mir dieser religiöse Komfort bei der ersten besten Krise zwischen den Fingern. Dann kann ich weder beten noch höre ich irgendeine Antwort. Dann stehe ich hilflos »im Regen«, und das große Schweigen wird mir zu einer Widerlegung Gottes. Wer nicht hat, dem wird auch das genommen werden, was er hat. Das ist das traurige Ende jenes traurigen Liedes, daß ich nur ein bißchen religiös sein wollte und daß Gott mir nur eine fromme Näscherei war.

Genau an diesen Punkt möchte der Versucher die Eva bringen. Sie soll als erstes die Tatsache schlucken: Ihr werdet mitnichten des Todes sterben. An Gott »krepieri« man nicht. Nehmt den religiösen Standpunkt etwas leichter. Take it easy! Hat diese Initialzündung der Versuchung geklappt, dann kommt es ganz von selbst zu weiteren Kettenreaktionen, und die letzte Phase bis zum Nihilismus ist ein Kinderspiel.

Aber es steckt noch ein zweiter Sprengkörper in der Bemerkung der Schlange. Sie sagt: Gott hat euch das Essen der Frucht nur verboten, weil er genau weiß, daß ihr Genuß ein geheimnisvolles Wissen schenkt. Wissen aber ist Macht. Davor hat Gott Angst. Er möchte euch kurz halten, damit ihr Menschen ihm nicht über den Kopf wachst. Er hat Angst, daß ihr ihm Konkurrenz macht und daß sein göttliches Thrönchen wackeln könnte, wenn ihr dahinterkommt, welches ungeheuerere Potential in eurer menschlichen Vernunft steckt und welches Druckmittel ihr zum Zuge bringen könnt, wenn ihr den Generalstreik des Prometheus ausruft.

Der Versucher betreibt also hier eine kleine Brunnenvergiftung. Man könnte diese Aktion auf die Formel bringen: Er sät den Zweifel an der Güte Gottes in Evas Herz. Er sagt: Gott meint es nicht gut mit euch, wenn er euch diesen Baum verbietet. Seine Motive sind vielmehr Eifersucht und Mißgunst.

Die Schlange weiß genau: Wenn dieses Saatkorn des Mißtrauens auf einen empfänglichen Boden fällt, ist vom Zweifel an der Güte Gottes bis zum Zweifel an seiner Existenz nur noch ein ganz kleiner Schritt.

Wir sehen das ja an uns selbst: Wenn uns ein schweres Mißgeschick trifft — eine unheilbare Krankheit vielleicht, die uns langsam hinsiechen läßt, die völlig sinnlos ist, die für niemanden Nutzen und für uns und unsere Umgebung nur Qual und Belastung bedeutet —, dann schleicht sich bei uns ein heimlicher, aber höchst penetranter Verdacht ein: Ein Gott, der so etwas zuläßt, kann nicht gütig sein. Vielleicht ist dieser sogenannte Gott nur blindes Schicksal und möglicherweise sogar ein Sadist. Ob es einen solchen Gott aber wirklich gibt? Ob man *dann* nicht besser und ehrlicher von einer Personifizierung des Zufalls spräche und also seinen Kram allein machte — allein unter einem Himmel, den es nicht gibt, und angesichts einer Ewigkeit, die das Nichts ist?

So verlaufen doch die Kettenreaktionen unserer Gedanken, so kommen die Zweifel doch über uns! Und welches Kraut sollte dann dagegen gewachsen sein?

Die verhängnisvolle Weiche für ein solch abschüssiges Gleis wird also gestellt, wenn wir an der *Güte* Gottes zweifeln. Und in diesem Stellwerk setzt der Versucher mit seinen Handgriffen ein. Sein Trick ist die Einflüsterung des Mißtrauens.

Dieses Geschehen hat ja seine sehr menschlichen Parallelen: Da ist vielleicht ein Chef, der einen Untergebenen hat und große Stücke auf ihn hält. Dieser Mann ist ihm treu ergeben und unermüdlich zur Hand, wenn er etwas von ihm will. Da kommt einer und flüstert dem Chef ins Ohr: »Das macht er nur, um sich bei dir einzuschmuse[n] und dich auszunutzen.« Von Stund an fällt ein Mehltau auf diese Verbundenheit, und ein geheimes Mißtrauen liegt auf dem Sprung. Der Chef traut seinem Untergebenen nicht mehr.

Oder da ist ein Unternehmer, dem das Schicksal seiner Leute auf der Seele liegt und der sich wie ein Vater um jeden einzelnen kümmert. Einer aber gibt in den Arbeitspausen die Flüsterparole aus: »Der Alte ist ein Schlitzohr. Er macht in der weichen Tour bloß deshalb, um euch zu kirren. Er will das Letzte an Arbeitsleistung aus euch herausholen. Es geht ihm gar nicht um euch, sondern er will eure Gutmütigkeit nur ausnützen, um sein Produktionsvolumen auszuweiten. Nächstenliebe als Trick! Glaubt mir: Der Alte hat es hinter den Ohren.«

In einem solchen Fall ist das Vertrauen im Nu zerbrochen, und

der einmal erwachte Verdacht sieht sich dann durch viele Symptome bestätigt. Die Bibel weiß, warum sie die Verleumdung einem Mord gleichachtet. Die Schlange verleumdet Gott.

Auch der Glaube wird durch das Mißtrauen zerstört. Darum setzt der Versucher an dieser wichtigsten strategischen Stelle ein: Wenn ich erst einmal der Meinung bin, Gott sei gar nicht gut, er verdiene überhaupt nicht, daß ich Vertrauen zu ihm habe, dann ist alles vergiftet, dann spricht alles gegen ihn.

So entstehen dann die Mythen vom Mißtrauen der Götter. Auch der Mythos vom Ring des Polykrates hat hier seinen Ursprung. Unter diesem Zeichen wird das Leben sehr unheimlich.

Wir haben das alle schon erfahren: Wenn ich etwas Schönes in meinem Leben erreiche, kann ich mich dessen nicht mehr recht freuen. Denn ich kann es nun nicht mehr als einen Segen betrachten, für den ich dankbar sein darf, sondern ich fürchte mich davor, weil die Götter neidisch werden könnten, weil ihr Mißtrauen auf Rache sinnt. Habe ich in einer Gesellschaft erzählt, daß es mir beruflich oder gesundheitlich gut geht, dann sage ich schnell »toi, toi, toi« hinterher und klopfe an den Tisch, um die neidischen Geister zu verscheuchen. In wieviel abergläubischem Kram kommt derartige Angst zum Ausdruck – wirklich genau diese Angst, die im Grund nichts anderes ist als eine Giftblüte, die mir als Samenkorn des Mißtrauens ins Herz gesät worden ist.

Es lohnt sich, solche merkwürdigen Vorgänge in unserem Herzen etwas genauer auszuleuchten: Wie kommen wir eigentlich dazu, Angst vor dem Neid der Götter zu haben und uns jedes Liebesglück, das wir erleben, jede Freude an unseren gesunden Kindern und jeden beruflichen Erfolg dadurch verhaseln zu lassen? Wie kommt es, daß uns diese geheime Angst gerade an den Stationen unseres Glückes beschleicht und daß uns ein heiteres Genießen des Segens, daß uns das Glück der Dankbarkeit versagt ist? Sollten wir vielleicht eine krankhafte und selbstquälerische Phantasie haben, sind wir vielleicht Melancholiker?

In Wirklichkeit geht es um etwas ganz anderes. Es zeigt sich nämlich wieder einmal, daß es keinen »isolierbaren religiösen Sektor« gibt, sondern daß alles, was wir mit Gott erleben, aufs

engste verflochten ist mit unserem Verhältnis zum Nächsten und mit unserem Leben überhaupt.

Ich will das, was ich damit meine, an einem Erlebnis verdeutlichen: Ich kannte einmal einen Mann, der sehr begabt war und dem schon auf der Schule alles nur so zuflog. Er war auch ein schmucker Bursche, und die Mädchen mochten ihn gern. Später war ihm ein steiler beruflicher Aufstieg vergönnt, und er bemühte sich stets, im Zeichen des Komparativs zu leben: Sein Haus mußte raffinierter eingerichtet sein als das seiner Kollegen, sein Name mußte häufiger in der Zeitung auftauchen als der seiner Mitbewohner in der kleinen Stadt. Wenn man ihn genauer kannte, merkte man bald einen ganz bestimmten Charakterzug: Er genoß nämlich, strenggenommen, nicht seine Erfolge und sein schönes Haus, sondern er genoß das alles nur deshalb, weil er darum *beneidet* wurde. Und er tat auch einiges, um dieses Minderwertigkeits- und Neidgefühl noch künstlich in den anderen zu erzeugen, denn es war ihm ein Fest und ein Genuß. Er stellte seine Erfolge ostentativ zur Schau, er setzte sich in Pose, um die anderen in Eifersucht wild zu machen. (Das gibt es ja auch, wie ich nebenbei bemerken möchte, im kleinen: Wie mancher bemüht sich, einen noch exklusiveren Autotyp als seine Kollegen zu haben; und in manchen Mietshäusern ist die Fernsehantenne oder der komfortable, aerodynamisch geformte und chromleistenverzierte Kinderwagen ein Wahrzeichen des Bessereins, um das man beneidet zu werden wünscht.)

Alles, was ich soeben gesagt habe, könnte nach einem Stück Sozialkritik oder nach einer moralischen Beschwerde aussehen. Aber das meine ich gar nicht. Es kommt mir nur auf eine bestimmte Seite dieser Erscheinungen an.

Die falsche Einstellung zu meinem Nächsten, den ich so in die Rolle des Neidhammels hineinmanövrieren möchte, muß mein Verhältnis zu Gott aufs schwerste vergiften; ja, ich ziehe Gottes Gerichte damit förmlich auf mich herab.

Ich bin nämlich der Ansicht, daß jemand, der den Neid seiner Mitmenschen zum Leben braucht, sich nun auch Gott nicht anders vorstellen kann als einen Neider, vor dem man auf der Hut sein muß und zu dem man auf keinen Fall Vertrauen haben kann.

Darum wurde auch der Erfolgsmensch, von dem ich erzählte,

seines Lebens nicht froh. Sein Herzenswunsch, daß er der meistbenedete Mann seiner Stadt war, wurde ihm zwar reichlich erfüllt, aber er fürchtete auch den Neid Gottes, dessen Bild sich in seiner Phantasie ebenso verzerrte wie die Neidgrimasse seines Nächsten. Er lebte nämlich in der Zwangsvorstellung: Eines Tages ist ja doch Schluß mit meiner Lebenskonjunktur. Irgendwo flattern schon die schwarzen Raben. Vielleicht braut sich in meinem Körper ein Unheil zusammen, die Nieren stechen manchmal so, und das Herz kommt gelegentlich aus dem Takt, oder es kommt ein Krieg, oder mein Markt bricht zusammen . . . Deswegen rannte er zu den Astrologen, um die Engpässe zu vermeiden, die überall lauerten. Darum gab es auch nichts mehr in seinem Leben, was er nicht versichert hätte. Er war auf der ständigen Flucht vor den Unholden seines Lebens, die in heimlichen Verstecken auf der Lauer lagen. Er war umzingelt von den Visionen der Angst.

Wenn uns so die Lebensangst bedrängt — und wer wüßte nichts davon! —, dann sollten wir uns den wahren Grund klarmachen: daß wir nämlich kein Vertrauen mehr zu Gott haben und daß wir in der Zwangsvorstellung leben, Gott sei uns mißgünstig. Dann sollen wir die schmerzvolle Diagnose unser selbst noch einen Schritt weitertreiben und uns klarmachen, daß unser Verhältnis zum Nächsten gestört ist. Gott läßt sich nicht spotten — auch nicht so, daß wir des Nächsten spotten. Denn wie dürften wir *den* zum Neidhammel machen und damit in seiner Seele ruinieren, für den Jesus Christus doch gestorben ist und in dessen Gestalt er uns täglich begegnet?

An dieser Stelle wird wieder einmal offenkundig, daß ich nicht müde werden darf, zu betonen: Wenn wir mit Gott nicht klar kommen, und wenn uns der Glaube ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, dann liegt das kaum daran, daß wir von Natur aus unreligiös wären oder daß unser Intellekt uns Klötze zwischen die Beine würfe, sondern es liegt wahrscheinlich daran, daß in unserem *Leben* etwas nicht in Ordnung ist.

Gott ist eben kein verblasenes Phantasieprodukt, sondern er ist eine reale Tatsache. Darum hat Gott auch mit den Realien unseres *Lebens* zu tun. Wenn wir hier nicht in Ordnung sind und wenn wir in handfesten Sünden leben, dann strahlt das in die Welt des Glaubens aus, und wir sind an der entscheidenden Stelle unseres Lebens blockiert. Die Kette des Zweifels, an die

wir geschmiedet sind, besteht in der Regel nicht aus intellektuellen Hemmungen, sondern aus Sünden. Darauf können wir uns verlassen.

Darum sagt Johannes der Täufer auch nicht: Laßt euch von mir aufklären, ich will euch euren Zweifel wegdiskutieren. Sondern darum sagt er: Kehrt um, tut Buße! Legt die Axt an eure Wurzel, jätet aus und bringt in Ordnung. Wenn man glauben will, darf man nicht bei den religiösen Problemen einsetzen, sondern dann muß man bei dem Nächsten beginnen.

Wer Jesus Christus im Himmel sucht, der findet ihn nicht, denn den hat er um unseretwillen gerade verlassen. Aber wer seinem Nächsten nahe ist, der entdeckt plötzlich, daß der heimliche Heiland ihm begegnet und daß er uns *den* als einen Gruß über den Weg schickt, dessentwegen er gelitten hat. Der Nächste ist das »dritte Sakrament«. Mit, in und unter seiner Gestalt will uns Jesus Christus begegnen.

Nun hat der Versucher also zwei Giftkörner in das Herz der Eva gesät: Er hat ihr erstens eingeredet, daß man Gott nicht allzu ernst nehmen dürfe, weil es bei ihm keineswegs um Tod und Leben gehe; und er hat sie zweitens mißtrauisch gegenüber der Güte Gottes gemacht.

Es mag uns wundern — ist aber typisch für das Gefälle jeder Versuchung —, daß hier das Gespräch zunächst *abbricht*. Wir hören nicht, daß Eva nun sofort auf diese Einflüsterungen reagiert und daß sie etwa gesagt hätte: »Ja, du hast recht, ich habe Gott zu ernst genommen. Ich habe mich allzu naiv und harmlos auf seine Güte verlassen.« Nein, das Gespräch bricht ab, das Gift muß erst wirken. Außerdem liebt der Versucher nicht den statischen Stellungskrieg, sondern er zieht eine bewegliche Kampfführung vor. Er wechselt jetzt wie ein Fechter blitzschnell seine Position:

Wenn er bisher Gedankensport getrieben und Eva in eine religionsphilosophische Diskussion über den Ernst und die Güte Gottes verwickelt hatte, so visiert er nun einen ganz anderen Ich-Bereich an: er wendet sich an die Sinne und an die Sinnlichkeit. Aber er weiß, daß er durch die vorangegangenen Argumente die geistige Widerstandskraft der Eva schon erheblich angeschlagen hat und daß sie in diesem Zustand durch

einen kleinen sinnlichen Kitzel vollends umgeworfen werden kann.

So läßt er denn einfach — wie gesagt: schon *ehe* die Diskussion um Gott zu Ende geführt ist — die verbotene Frucht vor ihr baumeln. Da hängt sie in ihrer saftigen Fülle, und Eva saugt sich mit ihren Blicken an ihr fest. Das Wasser läuft ihr im Munde zusammen. »Sie schaut sie an . . .«, so heißt es, und das bedeutet soviel wie: sie »meditiert« über die Frucht, sie umkreist sie mit ihren Gedanken.

Jedoch es war nicht nur der sinnliche Gaumenkitzel, der sie verzauberte, sondern es war auch das Geheimnis, mit dem diese Frucht geladen war: Ihr Genuß sollte klug machen. So übt die Frucht eine sinnliche und eine geistige Faszination aus.

Man kann sich das, was hier vor sich geht, am geschlechtlichen Begehren klarmachen. Auch das ist ja viel mehr als ein bloßer Sinnenkitzel. Es will zugleich das *Geheimnis* des anderen Menschen lüften. Allem geschlechtlichen Begehren liegt eine Sehnsucht nach Wissen und Dahinterkommen zugrunde. »Dein Geheimnis laß mich wissen«, so heißt es in einem Liebeslied, und im hebräischen Text ist das Wort für geschlechtliches Begehren genau das gleiche, wie das Wort für »wissen wollen« (jadah).

Unter dem Druck dieser doppelten Neugierde, der Faszination der Sinne und des Geistes, greift Eva nun nach der Frucht. Und erst, indem sie das tut, indem sie also auf praktische Weise ungehorsam ist, hat sie — ganz unter der Hand und so, daß sie es selbst kaum bemerkt! — die Frage der Schlange beantwortet, ob sie denn wirklich Gott so furchtbar ernst nehmen und ob sie wirklich so ungebrochen auf seine Güte vertrauen wolle. Nun, sie will das beides jetzt *nicht* mehr. Darum tut sie den verbotenen Griff. Jetzt hat sie also gekündigt — nicht offiziell, nicht feierlich und nicht durch ein Nein, das sie so pathetisch wie Prometheus gen Himmel geschleudert hätte, sondern durch eine ganz kleine Geste, durch einen ganz harmlosen Mundraub.

Ich meine, diese biblische Geschichte sei sehr viel wahrer als die Sage von Prometheus. Ich habe nämlich noch nie jemanden getroffen, der in der Art von Prometheus seine Faust gegen den Himmel gereckt und mit einer trotzigem Gebärde Gott die Freundschaft gekündigt hätte. Ich habe immer nur das erlebt

und beobachtet, was uns hier in unserem Text beschrieben wird: daß ein Mensch sich durch lauter kleine Nebensachen von Gott entfernt und daß die Schlange auch heute nach dem Gesetz der kleinen Raten arbeitet. Die Untreue gegenüber Gott setzt immer an der Peripherie ein, so wie sie hier an den äußersten Enden der Geschmacksnerven beginnt.

Ich meine, so sei es auch sonst in unserem Leben: Vielleicht habe ich einen guten Freund, mit dem ich Jahre und Jahrzehnte aufs engste verbunden war. Jedoch nun hat er ein scheußliches Leiden, ist an einen Rollstuhl gefesselt und leidet an Depressionen. Er sehnt sich danach, daß ich ihn besuche, und er klammert sich an meine Freundschaft. Aber ich selbst habe von diesen Besuchen eigentlich nichts mehr, diese Besuche belasten mich nur noch. Und andererseits gibt es so viele nette und gesunde Menschen, die mich aufpulvern und beschwingen und an die ich nicht jetzt viel lieber halte. Indem ich mir das etwas beelendende Krankenzimmer vorstelle — ich kann ja auch das Abstoßende mit meinen Gedanken umkreisen, keineswegs nur das Bezaubernde des Paradiesapfels! —, finde ich lauter Gründe, um meinen Freund *nicht* zu besuchen. Ich habe heute keine Zeit, und morgen singt im Fernsehen Marlene Dietrich. So verblaßt das Bild des kranken Freundes immer mehr, und schließlich brechen die Besuche ganz ab.

Wenn jemand mich nun fragen würde: »Bitte, sag mir doch ganz offen: Willst du mit deinem Verhalten die christliche Nächstenliebe sabotieren? Hast du dich gegen den biblischen Grundsatz entschieden, daß Jesus dir in deinem kranken Freunde begegnen will?«, so würde ich senkrecht hochgehen und antworten: »Was fällt dir ein! Natürlich stehe ich nach wie vor auf dem ›christlichen Standpunkt‹ und betrachte das Gebot der Nächstenliebe als Magna Charta jeder christlichen Ethik!«

Genauso hätte Eva *auch* geantwortet, wenn die Schlange sie gefragt hätte: Willst du eine aktive Atheistin werden? Willst du Gott eine notariell beglaubigte Kündigung überreichen? Eva hätte entsetzt die Hände hochgehoben und der Schlange die nötige Abfuhr erteilt. Zu so weitgehenden religiösen Konsequenzen und Glaubensentscheidungen war sie keinesfalls bereit. Sie ließ sich nur zu einer ganz kleinen Nebensache verleiten: nämlich den Apfel ein bißchen zu beäugen und schließ-

lich seiner saftigen Lockung nachzugeben. So schlimm konnte das doch nicht sein. Wie sollte es auch! Gott war doch selbst gar nicht so schlimm und ernst, wie es ihr früher erschienen war.

Genauso ist es auch mit mir, wenn ich den kranken Freund nicht besuche: Ich will mich nicht gegen Gott erheben, wenn ich das unterlasse, keine Spur! Ich habe doch meine Gründe: ich bin nur etwas knapp an Zeit; ich habe so einen weiten Weg, und auf der Straße sind so viele Verkehrsampeln, die meist auf rot stehen.

Und doch: Ich verleugne Gott an der Peripherie, bei einem kleinen nebensächlichen Liebesdienst. Aber dieser Schaden frißt sich unaufhaltsam bis ins Zentrum vor. Und eines Tages kann ich plötzlich nicht mehr glauben.

Aber wenn ich es dann nicht mehr kann, suche ich auch dafür wieder andere Gründe. »Ach, dieses alte Buch!«, sage ich mir dann. »Kein moderner Mensch, der auf sich hält, kann das noch alles schlucken.« Ich suche den Schaden meines Lebens fast immer an der falschen Stelle, und ich komme gar nicht auf die Idee, daß die Zersetzung meines Glaubens und meines Herzensfriedens begonnen hat, als ich den *einen* Apfel beäugte und als ich vor der *einen* Türklinke des kranken Freundes zurückzuckte.

So ist es immer: Ich stehe nicht gerne fünf Minuten früher auf, um die Bibel zu lesen und zu beten. Ich komme so schwer aus dem Bett. — Das liegt natürlich nur daran, daß ich gestern ein Übersoll an Pflicht erfüllt habe. Ich habe also respektable Gründe. — Außerdem liegt auf dem Nachttisch nicht die Bibel, sondern mein Terminkalender, in den ich morgens zuerst gucke — und dann kann ich auch mit Gretchen singen: »Meine Ruh ist hin.« — Natürlich stehe ich »auf dem Boden des Christentums«. Da lasse ich mir von niemandem etwas abmarkten. Aber es ist merkwürdig: Der erste Griff am Morgen nach dem Terminkalender — du liebe Zeit, welche harmlose Handbewegung! — ist fast so etwas wie der Griff nach der verbotenen Frucht. In solchen Kleinigkeiten fallen Entscheidungen, von denen ich mir nichts träumen lasse. Meine feierlichen Kundgebungen, daß ich auf einem »christlichen Standpunkt« stehe, interessieren Gott wenig, denn sie sind unverbindlich. Die Eichenbalken meiner Christlichkeit sinken schnell in sich zusammen, wenn die kleinen Holzwürmer sie innen ausgenagt haben.

Darum lautet die Botschaft unseres Textes: Habt acht auf eure Peripherie! Denn auch hier gilt: Gott sitzt immer im Detail. Ich habe mit ihm — und ebenso mit dem Versucher! — in allen Punkten meines Alltags zu tun. Gott ist in einem harmlosen Apfel und auf dem Nachttisch und an der Türklinke deines kranken Freundes. Die Schlange ringelt sich immer zuerst um die Peripherie, aber schließlich lähmt sie dir dein Atemzentrum.

Es wäre nun durchaus abwegig — darüber muß ich zum Schluß noch etwas sagen —, wenn wir meinen wollten, der Teufel säße also in der Sinnlichkeit. Im Neuen Testament gibt es nicht nur Dirnen und Sadisten, also Sünder der Sinne, sondern es gibt genauso Sünder des Geistes: gebildete Intellektuelle und Schriftgelehrte, deren Gedanken in Eitelkeit und Größenwahn verstrickt sind. Aber die Sinne sind oft das Einfallstor. Der Eva ist das Wasser im Munde zusammengelaufen. Damit fing es an. Aber der Versucher hätte keinen Eingang in die Mundhöhle gefunden, wenn er nicht vorher schon im Innern der Eva einen Brückenkopf besessen hätte, wenn sie nicht vorher schon in ihrem Herzen am Ernst und an der Güte Gottes halbwegs irre geworden wäre.

Auch im *Herzen* der Eva hing ein überreifer Apfel des Zweifels an einem überdünnen Faden. Vorher, als sie noch in Kontakt mit Gott war, hatte sie vielleicht schon oft den Apfel bewundert. Aber da hatte ihr das nichts ausgemacht. Jetzt dagegen, wo sie im tiefsten Innern an Gott irre geworden war, wo sie ihn nicht mehr tödlich ernst nahm, jetzt genügte ein kleiner Blick, um sie zu Fall zu bringen. Wenn die Substanz unseres Glaubens angefressen ist, wirft uns ein Lufthauch oder ein begehrlischer Anblick um.

Diese Beobachtung führt uns auf das tiefste Geheimnis des Evangeliums:

Das Evangelium betreibt nämlich nicht das, was die Ärzte Symptomtherapie nennen. Es unterzieht uns keinen moralischen Kuren und fordert uns nicht auf, netter, freundlicher, menschlich aufgeschlossener, fleißiger und braver zu sein. Auf das alles weist es uns zwar *auch* hin. Aber ehe es dazu kommt, sagt es uns etwas ganz anderes, nämlich: Alle Kuren müssen am innersten Kern einsetzen. Dann folgen die ethischen Besserungen ganz von selbst; sie sind nur ein Nebeneffekt.

Aber was soll denn an unserem innersten Kern geschehen? Im Grunde wieder nur eines, und das ist wirklich das Innerste: Ich muß es mir sagen lassen, daß Gott mich liebt und daß er um mich trauert, wenn ich andere Wege gehe.

Um das zu verstehen, brauche ich nur Jesus Christus anzusehen, der denen nachgeht, um die sich sonst niemand kümmert, und der auch hinter der Fassade menschlicher Größe das Elend sieht. Aber dies mein Elend geniert ihn nicht, sondern es zieht ihn an. Er ist ja nicht zu den Gesunden gekommen, sondern zu den Kranken. Er weiß, wo es bei mir fehlt. Gerade darum sucht er mich ja. Er sucht mich so sehr, daß er sein Leben dafür gibt. Auch als er stirbt, denkt er besorgt und voller Güte an die rüden Gesellen unter seinem Kreuz. Während die im Alkoholrausch grölen und keine Ahnung haben, was da dicht neben ihnen passiert, sorgt er sich um ihre Seele: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

Gibt es eine größere Entdeckung als die, daß jemand es gut mit mir meint? Und daß er nicht irre an mir wird, obwohl er mich ganz durchschaut hat?

Wenn mir dieses Wunder einmal aufgegangen ist, wenn ich einmal erfaßt habe, daß es so etwas *gibt*, dann schmelzen die Eiskrusten in meinem Herzen, und dann erwacht auch in *mir* so etwas wie Liebe. Indem ich so an Jesus Christus zu hängen beginne, kann ich ihm nicht mehr weh tun. Dann weiß ich, daß ich mit meinem Leib und auch mit meinen Gedanken kein Schindluder treiben kann, weil ihm das weh tut, wie wenn ich mich an ihm selbst vergriffe. Denn ich bin ja sein Eigentum, und es geht ihm nahe, »als wär's ein Stück von ihm.«

Wenn ich hier neu werde, wenn ich mich auf den Boden dieser unerhört neuen Tatsache stelle, hat der Versucher seinen Brückenkopf verloren und alles wird anders. Wie winken die Bäume im Garten Eden, und wie reich ist die Erde, welche Freuden und Heiterkeiten sind mir geschenkt! Ich brauche ja kein Puritaner und kein bängliches Gemüt zu sein. »Alles ist euer«, heißt es im Neuen Testament, — wirklich alles! — »ihr aber seid Christi.«

Wer ein neues Herz hat, der schaut auch anders aus den Augen. Es ist wie eine Revolution der Freude, die über mich hinwegbraust, wenn ich das Geheimnis des Christseins entdeckt habe.

Und — es ist eine Sache, die an die Wurzeln geht und nicht nur in den Baumkronen fächelt. Die Axt geht an die Wurzel, aber auch das Glück setzt bei den Wurzeln ein. Schmerz und Seligkeit liegen ineinander. Es ist eine ganze und es ist eine runde Sache, ein Jünger zu werden. Es ist einfach groß und mitreißend und beglückend, daß es etwas in der Welt gibt, das uns *ganz* haben will und das uns auch *ganz* neu macht.

Billige Dinge können so etwas nicht. Das Evangelium ist keine Schleuderware, die man nebenbei *auch* noch mitnehmen kann. Gott kommt nur dann in meinem Leben zum Zug, wenn ich mich *ganz* an ihn wage. An einem halbierten Herzen muß ich sterben. Glaube, dividiert durch zwei, ist Angst.

Schuld und Schicksal

DIE GESCHICHTE VOM SÜNDEFALL

DRITTER TEIL

Und sie hörten die Stimme Gottes des Herrn, der im Garten ging, da der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes des Herrn unter die Bäume im Garten.

Und Gott der Herr rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? Und er sprach: Ich hörte deine Stimme im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich.

Und er sprach: Wer hat dir's gesagt, daß du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?

Da sprach Adam: Das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß.

Da sprach Gott der Herr zum Weibe: Warum hast du das getan?

Das Weib sprach: Die Schlange betrog mich also, daß ich aß.

Da sprach Gott der Herr zu der Schlange: Weil du solches getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde

essen dein Leben lang. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.

1. MOSE 3, 8-15

Noch klingt uns aus dem vorhergehenden Kapitel das Wort der Schlange im Ohr: »Ihr werdet wissen, was gut und böse ist.« Und wir erinnern uns, was sie damit sagen wollte — nämlich dies: Gott will gar nicht, daß ihr Wissende werdet. Gott will euch dumm halten. Gott hat nämlich Angst vor eurem Wissen. Denn Wissen ist Macht. Wenn ihr mächtig seid, fürchtet Gott eure Konkurrenz. Er weiß genau: Wenn die Menschen sich erst einmal auf das Potential ihrer Vernunft besonnen haben und wenn sie dieses Potential ausschöpfen, dann habe ich mit meinem Gottsein ausgespielt. Dann bin ich die längste Zeit Herr der Schöpfung gewesen. Dann wird der Mensch nämlich das, was ich ihm verliehen habe, *gegen* mich verwenden. Er wird alle Grenzen sprengen und sich selbst zum Diktator des Universums aufschwingen. Mich aber wird er aufs Altenteil setzen. Er wird mich zur Märchenfigur einer vergangenen Kinderwelt, er wird mich zum Opium für das Volk oder zu einer religiösen Ideologie machen. Vielleicht wird er auch aus mir einen rührenden, alten Mann von makabrer Hilflosigkeit machen wie in Wolfgang Borcherts »Draußen vor der Tür«.

All das hatte die Schlange durch alle möglichen Blumen zu verstehen gegeben. Und ich meine, daß sie damit ein Problem angerührt hat, von dem sich niemand dispensieren kann, der in geistiger Wachheit über Fragen des Glaubens nachdenkt.

Wenn ich ohne Umschweife das entscheidende Problem nenne, dann lautet es so: Hat Gott wirklich Angst vor dem Wissen der Menschen? Bedeutet also der Glaube an diesen Gott, daß ich auf das Wissen verzichten, daß ich das Wissen unterdrücken müßte? Kann man folglich nur dann glauben — ich sage es jetzt etwas drastisch —, wenn man ein wenig unterbelichtet, wenn man intellektuell ein bißchen zu kurz gekommen ist? Sollte darum etwas Richtiges an der These des Marxismus sein, daß die Herrschaft der Religion durch die Wissenschaft

gestürzt werde und daß folglich die aufgeklärte Helle des Wissens, wenn sie erst einmal angebrochen ist, die Dumpfheit und Dunkelheit des Glaubens verscheuchen müsse? *Entweder* Glauben *oder* Wissen — ist das die Alternative?

Aber so ist das viel zu allgemein und vereinfacht gesagt, denn offenbar gibt es zwei ganz verschiedene Arten des Wissens.

Es gibt ein Wissen, das *unter* Gott bleibt; und es gibt ferner ein Wissen, das tatsächlich mit gefährlichen und entsicherten Ladungen angefüllt ist, ein aufsässiges Wissen sozusagen, das *gegen* Gott gerichtet ist.

Die Baumeister der gotischen Dome hatten ein Wissen um die Gesetze der Statik und um die Geheimnisse von Druck und Zug in ihren himmelstürmenden Gewölben. Dieses ihr architektonisches Wissen ließen sie gleichsam »dienen«. Es war für sie die technische Voraussetzung dafür, daß sie zeichenhaft — nämlich eben durch das Wunder ihrer Dome — auf den Grund und das Ziel und den Sinn alles Weltgeschehens, daß sie eben »nach oben« weisen konnten.

Dasselbe Wissen hatten auch die Erbauer des babylonischen Turmes. Aber *die* benutzten es nun, um mit seiner Hilfe einen Bunker des Diesseits zu errichten und den Menschen mit einer Maginotlinie abzusichern, um also Gott draußen und fern zu halten.

Es gibt auch ein medizinisches Wissen um Gesundheit und Krankheit des menschlichen Organismus. Der Arzt, der dem Schöpfer dient, benutzt dieses Wissen, um damit zu heilen. Die medizinischen Roboter dagegen, wie totalitäre Systeme sie sich heranziehen, benutzen dieses Wissen, um Feinde ihres Systems damit auszurotten oder psychiatrisch ausgeklügelte Foltermethoden in Gang zu setzen. Spüren wir die Zweideutigkeit des Wissens heute nicht überall?

Wer von uns wäre denn so stupide, daß er noch nicht bemerkt hätte, wie sehr es auch ein aufsässiges, ein geraubtes und ein gegen Gott aggressiv werdendes Wissen gibt? Früher meinte man tatsächlich — aber wie lange ist das eigentlich schon her und wie naiv wirkt es heute auf uns —: Wissen sei Macht. Wer die Naturgesetze kennt und sie anzuwenden versteht — so lautete die These —, der kann die Welt beherrschen, der ist mächtiger als die anderen, die eben unwissend sind. Mit ein paar Flinten und Kanonen konnte man ganze Kolonialvölker

in Schach halten. Der weiße Mann »wußte« ja mehr als die farbigen Völker. Darum hatte er Macht über sie.

Inzwischen ist uns klar geworden, daß dieser Satz »Wissen ist Macht« so gar nicht stimmt. Denn unser Wissen kann mächtiger werden als wir selbst; es kann uns geradezu ohnmächtig machen.

Wir sehen das an der Atomwissenschaft. Wissen wir nicht von den Atomen mehr, als wir verkräften können? Das Wissen von den Naturgesetzen erlaubt den Menschen, die Sonnenenergien auf die Erde herabzurufen und Atombomben zu bauen. Wir sind so mächtig geworden, daß wir unseren Planeten zerblasen und vielleicht bald den Mond auf seiner kosmischen Bahn entgleisen lassen können. Wir fürchten uns vor dem, was wir können.

Man kann also nicht mehr einfach sagen: Der Mensch hat durch sein Wissen Macht gewonnen. Man muß umgekehrt feststellen: Unser Wissen ist mächtiger geworden als wir selbst. Wir haben heute sogar Angst, an diesem unserem Wissen zu sterben.

Warum bauen denn die Menschen Atombomben, wenn sie es doch gar nicht wollen und wenn sie Angst vor ihnen haben? Das tun sie deshalb, weil die Angst *voreinander* noch größer ist. Diese Angst voreinander steigert sich in dem Maß, wie sie wissen: Der andere, der potentielle Feind, ist mächtig. Er kann mein Land mit einem einzigen Knopfdruck auslöschen. Darum muß ich als Gegengewicht solche Waffen des Schreckens *auch* haben. So steigern sie sich aneinander hoch. Man nennt das Wettrüsten. Niemand weiß, wo das enden soll. Keiner will es, aber alle meinen, es zu müssen.

Ich habe das erwähnt, weil darin eine wichtige Erkenntnis deutlich wird: Der Satz »Wissen ist Macht« ist nämlich überholt. Das Wissen selbst ist für uns gar kein Problem mehr. Es schreitet ja immer — nahezu automatisch — fort, und man weiß, wie man es sich besorgen kann: Man muß forschen und lernen. Auch die *Macht* ist für uns kein Problem. Wir wissen den Weg, wie man sie gewinnt, wie man mit technischen Mitteln die Natur dienstbar macht, wie man die Gesellschaft verändert, wie man erotische Macht oder sozialen Vorrang gewinnt. All das ist kein Problem mehr, jedenfalls kein grundsätzliches.

Dafür aber ist ein anderes und ganz neues Problem entstanden: das ist »*der*« Wissende, nämlich der wissende Mensch *selbst*. Er hat Angst vor seinem Wissen, weil er sich ihm nicht gewachsen fühlt, weil er zu leicht und zu brüchig ist, um diese Fracht zu tragen. Er hat auch Angst vor seinesgleichen. Er hat das bange Gefühl, daß ihn all sein Wissen und Können ins Blaue entführt und daß es da kein Halten und keinen Kurs mehr gibt.

Früher dachten sich die Menschen Traumbilder von einer zukünftigen Entwicklung der Menschheit aus: Sie sahen im Geiste ein kommendes Reich des Friedens und der Gerechtigkeit, in dem man nicht mehr arbeiten mußte und in dem die Technik die Fron der Arbeit erübrigte. Man nannte diese Traumbilder Utopien und gründete auf sie seinen Optimismus. Heute denken sich die Dichter der Gegenwart Schreckensträume aus: Weltuntergänge durch die Atomtechnik, Diktaturen — wie in George Orwells »1984« —, in denen die Machthaber durch Fernstechnik das Leben ihrer Untertanen kontrollieren, eine Welt mit künstlich erzeugten Retortenkindern und Robotern — wie in Aldous Huxleys »Schöne neue Welt«.

Das Wissen und das Können sind keine Probleme mehr. Aber der wissende Mensch ist sich *selbst* ein Rätsel. Er hat Angst vor seinen eigenen Möglichkeiten. Man könnte auch sagen: Wir leben in einer Zeit vollkommenen Wissens, aber wir wissen im Grund nicht mehr, *was* wir wissen.

Denn was wissen wir schließlich, wenn wir zwar soziologisch darüber orientiert sind, wie man einen Wohlfahrtsstaat errichtet und den Menschen in ein System vollkommener Versorgung einfügt, wenn wir andererseits aber nicht wissen, *wozu* der Mensch überhaupt da ist, welchen *Sinn* sein Leben hat und wo seine zeitlichen und ewigen Erfüllungen liegen? Wird ohne solche Bindung im Letzten nicht ein perfektionierter Leerlauf entstehen, der sich in Langeweile und Lebensangst verrät?

Was hilft es uns, wenn wir über das medizinische Wissen verfügen, wie man die Kindersterblichkeit verringert, das Alter des Menschen hinausschiebt, wie man sogar künstliche Menschen erzeugt, wenn wir auf der anderen Seite vergessen haben — wenn wir also das *Wissen* darüber verloren haben! —, wel-

ches *Thema* das so dem Tode oder dem Nichtsein entrissene Leben hat? Muß es ohne dieses Wissen nicht selbst wieder tot und leer, muß es nicht ziel- und friedlos sein? Ein glaubensloses Wissen ist angsterregend, es ist gnadenlos. Wir haben wirklich den Grund und das Ziel des Wissens verloren. Warum ist das wohl so?

Ganz gewiß deshalb, weil wir nicht mehr an Gott gebunden und also in ein auswegloses und unabsehbares Abenteuer hineingeraten sind. Ganz gewiß deshalb, weil wir den nicht mehr kennen, dem wir uns anvertrauen dürfen, der es gut mit uns meint und seine höheren Gedanken über uns denkt. Damit ist das *Thema* überspielt, dessen Variationen unser Leben vollziehen und in sich bergen soll.

Die These: »Glaube« oder »Wissen«, ist also bis ins Mark hinein falsch. Es wäre Unsinn zu sagen: Das Wissen ist böse. Nein, nur das *geraubte* Wissen ist böse. Es kommt also darauf an, in wessen Namen ich wissen will. Will ich etwa deshalb wissen, um durch den Abschluß des Sputnik so etwas wie einen achten Schöpfungstag zu inszenieren und damit in aller Form den Schöpfer abzulösen? Will ich wissen, um das Leben nach allen Seiten abzusichern — gegen den Tod, gegen die Sorge, gegen alle Eventualitäten —, will ich also wissen, um mein Leben selbst in die Hand zu nehmen und nicht mehr auf Gott vertrauen zu müssen? Wollen wir nicht mehr singen: »Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und Gedeihen liegt in des Himmels Hand« —? Wollen wir statt dessen auch Wachstum und Gedeihen zustande bringen, um uns dann zu brüsten: So weit haben wir es gebracht, und die Hypothese »Gott« ist überfällig geworden —?

Wollen wir um die Naturgesetze nur deshalb wissen, weil wir Fernsehgeräte, Eisschränke und automatische Waschmaschinen zu haben wünschen und uns der trügerischen Illusion hinzugeben gedenken: Dann ist das Leben komplett —? Habe nun Ruh', liebe Seele, du bist für den Alltag und den Feierabend mit Bequemlichkeit und Ablenkung versorgt; das Ziel deines Lebens ist erreicht —? Übersehen wir die geisterhafte Hand, die dabei an die Wände unseres Lebens schreibt: gewogen, gewogen und zu leicht befunden; *Thema* verfehlt — gnadenloses Wissen —?

Überhören wir die Stimme: »Heute nacht wird man deine Seele von dir fordern, wer bist du und wo stehst du?«
So ist das mit dem Wissen.

Genau das will uns unsere Geschichte beschreiben. Die Schlange gibt Eva zu verstehen: »Ich biete dir mehr als Gott, wenn du den verbotenen Griff nach der Frucht des Wissens tust. Ich biete dir ein Wissen, das dich selbständig, das dich ›autonom‹ macht. Du bist dann nicht mehr auf das Wohlwollen Gottes angewiesen. Du brauchst dich nicht mehr auffordern zu lassen: ›Befehl du deine Wege!‹ Du brauchst auch nicht mehr ›Danke‹ zu sagen, wenn du die Früchte des Gartens Eden auf deinen Tisch legst. Du brauchst nicht mehr gehorsam zu sein, du brauchst dich nicht mehr an die Kandare legen zu lassen. Dein Wissen wird dich frei machen, und du wirst diesem alten Herrn der Schöpfung hinter die Schliche kommen, wirst die Rezepte seiner Schöpfungsküche austüfteln und dann alles auf *die* Tour weiterlaufen lassen, die *dir* paßt.«

Die Schlange bietet der Eva also nicht einfach »das« Wissen an, sondern sie bietet ihr eine bestimmte »Art« des Wissens an: nämlich das Wissen, wie man ohne Gott leben kann. Von *dieser* giftigen Frucht hat Eva gegessen.

Die Unheilsgeschichte des Menschen beginnt also zunächst ganz im kleinen und im stillen. In seinen ersten Akten spielt sich das Drama nur zwischen Gott und Mensch ab. Es geht hier um die Frage, ob der Mensch in seinen Grenzen bleiben oder auf-sässig sein will, ob er sich vertrauensvoll Gott in die Hand geben oder ob er voller Argwohn lieber seinen Kram allein machen will.

Nun aber zeigt sich, wie in den nächsten Kapiteln der Urgeschichte die Bühne des Geschehens sich sozusagen erweitert, wie sie nämlich in zwei Stockwerke übereinander zerlegt wird:

Während es zunächst nur um ein Geschehen zwischen Gott und Mensch, also gleichsam um die Intimsphäre des Religiösen auf dem oberen Stockwerk geht, beginnt im nächsten Augenblick auch eine dramatische Geschichte auf der unteren Bühne abzurollen, wo die Menschen unter sich sind.

Jedoch dieses Schauspiel auf der menschlichen Ebene ist mit dem Drama im oberen Stockwerk genau synchronisiert: Wenn

es zwischen Gott und mir nicht mehr stimmt, dann stimmt es auch zwischen mir und dem Nächsten nicht mehr. — Auf diesen Zusammenhang sind wir schon früher gestoßen und werden das auch später wieder tun. — Die Menschen im Paradies haben nicht nur ihre Unbefangenheit gegenüber Gott, sie haben sie auch voreinander verloren, sie machen sich Schürzen und schämen sich. Sie haben etwas voreinander zu verbergen. Und bald wird Kain seinen Bruder erschlagen, bald wird die Weltordnung zerbrechen und die Sintflut kommen.

Das erste, was auf diesem unteren Stockwerk der Bühne passiert, ist nun, daß Eva auch ihrem Manne von der frevelhaften Frucht zu essen gibt.

Auch das ist das Urmuster des sündigen Geschehens schlechthin, wie es sich ständig unter uns wiederholt. Denn der Ehebrecher kann gar nicht anders, er muß auch andere zu diesem Schritt zu verführen suchen oder wenigstens auf bestimmte Herrengespräche in bestimmten Gesellschaften bedacht sein. Der Dieb schafft sich Komplizen. Ein menschliches Schwein schafft sich den Zauberstab der Circe an, um auch andere damit in Schweine zu verwandeln. Der Sünde wohnt eine geheime Zwangsläufigkeit inne: Sie muß nämlich verführen, sie muß ihren Unkrautsamen auch auf andere Herzensböden übertragen.

Warum ist das eigentlich so? Warum gehört das Verführen-müssen zur Sünde genauso hinzu, wie die Ansteckung zur Diphtherie und der Gestank zum Schmutz?

Ich würde darauf zur Antwort geben: Das liegt daran, weil die Sünde und der Bruch mit Gott uns immer einsam machen und weil sie uns isolieren. In diesem beklemmenden Alleinsein mit der Gewissensqual halten wir es nicht aus. Darum suchen wir die perverse Gemeinschaft mit anderen, die *auch* so sind. Und zwar streben wir nach dieser Gemeinschaft entweder so, daß wir eine Gesellschaft fragwürdiger Gesellen aufsuchen — und daß wir sie dann mit dem Instinkt des Lasters auch ganz todsicher finden —, oder wir suchen sie so, daß wir andere eben — »verführen« und sie ebenfalls zu dem machen, was wir bereits sind.

Das ist einfach zu erklären: Wenn ich als einziger, der eine beschmierte Weste hat, in einer sauberen Gesellschaft lebe,

fühle ich mich ja permanent in Frage gestellt; dann ist das eine ständige Attacke auf mein Gewissen. Natürlich möchte ich diesen Zustand so schnell wie möglich beenden oder lieber gar nicht aufkommen lassen. Lebe ich dagegen unter meinesgleichen und sind die anderen genauso wie ich, dann fühle ich mich bestätigt. Der Satz: »Die anderen sind auch nicht besser«, ist der Seelentrost aller Lumpen. Darum muß ich die anderen um mich herum eben auf mein Niveau herunterziehen, das heißt, ich muß sie verführen.

Auf diese negative Art hoffe ich dann, aus meiner quälenden Isolierung herauszukommen, denn so oder so *muß* ich in einer Gemeinschaft leben. Das ist menschlich. Wenn ich die wirkliche und saubere Gemeinschaft verloren habe, muß ich eben Pakte mit dem Teufel schließen oder mir Spießgesellen suchen. Wenn ich selbst wurmstichig bin, müssen es auch die anderen sein. Denn nur so können sie mich bestätigen, statt mich in Frage zu stellen.

Eben dies passiert hier in unserer Geschichte. Eva sucht in Adam den Spießgesellen.

Ganz allein mit der verbotenen Frucht im Garten herumzulaufen, ist angsterregend. Jeder Zweig an jedem Baum fächelt ihr die Frage zu: Du gehörst nicht mehr zu uns, du hast dich aus der Schöpfung ausgeschlossen. Selbst aus den Augen der Tiere springt sie die Anklage an. Wenn ich aber einen Spießgesellen habe, ist alles leichter, dann ist meine Situation entspannt, dann kann ich Gott sagen: »Warum machst du mir Vorwürfe? Irren ist doch menschlich, allzu menschlich, lieber Gott. Sieh doch: Adam ist ja ebenfalls darauf hereingefallen, der ist *auch* nicht besser als ich.« Dann wird Gottvater — so hat Eva sich das wohl ausgetüftelt — bedenklich die Stirn runzeln und wahrscheinlich erwidern: »Ja, wenn diese Panne gleich zweimal vorkommt, dann muß in meiner Schöpfung wohl ein Konstruktionsfehler stecken. Sollte das wirklich so sein, ja — dann kann ich unmöglich den beiden Menschen hier einen Strick daraus drehen; dann muß ich wohl selbst für diesen Fabrikationsfehler haften.«

Genau dies ist der Kalkül, den Eva hier aufgestellt hat. Das ist im Grund unser aller Rechnung. Wenn zum Beispiel bei einem Klassenaufsatz ein bestimmter Prozentsatz von »fünf« überschritten wird, hat der Lehrer schuld. — Diese Rechnung läßt

sich auf die einfache Formel bringen: Die Sünde ist eine »Panne«. Und die Ursache der Panne ist ein Konstruktionsfehler der Schöpfung, der ohne meine Schuld hinzugepfuscht worden ist. Ich persönlich bin nur das unschuldige Opfer dieser Panne. Im Grund — man darf es nur nicht laut sagen — ist Gott der Hauptschuldige.

»Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden«,

sagt der greise Harfner in Goethes »Wilhelm Meister«. Auf dieses Thema ist die Szene abgestimmt, die nun abzurollen beginnt.

Zunächst fängt die Szene freilich etwas kleinlaut an: Als Gott in der Abendkühle durch den Garten geht und als er ruft: »Mensch, wo bist du?«, gehen die beiden in Deckung. Vorerst sind sie keineswegs in der hochgemuten Stimmung, daß sie zu sagen wagen: »Lieber göttlicher Vater, es hat eine Panne gegeben und du hast dich mit deiner Schöpfungsapparatur blamiert. Du hast eben so ein Biest wie die Schlange, wie den Impuls zum Bösen, in das Paradies hineingemogelt. Außerdem ist dir der weitere Lapsus passiert, daß du uns außer frommen Gedanken auch die Neugierde, das Mißtrauen und den Zweifel, daß du also kleine Webfehler in unser Herz gepfuscht hast. Und nun sieh dir die Bescherung an: Der Apfel ist ab, und hier ist noch gerade sein Stengel. Wir lehnen jede Verantwortung ab. *Du* hast doch die Gesetze geschaffen, nach denen wir antreten und unsere Bahn vollenden müssen, du allein. Also bitte!«

So reden die beiden zunächst gerade *nicht*, obwohl man es doch der Weltanschauung der Eva zutrauen möchte, daß sie so spricht. (Ich selbst bin ja unwillkürlich in den Slang unseres Alltags abgerutscht, weil uns diese Ein- und Ausreden so bedenklich vertraut sind!) O nein, zunächst wissen die beiden ganz genau, daß sie eigentlich sagen müßten: »Vor dir allein habe ich gesündigt. Wir können dir auf tausend nicht eins antworten. Herr, erbarme dich unser.« Und sie wissen auch ganz genau, *warum* sie schlottern und in Deckung gehen.

Statt daß sie aber ihre Sünde bekennen und damit die Chance gewinnen, auf diese Weise das Geheimnis der Gnade zu erfahren, begeben sie sich auf die uralte Ebene der Selbstverteidigung, und sie setzen sich nieder, um das klassische »Verschiebespiel« zu spielen:

Adam kommt als erster ins Verhör und antwortet flugs: »Das Weib, das du mir gegeben hast — verstehst du: das Weib, das *du* mir gegeben hast (also ist wohl klar, wer hier am entscheidenden Drücker gesessen hat und wer der Hauptschuldige ist), dieses Weib, das aus *deiner* Quelle stammt, gab mir von der Frucht. Was habe ich selbst schließlich für einen Beitrag geleistet? Ich habe lediglich die Konsequenzen gezogen und habe nur noch das Pünktchen auf das »i« gesetzt und hineingebissen — c'est tout — das ist alles!«

So beginnt das große Verschiebespiel: Adam — du und ich —, wir schieben die Ursache der Schuld von uns weg auf den anderen, auf den Nächsten oder auf die Verhältnisse, in denen wir aufwuchsen, und auf die Gelegenheit, die bekanntlich den Dieb macht.

Eva macht es genauso und sorgt für den nächsten Zug in diesem Spiel: »Ich war auch nicht der Initiator, lieber göttlicher Vater«, sagt sie. »Sondern die Schlange, die *du* (!) ins Paradies gesetzt hast, hat den Ball angespielt und die Kettenreaktion ausgelöst.«

Hätte nun Gott das Verhör noch weiter vorgetrieben, so zweifle ich nicht daran, daß die Schlange auch ihrerseits nicht um eine Antwort verlegen gewesen wäre. Sicher hätte sie geantwortet: »Wie kommst du dazu, ausgerechnet *mich* zur Verantwortung zu ziehen? Was willst du überhaupt von mir? Bist du, der Allmächtige, es nicht gewesen, der den Teufel gemacht und auf die Welt losgelassen hat? Bin ich nicht in deinem Namen Teufel gewesen, habe ich nicht deine Aufträge ausgeführt — wie doch auch *du* es bist, der mich später auf Hiob und Dr. Faustus hetzen und mich die Rolle des Mephistopheles spielen lassen wird? —. Dann aber hast *du* doch die Verantwortung. Dann darfst du weder mich noch meine Opfer zur Rechenschaft ziehen. *Du* bist es gewesen, du, Gott, allein, *du* bist die Ursache des Unheils. In *deiner* Hand enden alle Fäden dieses verruchten Spiels.«

Ist es nicht höchst verräterisch, daß hier ausgerechnet die

Schlange zum Rechtsanwalt des Menschen wird? Zeigt nicht allein schon dies, daß an dem Verschiebespiel irgend etwas nicht in Ordnung sein kann?

Jeden Zug dieses Spieles haben wir selbst schon gemacht. Wir haben alle schon einmal gesagt: Diese *eine* verfluchte Leidenschaft, diese *eine* Gier, mit der ich nicht fertig werde, dieser *eine* Schönheitsfehler in meinem Charakter — daß ich vielleicht »von Natur« neidisch, eifersüchtig, geil oder von rasendem Ehrgeiz gepeitscht bin —, dieses *eine* liegt an meiner Erbmasse oder es liegt an dem Milieu, in dem ich meine Jugend verleben mußte, oder es liegt an meiner Charakterkonstitution, die ich eben mitbekommen habe, es liegt an meiner erotischen Veranlagung. Diese *eine* verfluchte und schuldhafte Macht, die mich immer wieder auf die Knie zwingt, liegt an allem Genannten, bloß nicht an mir selbst. *Ich* habe mich ja schließlich nicht so gemacht, wie ich bin. Ich habe mir meine Eltern, meine Erbmasse, mein Blut doch nicht ausgesucht! Ich klage gegen Unbekannt; und *wenn* es einen Gott gibt, dann ist *er* eben dieser Unbekannte, der verantwortlich ist. Ich aber wasche meine Hände in Unschuld.

Und die Tragiker kommen und die Milieutheoretiker und die Soziologen und die Erbforscher und auch manche Strafrechtler kommen, und sie alle blasen in dasselbe Horn: Gott sitzt auf der Anklagebank, und der Mensch, dieses arme Opfer einer verpfuschten Schöpfung, ist der Hauptbelastungszeuge. Der Garten Eden wird zum Tribunal. Gott hat die Rolle als Verkläger ausgespielt. Gott muß sich verteidigen.

Wie ist also das Böse in die Welt gekommen, wenn Gott es ist, der die Schöpfung gemacht hat, und wenn er sie richtig gemacht hat? Das ist die Frage, die uns umtreibt.

Wir haben früher schon einmal beobachtet, wie die Mythen diese Frage lösen. Sie sagen — und wir erinnern uns dabei an die Geschichte vom Riesen Ymir —: Gott hat die Welt aus fluchbeladenem Stoff gemacht. Schon ehe der Vorhang sich über der Weltgeschichte hob, sind vorzeitliche Dramen abgerollt. Da hat es Mord und Totschlag zwischen Göttern und Menschen gegeben. Diese vorgeburtlichen Verhängnisse haften der Welt eben an. Und diese Unheilsmächte, die dem Welt-

material innewohnen — nicht also die Konstruktionsfehler Gottes, sondern die Materialfehler im Schöpfungsrohstoff —, die brechen nun immer wieder hervor und lassen neue Schuld und neues Unheil entstehen.

Jedoch stellten wir damals fest: Den Versuch der Mythen, auf solche Art die Schuld zu erklären, hat die christliche Theologie von Anfang an radikal abgelehnt. Sie sagt: Gott hat die Welt aus dem Nichts und also auch nicht aus fluchbeladenem Rohstoff geschaffen.

Aber gerade dadurch wird das Problem des Bösen ja noch viel ungeheuerlicher:

Denn wenn das Böse nicht auf ein vorgegebenes Schöpfungsmaterial zurückgeht, welche andere Konsequenz bleibt dann noch übrig als eben die: Gott selbst, also der Schöpfer, ist die Ursache des Bösen. Denn das Nichts kann man doch nicht gut damit belasten? Also ist Gott gerade in eben der christlichen Theologie — der Angeklagte. Oder?

Man kann sich aus dieser Verlegenheit sicher nicht so heraus helfen, daß man sagt: Da ist eben der Teufel, da ist die Schlange ja *auch* noch und *neben* Gott da. Der Weltgrund, so heißt das dann in philosophischer Sprache, ist eben dualistisch. Das Böse in der Welt geht nicht auf Gott, sondern auf dieses unableitbare Prinzip des Bösen *neben* Gott zurück.

Doch auch dieser Notausgang ist uns verwehrt, denn der biblische Text spricht ausdrücklich davon, daß die Schlange »listiger denn alle Tiere« gewesen sei, die »Gott gemacht hat«. Also ist nach biblischer Vorstellung die Schlange gar nicht der Teufel, sondern die Schlange taucht innerhalb der Geschöpfe auf, innerhalb dessen also, was Gott »gemacht« hat.

Ist das aber nicht eine gefährliche Vorstellung? Kann sie denn etwas anderes besagen, als daß das Böse durch den Schöpfungsakt selbst in die Welt hereingekommen ist? Hat sich der biblische Schriftsteller nicht hier in eine fürchterliche Sackgasse verrannt, hat er sich nicht jede Rückzugsmöglichkeit abgeschnitten, um zu einer mythischen Erklärung des Bösen zu gelangen oder um das Böse durch die Idee des Teufels, des satanischen Prinzips, zu erklären?

Führen folglich nicht alle Wege auf diese *eine* Anklagebank hin, auf der Gott sitzt? Deuten nicht alle Finger auf *ihn*, ist er

nicht von einem geschlossenen Chor der Schmähungen umzingelt, der immer nur den einen und einzigen Satz deklamiert: »Du läßt den Armen schuldig werden, du allein, nur du? Du, und nicht der Mensch, müßtest dich im Gehölz von Eden verstecken; dich müßten die Mütter, die ihre Kinder auf der Flucht verloren, dich müßten die Witwen, deren Männer in Massengräbern vermodern, dich müßten die Waisen, die schutzlos aufwachsen, dich und nur dich müßten sie verklagen. Du tätest besser daran, dich als Stümper oder als blindes Schicksal zu erklären. Dann hätten wir wenigstens die Möglichkeit, unser Leben wie eine Tragödie zu spielen, für die wir nichts können. Dann könnten wir die verkrampfte und verlogene Geste unterlassen, *uns* an die Brust zu schlagen und immer nur sagen zu müssen: »Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?« Du bist es doch, der den Tod und das Böse gemacht hat, du ganz allein!«

Ich glaube, wir mußten diesen Gedankenweg einmal bis zum bitteren Ende durchschreiten und durften uns nicht durch scheinchristliche Mätzchen und fromme Stoppzeichen aufhalten lassen. Nur dann nämlich — wirklich nur dann, wenn wir den Zweifel bis zum letzten Tropfen auskosten — sind wir imstande, die wirkliche Botschaft unseres Textes zu vernehmen.

Diese alte Geschichte will uns gerade zeigen, daß die Frage »Wie das Böse in die Welt gekommen ist« falsch gestellt ist. Wer nämlich so fragt, will von sich ablenken.

Wir haben das nach dem Zusammenbruch im Jahr 1945 eindrucksvoll erlebt. Da ging es um die Frage, wer für die Millionen ausgerotteter Juden, wer für die Grausamkeiten des Nationalsozialismus im eigenen Land, in den besetzten Ländern, wer für Anne Frank, wer für die Konzentrationslager, wer für Theresienstadt verantwortlich sei. War ein Volk, das dieses bestialische Regiment in sich hatte aufkommen lassen, nicht aufs furchtbarste kompromittiert? War es nicht unser aller Schuld, daß dieses grausige Geschehen unter uns möglich war?

Aber da begannen wir wiederum das Verschiebespiel und stellten die Frage: Wie ist das Böse denn in unser Volk gekommen? Und wir antworteten: Das Versailler Diktat war es, das uns die Arbeitslosen und die wirtschaftliche Depression bescherte,

dadurch kam es . . . Dahinter aber stand wieder die wilhelminisch-militaristische Großsprecherei, die in der Entente Besorgnisse und schließlich Vernichtungswillen auslöste. Und *dahinter* wieder stand der Neid der anderen über unsere deutsche Tüchtigkeit und *dahinter* stand der — angebliche oder wirkliche — nationale Imperialismus der Bismarckschen Ära, der die anderen zu Bedrohtheitsgefühlen trieb. *Dahinter* stand die preußische Tradition und *dahinter* wieder die Reformation mit ihrem Untertanensimmel. Luther, Friedrich der Große, Bismarck, Hitler — das war so eine Linie des Verschiebespiels, die damals populär war.

So könnte man das Spiel immer weiter nach rückwärts bis zu Adam und Eva im Paradies zurückverfolgen. Alle anderen waren schuldig und hatten das Unheil zusammengebraut, alle anderen, nur nicht wir und ganz bestimmt nicht ich. Darum machte sich nun alle Welt auf, um den Urbösewicht zu fangen und dingfest zu machen, weil keiner selbst dieser Bösewicht sein wollte.

Die Historiker kämmten mit vielen Spähtrupps das geschichtliche Gelände durch, um immer frühere Anlässe und Voranlässe und Vorvoranlässe der bösen Entwicklung zu finden und um zu zeigen: Wir sind nur Opfer und keine Hauptschuldigen, — um also die Schuld in Schicksal zu verwandeln.

Das ist das entscheidende Wort: Hier wird »Schuld in Schicksal verwandelt«. Wer nämlich die Frage aufwirft, wie das Böse in die Welt gekommen sei, fragt von sich weg. Er will die *Ursache* des Bösen finden. Ein Böses aber, das verursacht ist, ist ja gar kein Böses mehr, sondern ist nur noch Schicksal und zwangsläufiger Prozeß.

Ich frage also letzten Endes gerade *nicht* nach der Ursache des Bösen — obwohl ich so tue —, sondern ich will das Böse mit dieser Frage aus der Welt schaffen, ich will sagen: Es hat sich eben so »ergeben«. Wenn es sich aber ergeben hat, dann bin ich nicht mehr die Ursache, dann bin ich nur noch Wirkung eines Schicksalsprozesses und bin Opfer tragischer Verkettungen. Ich will mich selbst rechtfertigen, ich will von mir selbst ablenken.

Nur unter einer einzigen Bedingung nehme ich meine Schuld und also das Böse ernst. Wenn ich nämlich sage: Ich allein bin die erste Ursache. Ich bin es, den seine Leidenschaft über die

Leiche seines Nächsten gehen läßt; ich bin es, der lügt und tötet, der seinem wilden Blut freie Bahn gibt, der seinen Nächsten für sein bißchen Glück zu opfern bereit ist. Ich allein bin es.

Ich muß eben »ich« zu meiner Erbmasse und zu jenem Nervenbündel sagen, das ich vielleicht bin. Das ist unser *menschliches Geheimnis*.

Auf die Frage, wie das Böse in die Welt gekommen sei, kann es also deshalb keine Antwort geben, weil die Frage selbst falsch gestellt ist, mehr noch, weil sie eine raffinierte Tendenzfrage ist, mit deren Hilfe ich einen Druckposten zu beziehen wünsche. Ich will das Böse »ableiten« und es darum zum Schicksal machen. Ich will Opfer und will kein Angeklagter sein. Ich will rufen. »Haltet den Dieb« und derweilen in fröhlicher Unschuld weiterstehlen.

Darum ist der echtste Augenblick unserer Geschichte nicht jene Szene, wo Adam und Eva ihre Schuld »abzuleiten« versuchen, wo sie nach Ursachen angeln und mit der Kausalität herummanipulieren. Indem sie so die Schuld abzuleiten versuchen, fahnden sie nur nach einem Blitzableiter für das göttliche Gericht.

Nein, der echtste Augenblick in unserer Geschichte ist jener Moment, wo die beiden getarnt und mit schlechtem Gewissen hinter dem Gebüsch versteckt sind und wo sie ganz genau wissen: Ich, und ich allein, bin es, der jetzt gemeint ist, wenn Gott ruft: »Adam, Mensch, wo bist du?« Ich, und ich allein, bin des Gerichtes schuldig. Das große Verschiebespiel, das wir nun als letzten Verzweiflungsakt versuchen wollten, ist schon im Ansatz verloren.

Doch nun ergibt sich noch eine letzte schwerwiegende Frage: Ist es nicht zu viel von ihnen verlangt, und sind sie nicht überfordert, wenn man den beiden zumutet, dieses Verschiebespiel zu unterlassen und statt dessen freimütig vor Gott hinzutreten mit dem Bekenntnis »Ja, ich war es, und an dir allein habe ich gesündigt?« Ist es nicht Tollkühnheit, wenn sie auf eine eigene Verteidigung von vornherein verzichten, wenn sie also in der Abendkühle hinter dem Gebüsch hervorkommen und sich bedingungslos kapitulierend in die Hand Gottes begeben: »Mach mit uns, was du willst!« —?

Wir könnten das wohl alle tatsächlich nicht und müßten weiter zu dem Trick des Verschiebespiels greifen wie unsere Ureltern. Wir müßten uns weiter in unehrlichen, »tragischen« Illusionen wiegen, wenn dieses Wort »Mensch, wo bist du?« nicht *noch* einmal und dann ganz anders gesprochen worden wäre.

Auch Jesus Christus ruft uns nämlich mit diesem Wort an. Auch er sucht uns hinter dem Gebüsch und fragt: »Mensch — mein Bruder und meine Schwester — wo bist du?«, und er sagt uns zugleich: Ich suche euch, nicht um euch zu richten, sondern um euch zu heilen.

Da stehen sie dann alle vor uns, die Gestalten des Neuen Testaments, die das Schachbrett des Verschiebespiels einfach hinwegschleudern und die zu sagen wagen: »*Ich* armer, unglücklicher Mensch, ich habe dir Leid und Kummer gemacht. *Ich* habe die Nägel zu deinem Kreuz geschmiedet, *ich* habe die Balken jenes Kreuzes gehobelt, *ich* habe dich dreimal verleugnet, und *ich* habe dich nicht besucht, als du gefangen warst, und habe dir keinen Becher Wasser gereicht, als dich dürstete.« Da stehen sie alle vor uns, die so — oder so ähnlich — sprachen: der Zöllner und die große Sünderin und Petrus nach dem wunderbaren Fischzug und Paulus, der zu bekennen wagte: »Ich habe die Deinen verfolgt und getötet.« Und schon, indem sie das sagten, indem sie das nur aussprachen, waren sie wunderbar frei, denn sie brauchten nun keine Illusionen mehr zu haben und brauchten sich nichts mehr vorzumachen.

Denn sie wußten ja, zu *wem* sie dieses sagen durften und in wessen Hände sie sich damit zu begeben wagten: daß es eben der Heiland war. Vor dem durften sie ehrlich sein, denn sie wußten: Der wird nicht irre an mir, was immer auch mit mir los sein mag.

Wer liebt, kann heilen, und dieser Eine hat uns geliebt. In Hände, die gütig sind, darf ich mich getrost legen.

Im Garten Eden waren zwei Menschen, die sich verteidigten, weil Gott ihr Angreifer war.

Wo Jesus Christus ist, da wird das alles anders. Da ist es mein eigenes Gewissen, das mich verklagt, und Jesus Christus ist mein Verteidiger (Luther). Und weil er dieser Verteidiger ist, brauche *ich* mich nicht mehr zu verteidigen. Darum brauche ich mir keine Illusionen mehr über mich selbst zu machen und kann auf das große Verschiebespiel verzichten. Er ist es ja, der

mich vor meinem eigenen Gewissen in Schutz nimmt, denn er sagt mir: Das, was hinter dir liegt, und die peinlichen Verzeichnisse über das, was in deinem Leben nicht stimmt, die habe ich alle zerrissen. Ich habe die Fetzen deiner verfehlten Lebensgeschichte an mein Kreuz geheftet. Mich interessiert es einfach nicht mehr, was du hinter dir hast. Mich interessiert nur noch, was ich aus dir machen will. Verklage dich nur selbst, aber vertraue darauf, daß ich zu dir halte, *auch* und gerade *dann*, wenn du dich selbst verachten mußt. Wenn man für jemanden stirbt, dann gibt man ihn nicht mehr her.

Hier hört dann das Verschiebespiel unseres Lebens *wirklich* auf, hier verstummt auch die Frage, wie das Böse in die Welt gekommen ist.

Nicht, daß die Frage »gelöst« wäre. Für eine Frage, die falsch gestellt ist, kann es ja gar keine Lösung geben. Aber ich bin davon »erlöst«.

Ich kann jetzt nur noch fragen: Wer ist diese geheimnisvolle Gestalt, die meinen Schuldschein zerreißt, die die Anklage meines Gewissens niederkämpft und zunichte macht, die mir eine neue und unbelastete Zukunft schenkt und mich wieder frei atmen läßt? Wer ist diese Gestalt, die mir Mut macht, hinter dem Gebüsch hervorzukommen und ehrlich gegen mich selbst zu sein, die es möglich macht, daß ich keine tragischen Illusionen mehr nötig habe? »Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ.«

»Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag mich scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.«

Das Geheimnis des Todes

DIE GESCHICHTE VOM SÜNDEFALL

VIERTER TEIL

Und sie hörten die Stimme Gottes des Herrn, der im Garten ging, da der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes des Herrn unter die Bäume im Garten.

Und Gott der Herr rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? Und er sprach: Ich hörte deine Stimme im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich.

Und er sprach: Wer hat dir's gesagt, daß du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?

Da sprach Adam: Das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß.

Da sprach Gott der Herr zum Weibe: Warum hast du das getan?

Das Weib sprach: Die Schlange betrog mich also, daß ich aß.

Da sprach Gott der Herr zu der Schlange: Weil du solches getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.

Und zum Weibe sprach er: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein, und er soll dein Herr sein.

Und zu Adam sprach er: Dieweil du hast gehorcht der Stimme deines Weibes und gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht davon essen, — verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde

werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.

1. MOSE 3, 8-19

Es gibt wohl niemanden unter uns, dem nicht hin und wieder etwas widerführe, das ich so beschreiben möchte: Er wird auf einmal von dem dunklen Rätsel des Lebens angesprungen.

Durch lange Fristen leben wir freilich ziemlich harmlos so vor uns hin, und wir haben keine besonderen Probleme. Das Leben geht so seinen Gang. Wir sehen immer wieder, daß Lügen kurze Beine haben, daß die Tüchtigen es zu etwas bringen und daß die Faulenzer schließlich unter den Schlitten kommen.

Plötzlich aber geschieht etwas, das sich wie ein Achsenbruch in dieser gleichmäßig rotierenden Maschine des Lebens anhört. Wir stehen vor einem Widerspruch, mit dem wir nicht fertig werden. Wir lesen in der Zeitung etwa, daß ein Flugzeug mit neunzig Menschen abgestürzt ist: Väter, Mütter und Kinder. Ein großer Künstler ist dabei, ein unersetzlicher Gelehrter. Irgendeine lächerliche Schraube, die sich gelockert hatte — vielleicht kostete sie nur fünfzig Pfennig —, durfte Töne verstummen, reifende Erkenntnisse ins Nichts versinken lassen, sie durfte menschliches Glück zerstören und Bande der Liebe zerreißen.

Sind wir nicht überall von solchen Rätseln umgeben, die einen schwer loslassen, wenn man sie einmal entdeckt hat? Warum überfällt uns gerade in den höchsten Augenblicken des Lebens plötzlich die Angst vor der Vergänglichkeit? Warum fügen die Volkslieder immer wieder Liebe und Tod zusammen? Warum müssen die Tragiker stets den einen Refrain wiederholen, daß das Große in der Welt untergehen und das Strahlende zwischen den Mühlsteinen von Schuld und Schicksal zerrieben werden und in Düsternis endigen müsse? »Tust du stolz mit deinen Wangen, die mit Milch und Purpur prangen, ach, die Rosen welken all.« Warum ist das so?

Macht etwa die Natur davon eine Ausnahme? Ein liebliches, von einem Bach durchflossenes Waldtal mag uns als Idyll anmuten, aber wir brauchen nur näher hinzusehen und gar das Mikroskop herbeizuholen, um zu erkennen: Hier gibt es Fressen und Gefressenwerden, hier gibt es Todesangst und das Seufzen der Kreatur. Mit diesem Rätsel haben der Prediger Salomo

und Hiob, Sophokles und Heinrich von Kleist, Wilhelm Raabe und Gottfried Benn je auf ihre Weise, und damit haben auch du und ich gerungen. Jeder von uns trägt Wunden und Narben, die ihm dieses Rätsel mit seinen Krallen zugefügt hat.

Unser heutiger Text, der die Sündenfallgeschichte beschließt, schreitet nun diese ganze Zone des Rätsels ab: Warum gibt es Mühsal und die Fron der Arbeit? (Als ich auf meiner Ostasienreise bei sengender Sonne Tausende von Ägyptern am Suezkanal arbeiten sah und später chinesische Kulis beobachtete, wurde mir plötzlich klar, wie aktuell diese Frage noch ist, und wie sehr sie uns durch gewisse technische und soziale Erleichterungen nur oberflächlich verdeckt wird.) Warum gibt es den Tod? Warum müssen wir davon wie das Vieh? (vgl. Prediger 3, 19). Warum kann auch die stärkste Liebe den anderen nicht halten, wenn seine Stunde gekommen ist? Warum ist die Geburt des neuen Lebens mit Schmerzen, Angst und Todesgefahr verbunden? Warum trägt der Acker Dornen und Disteln? Warum fällt der Reif in der Frühlingsnacht? Warum sind wir mit der Natur, die doch einmal der Garten Eden war, verfeindet? Warum gibt es neben dem Wunder des neuen Lebens auch den Schrecken der Kinderlähmung? Immer nur: warum — warum!?

Um diese schweren, bedrängenden Fragen des Lebens geht es in dem behandelten Text. Es deutet auf die Hintergründe der Dinge, auf den Riß im Gebälk der Welt und auf die Widersprüche, mit denen wir nicht fertig werden. Mancher von uns mag vielleicht sagen, es sei müßig, darüber nachzudenken, *warum* das Leben nun einmal so sei. Er mag uns raten, uns nicht zu lange in diese Abgründe zu verbohren und lieber tätig zu sein und bei dem zu bleiben, was uns so täglich vor die Füße gelegt wird. Goethe hat sich selbst immer wieder diesen Rat gegeben und sich zur »Tätigkeit« aufgerufen, wenn ihn das Abgründige schreckte.

Wäre das aber nicht Flucht? Man kann ja nicht nur physisch feige sein — wenn man etwa einem Ertrinkenden nicht nachspringt —, sondern man kann auch mit Gedanken feige sein und, wie wiederum Goethe es einmal ausdrückt, an ihnen »vorüberblinzeln«. Unseren Text aber wird man nicht mehr durch Vorüberblinzeln so einfach los, sofern er einen einmal erwischt und in seinen Fängen hat.

Diese Urworte der Bibel tun zunächst etwas Ungeheuerliches: Sie setzen alle jene Daseinsrätsel — vom Geheimnis unseres Sterbens bis zu den Wehen der jungen Mutter und der Mühsal der Arbeit — in eine einzige gewaltige Klammer und versehen sie dann mit einem Vorzeichen, das besagt: In allen Widersprüchen und Ungereimtheiten des Lebens meldet sich der Ungehorsam des Geschöpfes gegen den Schöpfer; darin wird deutlich, daß es keine heile Welt mehr gibt und daß der Friede von ihr gewichen ist, denn sie hat den Frieden mit Gott verloren. Es wird also nicht einfach gesagt: So ist das Leben nun einmal! Auch heißt es nicht: Die Natur ist eben grausam. Ebenso zieht man sich nicht einfach auf das Naturgesetz der Vergänglichkeit, der Polarität oder des Kämpferischen zurück und bemüht auch nicht das Wort von der Tragik des Gegensatzes, sondern man spricht sehr schlicht und fast schockierend eindeutig davon, daß hinter dem Leid und hinter dem Tod in der Welt die menschliche *Schuld* stehe; daß ich darum mit meinem Schicksal nur fertig werden könne, wenn ich mit eben dieser *Schuld* fertig würde oder aber eine Instanz kennenlerne, die sie mir abnimmt.

Das alles ist ja eine ungeheuere, atemraubende Behauptung. Es ist gut, daß die Bibel diese Behauptung nicht in philosophischen Sätzen ausspricht — dann käme man nur in eine endlose Diskussion —, sondern daß sie einige monumentale Lebenstaten vor uns ausbreitet und uns auffordert: Sieh dir das einmal an! Zieh' dich nicht aus der Affäre mit dem Hinweis, das seien doch Märchen. Nein, sieh dir das einmal an!

Die größte von diesen Tatsachen ist der *Tod*. Indem die Urgeschichte davon spricht, mutet sie uns nichts Geringeres zu als die These, daß der »Tod der Sünde Sold sei« (vgl. Römer 6, 23).

Wir erinnern uns dabei an gewisse Einzelheiten der Sündenfallgeschichte.

Gott hatte Adam und Eva gesagt: Ihr werdet des Todes sterben, wenn ihr nach der verbotenen Frucht greift. Nachdem sie den frevlerischen Griff dann doch getan hatten, heißt es: »Siehe, Adam ist geworden wie unsereiner, und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe

ewiglich«, weist Gott ihn aus dem Garten Eden aus. So senkt sich der Fluch der Sterblichkeit auf den Menschen herab.

Das mag uns wie eine massive, befremdliche Mythologie vorkommen. Vielleicht macht uns das alles sehr hilflos. Ehe wir aber unsere Zwischenrufe machen und unsere Zweifel anmelden, zwingen wir uns noch einen Augenblick zum Hören und suchen zu verstehen, was hier gesagt wird:

Der Ungehorsam des Menschen besteht doch darin — so wird uns bedeutet —, daß er *Übermensch* sein will. Er begehrt »zu sein wie Gott«. Er ist der notorisch Grenzenlose, und zwar keineswegs nur in seinen Gipfelexemplaren und Überfliegern — wie Prometheus oder Napoleon oder Hitler —, nein: er ist *immer* der Grenzenlose. Er gründet den Wohlfahrtsstaat und beseitigt — oder meint es jedenfalls — die Misere menschlichen Daseins. Er übernimmt die Versorgung in jeder Lebenslage und spielt die Rolle des göttlichen Allvaters.

Ist es aber nicht eine äußerste Narretei, wenn er sich einbilden sollte, er könne die Grenzen der leidgeplagten Menschheit *wirklich* sprengen? Verlagert er nicht nur das Elend aus der äußeren in die innere Armut? Läßt er den Menschen nicht an Wohlstandsvöllerei, Komfort und Langeweile innerlich kapputtgehen, indem er ihm die Illusion nahelegt, daß in Fernsehapparaten, Mopeds, Eisschränken und anderen Zivilisationswundern der Friede seiner Seele zu finden sei? —

Der Mensch will auch grenzenlos sein in seiner Technik. Er sprengt den Bannkreis der alten Erde und greift nach den Sternen. Und derweil er zu kosmischen Expeditionen startet und Räume umgreift, die frühere Geschlechter als für Gott reserviert ansahen, nimmt er seine Friedlosigkeit, seine Angst und seinen Machthunger noch mit in das Universum und zerüttet vielleicht die Gestirne. (Wir haben wiederholt darauf hingedeutet.)

Das ist also seit der dunklen Stunde im Garten Eden unser aller Geschichte:

Wir wollen grenzenlos sein, wir wollen *mehr*, als Gott der Herr uns zugebilligt hat. Wir wollen *mehr* Erfolg, *mehr* Macht, *mehr* Geld. Wenn wir Arbeiter sind, wollen wir höhere Tarife. Wenn wir Unternehmer sind, höhere Gewinnquoten. Wenn wir Verleger sind, höhere Auflagen. Es darf nie aufhören mit

der Steigerung. Die erste Grenze, auf die wir dabei stoßen — vielleicht ist es die Grenze unserer körperlichen Kraft, die Grenze durch unsere Kreislaufstörungen, die Grenze durch eine plötzliche Enttäuschung über Menschen, denen wir vertrauten —, läßt uns zurücktaumeln. Denn wir hatten mit keinen Grenzen mehr gerechnet, eben *weil* wir grenzenlos sind. »Wenn es Götter gäbe«, sagt Nietzsche, »wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein?«

Darum muß ich auch mein Leben verlängern: Ich glaube jeden Humbug, den irgendeine Illustrierte über irgendein neues Hormon oder ein kosmetisches Raffinement ausplaudert, das mich hundert Jahre alt werden lassen und mir die Gestalt der Jugend erhalten soll.

Und nun geschieht es — das ist der dramatische Punkt in unserer Geschichte —, daß dem notorisch Grenzenlosen, daß dem, der Gottes Ewigkeit an sich raffen, der unsterblich sein und Gott gleich werden wollte, *seine Grenze vorgehalten wird*: »Adam ist geworden wie unsereiner«, heißt es, »er weiß, was gut und böse ist.« Er wird, nachdem er vom Baum des Wissens genascht hat, sich auch am Baum des Lebens vergreifen und die Frucht der Unsterblichkeit rauben. Er wird auch zeitlich grenzenlos, er wird ewig sein wollen.

Deswegen wird er aus dem Paradies vertrieben und darum wird die Last der Sterblichkeit auf seinen Rücken gelegt. Man könnte es auch so ausdrücken: *Dem Grenzenlosen wird seine Grenze vorgehalten*; und vor dem, der die Ewigkeit erraffen wollte, rasselt die Schranke der Zeitlichkeit herunter. Er wird zurückgestoßen in den Raum des Endlichen, dorthin also, wo es eben »ein Ende« gibt, wo ein letztes Stündlein über mich kommt, wo eines Tages Schluß mit mir ist und wo es »aus!« und »finis!« heißt.

Daß wir sterben, daß wir davonmüssen und daß unser Leben ein Ziel hat, ist also eine Erinnerung daran, daß wir *nur* Menschen und daß wir nicht Gott sind. Daß wir sterben und alles verlassen und preisgeben müssen, was wir geschaffen und geliebt und vielleicht auch vergöttert haben, ist ein Stück Gericht. In diesem Gericht flammt der Widerschein eines göttlichen Blitzstrahles, der besagt: »Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter. Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!«

In Japan kann man über weiteste Gebiete hin immer die majestätische, schneebedeckte Pyramide des Fujiyama sehen. So ist es auch mit uns: Der Tod, auf den wir zugehen, steht wie das Wahrzeichen des Fujiyama über unserer Lebenslandschaft und läßt das Leben ein Sein zum Tode sein.

Dieses Sein zum Tode ist sehr viel mehr und auch anderes als das sogenannte letzte Stündlein, von dem wir Christen vielleicht viel zuviel reden. Denn der Tod ist ja nicht erst in der Endphase unseres Lebens, sondern er ist auch vorher schon, in jedem Augenblick, gegenwärtig:

Warum eilen wir uns denn mit unserer Arbeit? Warum sagen wir: Ich muß meine Jugend ausnützen? Warum meinen wir, wir sind jetzt in den besten Jahren, jetzt muß es geschafft werden? Warum benutzen wir Terminkalender und Uhr? Hinter solchen sehr alltäglichen Redewendungen und Fakten steckt doch die Ungeheuerlichkeit, daß wir uns stündlich darüber klar sind: Wir müssen sterben, wir haben nur eine begrenzte Frist. Das Heute kommt nie wieder. »Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei«, sagt der Schlager und hat ausnahmsweise recht. Und »Frist und Zeitgewinn ist unser Leben«, sagt Shakespeare. Selbst der Arzt, der um die Erhaltung des Lebens kämpft, führt diesen Kampf doch im Schatten des Todes. Er kann dem Tod hinhaltenden Widerstand leisten, aber er kann ihn nicht besiegen; und schließlich wird er selbst von ihm geraubt.

So ist es allerdings: Wir sehen den Fujiyama unseres Todes, wo immer wir stehen. Diese eine feurige Schranke, an der der Cherub mit dem zuckenden Schwert steht, ist unübersehbar. *Der notorisch Grenzenlose, der die Ewigkeit erraffen wollte, wird hinter die Schranke der Zeitlichkeit zurückgeworfen.*

Erst jetzt, nachdem wir den Text so weit durchbuchstabiert haben, dürfen wir mit unseren Zweifeln und Zwischenrufen kommen. Ich will diesen Zweifel einmal ganz massiv äußern und die Andeutungen von vorhin noch einmal aufgreifen:

Ist das soeben Erwähnte nicht alles blanke oder auch sehr unblanke, nämlich sehr finstere Mythologie? Ist der Tod, statt ein solches Gericht zu sein, nicht ein rein biologischer Vorgang? Beruht er nicht auf der Entwässerung unserer Zellen und in einem natürlich gesetzmäßigen Verschleiß des Organismus? Äußert sich in Geburt und Tod nicht genau derselbe Lebens-

rhythmus, den wir in Frühling, Sommer, Herbst und Winter beobachten? Und ist der Tod etwas anderes als der Schluß-Takt in diesem Lebensrhythmus?

Das sieht im ersten Augenblick sehr plausibel aus. Allerdings muß es zu denken geben, daß der Arzt kaum je einem Sterbenden zu sagen wagt, welcher höchst natürliche Vorgang ihm jetzt bevorstehe. Warum darf man denn die Dinge, wenn sie wirklich so furchtbar »natürlich« sind, nicht beim Namen nennen? Warum muß man Verschleierungs- und Ablenkungsmanöver inszenieren? Sollte vielleicht doch noch etwas, und zwar etwas ganz anderes als dieses Natürliche, hinter dem Sterben sichtbar werden?

Ich las kürzlich im Tagebuch eines jungen, gefallenen Fliegers folgenden Bericht:

Er wollte einen Fliederstrauß pflücken. Als er nun das Gebüsch auseinanderbog, sah er unter den Blütensträuchern die halbverweste Leiche eines Soldaten. Er fuhr entsetzt zurück — nicht etwa, weil er noch keinen Toten gesehen hätte. Er hatte im Gegenteil schon viel zu viele in seinem jungen Leben gesehen. Er fuhr zurück, weil ihn der Widerspruch anschrte zwischen dem toten Menschen und dem Blütenstrauch. Wäre er nur auf einen verwelkten Fliederbusch gestoßen, so würde er nicht so erschrocken sein. Ein blühender Fliederbusch wird doch einmal ein verwelkter Fliederbusch werden — das ist wirklich ein Ausdruck des Lebensrhythmus —, aber daß der Mensch hier in seinem verwesten Zustand darunterlag, das war etwas, das nicht in die blühende Natur passen wollte. Darum zuckte er zurück. Er spürte, daß dieser tote Kamerad irgendwie im Gegensatz stand zu dem Lebensplan des Schöpfers. Er fühlte, daß der Tote wie ein Fremdkörper in der blühenden Gotteswelt lag. Er hatte eine Ahnung davon bekommen, daß der Tod des Menschen eine Unnatur ist. Der junge Flieger war mit seinem Erschrecken der Welt des Neuen Testaments und seiner Botschaft vom Tode sicherlich näher als die Leute, die immer von der »Natürlichkeit« des menschlichen Sterbens faseln.

Wenn Jesus Christus die Kranken heilt und wenn er Tote erweckt, liegt darin die programmatische These: Krankheit und Tod sollten eben *nicht* sein. Dies alles ist — in einem tie-

feren als nur biologischen Sinn — die leibhaftige Unnatur. Das ist wider die Bestimmung, das ist wider die Konzeption der Schöpfung — das ist *Unordnung*.

Darum ist der Tod für die Bibel nicht einfach ein Stück Natur, sondern die natürlichen Vorgänge — die selbstverständlich nicht bestritten werden — sind nur das Vehikel, in dem der »letzte Feind« einherfährt. Darum muß auch diese ganze Unnatur, muß diese Ordnung, diese »Verkrachtheit« der Welt weichen, wenn Jesus Christus kommt und unsere Hand wieder in die Hand des Vaters legt.

Die biologischen Prozesse des Sterbens gehen dann freilich noch weiter. Aber das Gericht ist weg. Der Tod bekommt dann sozusagen eine andere Qualität: Er hört auf, die feindliche Schranke zu sein, die zwischen Zeit und Ewigkeit heruntergelassen wird und uns gewaltsam in unsere Endlichkeit zurückwirft. Der Tod wird jetzt zur Brücke und zum Übergang. Man muß einmal die Sterbelieder unserer Kirche lesen, um das zu begreifen:

»Er reißet durch den Tod,
durch Welt, durch Sünd, durch Not,
er reißet durch die Höll',
ich bin stets sein Gesell« —

so singt Paul Gerhardt. Das also ist mit dem Satz gemeint, daß dem Tode der Stachel genommen sei: Dann vollzieht sich im Sterben nicht mehr das Gericht des Davonmüssens, sondern dann wird es zur Seligkeit des Heimgehendürfens, denn nun erwartet mich mein Herr auf der anderen Seite des dunklen Grabens und geleitet mich aus dem Glauben ins Schauen, aus der Welt des dunklen Spiegels an den Tisch des Vaters. »Läset auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?« So ist es nun mit dem Tod, so ist das.

Wenn ich sage: »Ich muß davon«, dann sind die Werte und Inhalte meines Lebens — mein Haus, mein Garten, meine Briefmarkensammlung, mein Beruf — der Maßstab, an dem ich das Abschiednehmen messe. Wenn ich sagen kann: »Ich darf heimgehen«, dann gibt es einen Punkt in meinem Leben, wo auch das Größte zum wesenlosen Schein wird und ich nur noch den Strand der Heimat sehe, an dem ich erwartet werde.

Sicher gibt uns das viele Fragen auf, und ich kann nicht einmal versuchen, die Wege des Denkens hier einfach zu glätten. Die Übermacht dieser Wahrheit ist zu groß, als daß wir ihr anders nahen könnten als so, daß wir das Geheimnis verehren. Aber ich möchte fragen: Spüren wir nicht auch dann, wenn wir im Tode zunächst und vor allem ein Naturereignis sehen, das wir auf biologische Formeln bringen können, einen unauflösbaren Rest und einen rätselhaften Faktor X? Müssen wir nicht dem Psychiater Alfred E. Hoche zustimmen, wenn er — und wahrhaftig nicht zur Verteidigung biblischer Texte! — in seiner bekannten Biographie »Jahresringe« sagt: »Der Mensch kann sein Sterben nicht verstehen. Der Gedanke dünkt ihn unerträglich, daß diese ganze Welt der Liebe und Freundschaft, die Welt seiner Arbeit und Anhänglichkeit, einfach weggewischt werden soll; unerträglich, am Wegrand niederzusinken, während die anderen weitergehen, plaudernd, als wäre nichts geschehen . . . Das spottet aller Logik.«

In der Tat: Das geht in keine biologischen Kategorien ein, denn hier meldet sich das X, von dem die Bibel redet, wenn sie auf den Gerichtshintergrund unserer Endlichkeit deutet.

Immer, wenn ich am Grabe eines Menschen stehe, dessen Leben mit Sinn gefüllt war, der geliebt hat und geliebt wurde, dann überfällt mich das rebellische Gefühl: Da ist ein Mensch, der mit allen Fasern seines Herzens an menschliche Gemeinschaft gebunden war, vielleicht war er auch im Frieden mit Gott, und nun muß er davon »wie ein Vieh«. Darf dieser Tod sein? *Darf* es diese Grenze, *darf* es diesen Abgrund noch geben, wenn einer an der Hand des lebendigen Gottes ist? Das ist der Protest gegen das Sterben, der in uns aufklingt, wenn wir eine Ahnung von dem Leben haben, zu dem der Mensch *eigentlich* bestimmt ist. Und wir können die Klage Hölderlins verstehen, wenn er im Hyperion sagt: »Gott möge mir verzeihen, aber ich verstehe den Tod nicht in seiner Welt.«

Niemand von uns kann den Jubel des Neuen Testaments begreifen, der über den Totenerweckungen und Auferstehungsberichten klingt, keiner kann den Glanz ermessen, der über dem 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes liegt, wenn er diese dunkle Folie im Hintergrund nicht gesehen hat.

Ein erstes Aufleuchten von Verheißung, die dann erst die Auferstehungsbotschaft zu ihrer Fülle kommen läßt, ist frei-

lich schon hier in unserer Urgeschichte spürbar, und zwar in einem sehr diskreten, beinahe versteckten Gedanken:

Gott hatte das Essen von dem Baum in der Mitte des Gartens mit der Drohung verboten: »Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.« Nun *hat* der Mensch davon gegessen, und der Blitzstrahl des Gerichtes fährt neben ihn in jenen Boden, der fortan Dornen und Disteln tragen soll; er trifft auch die Schlange. Den Menschen also ereilt der angekündigte Tod *nicht* auf der Stelle. Statt daß er jetzt und sofort sterben muß, wird nur das Geschick der Sterblichkeit über ihn verhängt. Er darf also noch weiterleben, wenn auch im *Schatten* des Todes. Er bekommt eine Frist.

So ist mitten im Gericht das verborgene Geheimnis der Begnadung mächtig.

Wieder spannt sich der Bogen zum Neuen Testament hin, wo das alles vergrößert wird, wo es plastischer und in erhöhter Leuchtkraft sichtbar wird:

Der unfruchtbare Feigenbaum wird nicht sofort abgehauen, sondern bekommt ein weiteres Jahr der Bewährung. Unsere Lebensuhr wird noch einmal zurückgestellt, damit wir »erkennen zu dieser unserer Zeit, was zu unserem Frieden dient«. »Diese Nacht wird man deine Seele fordern«, sagt der Herr in der Geschichte vom reichen Kornbauern. Wer bin ich, wo stehe ich? Aber eben erst in der *kommenden* Nacht wird meine Seele gefordert. Heute darf ich noch leben. Heute kann ich die Frage noch beantworten, ob ich mir an meinen gefüllten Scheunen, an meinem Erfolg, an meinem Komfort, an meinem Ansehen und Prestige genügen lassen will – bis es mich dann mit einem Schlag verläßt! – *oder* ob ich meinen Frieden mit Gott machen und meine ganze Lebensfahrt aufs Heimkommen einrichten will. Heute noch darf ich nach dem Ausschau halten, zu dem ich – davonmüssend und doch heimkehren dürfend – einmal sagen darf: »Wenn ich einmal soll scheiden, so scheid nicht von mir!« – Du bist es ja, der in meine Welt der Vergänglichkeit gekommen ist und der die Mächte der Schuld, des Leides und des Todes für mich getragen hat; du willst nun mein Kamerad und Bruder sein, wenn es so mit mir ans Letzte geht und wenn ich ohne Gepäck und allein durch die Bahnsperre muß und kein noch so geliebter Mensch mit mir gehen kann – außer dir, der ein Herr ist über Zeit *und* Ewigkeit.

Adam muß also das Paradies verlassen. Wir haben es alle im Rücken. Und nur Toren meinen, es noch einmal auf dieser Erde begründen zu können. Alle, die dem Menschen den Himmel auf Erden versprochen, haben in der Regel das Leben zur Hölle gemacht. Nein, der Cherub steht hinter uns, und kein Weg führt zurück. Wir haben nicht die Verheißung, daß die Last der Vergänglichkeit von uns genommen wird.

Aber Adam, wir alle, du und ich, wir dürfen ein Stück weiterleben. Inmitten des Dunkels von Leid und Tod, das wir selbst heraufbeschworen, wird Gott seine Gnadenzeichen leuchten lassen, um uns zu verkündigen: Ich habe dich nicht vergessen, ich habe dich je und je geliebt und ich will der Stern bleiben, auf den du schauen, und die Quelle, von der du trinken darfst, und der Friede, der dich in allem Erdenstreit umhüllt wie ein bergender Mantel. So läßt er den Regenbogen der Versöhnung über allen Wettern aufleuchten, so schenkt er uns das Lächeln eines Kindes und ein gutes Wort, eine Heilung in der Krankheit und eine Rückkehr aus den Gefangenschaften. Immer leuchten die Zinnen des Vaterhauses plötzlich auf, während wir den Staub der Fremde treten. In den Flüchtlingstrecken wandert der Heiland neben uns, denn er war selbst heimatlos und wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Im Krankensaal liegt er neben uns als einer, der auch geschlagen war. Und doch ist er zugleich der Arzt, der uns heilt.

So sind Gottes Gerichte immer, wenn sie es schwer und dunkel in unserem Leben werden lassen und wir »davonmüssen«: Auch im größten Dunkel gibt sich die winkende, die gute, die nach Hause rufende Hand zu erkennen.

Die anderen Gerichte, von denen in unserem Text die Rede ist, weisen auf das gleiche Geheimnis hin, denn die Frage des Todes schlummert nun in allem, was wir erleben:

Wo ein Kindlein geboren wird, da geschieht es unter Schmerzen, da gibt es die »schwere Stunde«, und auch der Tod ist nicht allzu ferne. Was einmal der Schöpfungsseggen der Fruchtbarkeit gewesen und in eine Symphonie der Freude eingehüllt war, ist nun ebenfalls zweideutig geworden und an die Grenze des Dunkels gerückt. Wo neues Leben entsteht, da ist auch Schmerz, da ist Angst und da rauschen die Fittiche des Todes.

So wird der Eva verkündet: »Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären.« Auch im Symbol der Unterworfenheit des Weibes werden Knechtschaft und Sklaverei überhaupt angedeutet, die unsere Welt beherrschen werden.

Aber auch hier ruht der heimliche, in das Dunkel eingewickelte Segen:

Die Bedrängnis unseres Lebens soll das Wissen offenhalten, daß »diese arme Erde nicht unsere Heimat ist« und daß wir auf einen neuen Himmel und eine neue Erde warten, in der kein Leid und kein Geschrei mehr ist, in der die Tränen von allen Augen gewischt werden und der letzte Feind seine Macht verloren hat. Wer von uns möchte denn auch die dunkelsten Stunden des Leides in seinem Leben missen, wenn er auf sie zurückblickt: die Stunden der Gefangenschaft und der völligen Aussichtslosigkeit, die Stunden des beruflichen Mißerfolgs und der schmerzlichsten Abschiede? Hätten wir je erfahren, wie Gott trösten kann, wie treu er mit seinem Gedenken und wie pünktlich er mit seinen Verheißungen ist? (»Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf mit Macht herein.«) Hätten wir das je erfahren können, wenn wir nicht im Finstern, im Schatten des Todes gesessen hätten? Gottes Sterne sieht man nur aus den tiefsten Brunnen, und daß er uns hört, merken wir nur, wenn wir aus der Tiefe zu ihm rufen.

So sind wir überall von tröstlichen Signalen und Leuchtfeuern umgeben. Sie blinken uns zu, daß einer da ist, der den Kurs unseres Lebens bestimmt, daß er uns nach Hause geleitet und daß wir in dem Nebel, der uns den morgigen Tag verhüllt, und in den Stürmen, vor denen uns graut, nicht allein und nicht verlassen sind.

Wir wissen oft nicht den Sinn, aber wir glauben an den, der den Sinn weiß. Das ist das Geheimnis unseres Christenlebens. Damit gehen wir dann durch die Rätsel unseres Lebens mitten hindurch.

Nie können wir sagen: »Deshalb, weil etwas so und so ist, geschieht gerade mir dies und das.« Damit kommen wir nicht durch. Bleibt uns dieses »Deshalb, weil...« nicht im Halse stecken, wenn wir an die Millionen Toten der letzten Kriege denken, an das unterirdische Entsetzen in den Kellern, an die

erschlagenen Frauen und Kinder? Wir *wissen* eben nicht, warum das so sein mußte, aber wir können nun sagen: »Dennoch bleibe ich stets an dir.«

Denn genau wie unser Tod nicht nur ein biologischer Prozeß ist, so ist auch das Massensterben kein geschichtlicher Ablauf, der nach ewigen, ehernen Gesetzen aus sich selbst abrollte. Nein, es lebt ein wachendes und sorgendes Herz, an dem das alles vorüber muß, ehe es bei mir ankommt. Es gibt eine geheime Zensurstelle, an der kein Geschick, das uns treffen will, sich vorüberdrücken kann, ohne daß es auf Herz und Nieren geprüft wird, ob es uns zum Besten dient.

Darum ist es gar nicht so furchtbar wichtig, *was* uns in unserem Leben trifft, sondern nur das ist wichtig — wirklich nur dies *eine!* —, ob wir's aus Seiner Hand nehmen und ob wir darauf zu vertrauen wagen, daß es genau nach Maß — nach meinem und deinem Maß — gemacht und darum auch genau richtig ist.

Herr, schicke, was du willst,
Ein Liebes oder Leides.
Ich bin vergnügt*, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Ist es nicht eigenartig, daß die Christen auf der untergehenden Titanic sangen: »Näher, mein Gott, zu dir«, und dabei die Angst vor dem eisig Verschlingenden des Atlantik verloren? Sie sangen eben nicht: »Ferner rückt ihr nun, ihr goldenen Geschmeide in meiner Kabine, ihr Akten über große Abschlüsse im Schiffstresor; ferner rückt ihr nun, ihr Lieben in Europa, viel ferner als Tausende von geographischen Meilen — denn ich werde euch nun für immer entrissen.« Nein, so sangen und dachten sie nicht. Es ging nicht um ein Verlassen und Fernrücken, sondern es ging um ein Näherkommen: näher, mein Gott, zu dir.

Wir müssen nun nicht erst mit dem Schiff untergehen oder todkrank sein oder uns in einer Grenzsituation befinden oder auf dem letzten Loch pfeifen, um dieses »Näher, mein Gott, zu dir« bekennen zu können. Wir leben ja noch im Licht, wir haben das Leben vielleicht noch vor uns. Wir freuen uns über unser Haus, über das leuchtende Laub im Herbst, über ein

* So Mörike: vergnügen = Genüge haben, getrost sein.

schönes Bild und über ein musikalisches Werk. Es wäre doch Hochmut und frommer Snobismus, wenn wir das alles als »Erdentand« wegwischen wollten. Damit würden wir den Geber aller Gaben nicht ehren, sondern ihn kränken.

Aber wir sollten nicht darin hängen- und steckenbleiben, sondern sollten durch das, was in unserem Leben so zauberhaft und beglückend sein kann, aber *auch* durch das, was wir an Lasten und Frachten tragen müssen, zu dem hindurchdringen, der uns dies alles schenkt und auch zumutet und der uns in beidem zusignalisiert: »Ich weiß ja um dich. Du brauchst nicht mehr davon ›wie ein Vieh‹, sondern du darfst heimkommen ›wie ein Kind«.

So segnet er die blütenschäumende Jugend und tröstet die Einsamkeit des Alters. Er legt den kleinen Kindern die Hand auf und auch uns, wenn es zu Ende geht. Er schickt uns die Gnaden- und Sternstunden in unserem Leben, *und* ist auch bei uns in den finsternen Tälern mit seinem Stecken und Stab und mit dem Wunder seiner Tröstungen. Er segnet immer. Er ist immer nah; und er verwandelt alles — alles.

Der Kain in uns

DIE GESCHICHTE VON KAIN UND ABEL

ERSTER TEIL

Und Adam erkannte sein Weib Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain und sprach: Ich habe einen Mann gewonnen mit dem Herrn. Und sie fuhr fort und gebar Abel, seinen Bruder. Und Abel ward ein Schäfer; Kain aber ward ein Ackermann.

Es begab sich aber nach etlicher Zeit, daß Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes; und Abel brachte auch von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an.

Da ergrimmte Kain sehr, und seine Gebärde verstellte sich.

Da sprach der Herr zu Kain: Warum ergrimmst du? und warum verstellst sich deine Gebärde? Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie.

Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

1. MOSE 4, 1-8

Die heile Welt der Schöpfung liegt nun dem Menschen im Rücken. Der Cherub mit dem flammenden, hauenden Schwert sorgt dafür, daß es kein Zurück mehr gibt. Die Logik der Ereignisse, die aus einer ersten großen Fehlentscheidung folgen, rollt zwangsläufig ab. Aus dem Griff nach der verbotenen Frucht entwickelt sich jetzt Kains Brudermord, und schon werden die ersten Steine für den Turmbau von Babel zusammengetragen.

Das, was jetzt einsetzt — genau an jenem Horizont, der die heile Welt begrenzt und nach rückwärts abschließt —, nennen wir *Weltgeschichte*. Sie ist der Raum, in den wir alle »geworfen« sind: der Raum, in dem Kain die Axt erhebt und Abel entseelt zu Boden sinkt; der Raum, in dem auf Leben und Tod um den Platz an der Sonne gekämpft wird, in dem der Stärkere seine Triumphe feiert und das Recht von der Willkür bedroht ist; der Raum, in dem nach Goethes Wort der Kampf zwischen Glaube und Unglaube ausgefochten wird und in dem die Wundermänner der Geschichte, die »weltgeschichtlichen Individuen«, kühn dem Abgrund entsteigen, um »den halben Erdkreis zu übersiegen« und schließlich doch wieder in der Tiefe zu verschwinden, aus der sie gekommen sind.

Die Weltgeschichte, das ist der Raum in dem Kains Axt schließlich zu Dynamit und Phosphor, zu Wasserstoffexplosionen und Raumraketen wird.

Man muß genau aufpassen, um die Startsekunde zu erfassen, in der die Weltgeschichte abzurollen beginnt. Dieser Anfangsimpuls, die erste Bewegungsrichtung, wird die Kurve aller weiteren Ereignisse bestimmen. Die knappe, uralte Geschichte

von Kain und Abel ist der Modellfall für alles, was wir in uns selbst und um uns herum erleben können. Wer diesen aufs äußerste verdichteten Extrakt der Geschichte zu entschlüsseln vermag, dem ist nichts Menschliches und auch nichts Göttliches mehr fremd.

Darum müssen wir in besonderer Behutsamkeit vorgehen. Wir schaffen es auch diesmal nicht in einem einzigen Anlauf und müssen *mehrere* Versuche unternehmen, um in dem Urgestein der Geschichte von Kain und Abel einen Pfad zu finden. Nachher aber, wenn wir jenes Bergmassiv durchschritten haben, werden wir uns selber besser kennen als vorher und uns leichter im Gelände unseres eigenen Lebens zurechtfinden.

Wenn man die Geschichte von Kain und Abel nur bis zur Hälfte liest, setzt man sich einem Schock aus. Denn ohne daß das begründet würde, heißt es plötzlich und ganz unvermittelt: »Der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an.« Wir suchen vergeblich nach dem, was man im Rechtsleben eine »Urteilsbegründung« nennt. Gottes merkwürdige Reaktion — das Ja zu Abel und das Nein zu Kain — muß doch irgendeinen Grund, muß doch irgendein Motiv haben! War Abel etwa ein ethisch und religiös besonders hochstehender Mann? War Kain eine fragwürdige Figur, ein heimlicher Rebell?

Vielleicht, aber es wird uns nicht direkt gesagt. Es geht nur um einen Bericht im knappsten Telegrammstil. Da ist bloß das Skelett der Vorkommnisse angedeutet, ohne daß dieses Knochengerüst auch nur ein bißchen mit erzählerischem Fleisch oder gar mit dem Fettansatz epischer Breite umhüllt wäre. Und so sehr wir in diesem archaisch kargen Bericht nach Spuren suchen, die Gottes Verhalten erklären könnten, wir finden vorerst keine, denn alles, was von den beiden Brüdern erzählt wird, scheint genau parallel zu laufen.

Beide stammen von denselben Eltern und haben also, modern gesprochen, die gleiche Erbmasse. Beide üben einen soliden, ich möchte sagen »elementaren«, Beruf aus: Der eine ist Bauer, der andere Hirte. Beide treten an einen Altar, vollziehen also eine religiöse Kulthandlung. Man wird auch annehmen dürfen — obwohl das nicht direkt erwähnt wird —, daß beide Elitegaben aus ihrem Bereich darbrachten: Abel das beste

Schaf von seiner Herde, und Kain die edelsten Früchte aus seiner Ernte.

Doch das alles ist nur in punktierten Linien angedeutet, bleibt unbetont und ist nur die Ouvertüre für das erste Bild, das wir erblicken, wenn der Vorhang sich nun wirklich hebt: Der eine wird angenommen und der andere verworfen. Abel geht als ein Gesegneter davon. Kains Gebärden aber verstellen sich, und er brüet Unheil.

Am Altar Gottes, mitten im frommen Kult, verschlingen sich die Schicksalsfäden zu den ersten Knoten, und es hört nicht mehr auf, bis sich Fangnetze und Verstrickungen gebildet haben. Vom Ende der Geschichte wird es später heißen, daß »das Gericht anfangs an dem Hause Gottes« (1. Petr. 4, 17). Die untreu gewordene Kirche und die götzendienerischen Altäre, von denen Fluch statt Segen, Verwirrung statt Heil ausgegangen ist, werden *zuerst* von den Zornesgerichten Gottes heimgesucht. Auch vom Anfang der Geschichte heißt es hier, daß das Unheil an den Altären begann.

Wer nur ein wenig Instinkt für das Unheimliche hat, der spürt, wie in dieser Ballade von Kain und Abel Ungeheures ausgesagt und auf die Hintergründe der Welt angespielt wird. Hier klingt irgendein dunkler Ton auf, dem wir nachgehen müssen.

Zunächst jedenfalls, wenn wir an das Fehlen jeder Urteilsbegründung denken, stehen wir vor der Frage: Sollte etwa alles nur daran liegen, ob jemand Gott paßt oder ob er ihm nicht paßt? Hat Kain aus irgendeinem Grunde Gott eben nicht »gepaßt«?

Es ist eine Stimme in uns, die möchte dieser melancholischen Frage zustimmen. Sehen wir nicht ähnliches überall im Leben bestätigt?

Da gibt es Leute, die brav und in ihrer Weise tüchtig sind, aber es fehlt ihnen das Glück. Im Examen kommen sie an das einzige Thema, auf das sie sich *nicht* vorbereitet haben. Wenn sie mit dem Auto fahren, hört die grüne Welle immer gerade auf. Und von den vielen netten Mädchen, denen sie begegnen, erwischen sie gerade die *eine* »böse Hilde«. Sie sind Pechvögel. Das könnte vielleicht der Typ sein, der Gott nicht paßt und den er zappeln läßt, oder?

Und da sind wieder andere Leute, denen alles glatt von der

Hand geht: Ihre Kinder schreiben nur Einsen in der Schule, sie brauchen nie zum Zahnarzt und brauchen nur zu lächeln, dann liegt ihnen alles zu Füßen. Das sind anscheinend die Sonntagskinder des lieben Gottes, die ihm eben passen und recht sind. »Denn die einen sind im Dunkeln und die andern sind im Licht.« Die Dreigroschenoper weiß von diesem traurigen Verteilungsschlüssel ja einiges zu singen und zu sagen. Sollte das aber wirklich alles sein, was die Bibel von jener Freiheit Gottes zu sagen hat, von jener Freiheit, die ihn angeblich tun läßt, was er will, und die durch die Blume zu verstehen gibt, daß Gott launisch sei? Sollten die Krippe in Bethlehem und das Kreuz auf Golgatha, sollte das Vaterunser und das Hohepriesterliche Gebet des Herrn wirklich nichts anderes zu verkünden haben als dieses eine harte, bedrängende Faktum, daß Gott eben tun kann, was er will, daß er Abel zu seinem Liebling erkürt und auf Kain einen »Pik« hat? Das ist wohl nicht gut möglich. Aber wie soll es denn sonst verstanden werden?

Ein erster Hinweis auf das Geheimnis dieser merkwürdigen Zusammenhänge mag darin liegen, daß schon die Namen Kain und Abel einen enthüllenden Bedeutungsgehalt haben:

Kain nämlich heißt »Ich habe einen Mann erworben«. Damit deutet Eva als stolze Mutter an, daß dieser Sohn die Würde des Erstgeborenen tragen und daß er für sie der Inbegriff von Macht und Stärke sein soll.

Abel dagegen bedeutet so viel wie »Nichtigkeit, Hinfälligkeit«. Der jüngere Bruder soll also von Anfang an im Schatten des Älteren stehen. Er ist für die zweite Geige vorgesehen. Er ist der Repräsentant der grundsätzlich Zu-kurz-Gekommenen. Er ist der notorisch Deklassierte. Alles, was sich im folgenden an dramatischer Spannung zusammenballt und sich schließlich in der Katastrophe des Brudermordes entlädt, stammt letzten Endes aus jener Ungleichheit der Rollen, in denen sich Kain und Abel und alle anderen vorfinden: daß die einen eine begünstigte Ausgangschance haben und wie Kain mit Erstgeburtsprivilegien ausgestattet sind, während die anderen Nachschattengewächse und Niemande sind.

Hat die Mutter Eva recht getan, daß sie durch Vorziehen und Benachteiligen dieses Schicksal der Ungleichheit den beiden

schon in die Wiege legte? Nun, Eva handelt jetzt außerhalb des Paradieses; sie ist die Urmutter der Weltgeschichte — und da geht es eben so zu. Auch die größten Taten haben eine geheime Nachtseite, und die Keime des Furchtbaren gehen in allen Blütenträumen mit auf.

So steht Kain von Anfang an unter der Suggestion, daß ihm in allem das erste Recht gebühre. Der Wille zur Macht und die egoistische Selbstbehauptung, die ihm und auch uns im Blut liegen — wir sind ja alle Kains Kinder! —, erscheinen ihm legitim. Abel ist für ihn keineswegs der Nächste, der sein eigenes Lebensrecht hätte; Abel ist weder Partner noch gar Bruder für ihn, sondern er ist zum Ausnutzen da: Ich, Kain, bin der Star und bin der Privilegierte, Abel aber ist nur Statist auf der Bühne. Abel ist für mich nur interessant, soweit und solange er mir nützlich ist, solange er meiner Karriere dient, solange ich Geschäfte mit ihm machen kann. Abgesehen davon — als »Mensch« also — ist er für mich nicht existent, ist er eine *quantité négligeable*.

Die Gestalt Kains spricht wirklich Bände. Sie ist geradezu ein Symbol. Sie plaudert alles an Menschenverachtung und Zynismus gegenüber unserem Nächsten aus, was sich ebenso in *meinem* Herzen birgt. Denn auch ich habe ja den kainitischen Trieb in mir, mich selbst zum Mittelpunkt zu machen und alle anderen nur danach einzutaxieren, ob sie mir nützlich oder schädlich sind. Ich bin ein kleiner Machiavelli, für den sich die Menschen in Freunde und Feinde zerlegen und dem das Antlitz des Nächsten mehr und mehr zu entschwinden droht.

Freilich spielen sich alle diese Gefühle zunächst im Verborgenen ab. Wahrscheinlich ist Kain sich selbst nicht darüber klar, was in ihm vorgeht. Es braucht seine Zeit, bis diese geheime Stichel- flamme in seinem Herzen zum offenen Brand wird.

Zunächst gehen die beiden noch miteinander zu ihren Altären. Auch Kain ist nicht gottlos, er ist durchaus ein Mann des frommen Kultes. Aber was besagt das schon? Sind nicht auch die Pharisäer und Schriftgelehrten im Tempel gewesen? Haben nicht auch die Renaissancepäpste Messen zelebriert? Könnte es nicht sein, daß mancher treue Kirchgänger, der beim Vaterunser spricht: »Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern«, seine Schuld gerade nicht vergeben haben will, weil er sie gar nicht einzusehen wünscht? Daß er auch seinem

Beleidiger, seinem Schikaneur, *keineswegs* zu vergeben bereit ist, daß er im Gegenteil immer neues Öl in seine Haßflammen gießt und im Grunde sogar eine solche Erhitzung seines Herzens will und auf eine perverse Art genießt? Es gibt ja so etwas wie eine Wollust des Hasses!

Was bedeutet es also schon, daß Kain am Altar steht! Unser böses Herz kann auch in frommen Zonen Unheil schmieden, und während wir Choräle singen, können in unseren Kellern die Wölfe heulen.

Indem Kain opfert, ist er vielleicht sehr weit von Gott entfernt.

Er hält es für selbstverständlich, daß Gott sich zu ihm bekennt, daß er ihn in seiner Rolle als Stärkeren bestätigt. Er meint vielleicht, es müsse so sein, daß Gott mit den stärksten Kanonen, mit den dicksten Wagen und mit dem sozialen Vorrang ist. Und genauso bildet es kein Problem für ihn, daß auch die Bewertungsskala *Gottes* diesen Abel in die Rubrik verweist »ferner liefern«. Denn ganz entsprechend, wie Kain von *Abel* erwartet, daß er nach seiner Flöte tanzt, so erwartet er das auch von *Gott*: Gott soll so tanzen, wie Kain pfeift. Denn Gott wird für Kain unter der Hand eine Art Himmelsfunktionär, der genau das auszuführen hat, was Kain in seinen Wünschen erträumt und was nach seinen Wertmaßstäben richtig ist, wodurch er sich also bestätigt fühlen kann.

Auch darin ist Kain der exemplarische Fall des Menschen überhaupt: Wenn Gott sich die Freiheit nimmt und etwas tut, was wir nicht verstehen und was uns gegen den Strich geht, dann sind wir sofort mit der Frage bei der Hand — sie trat uns schon in mancherlei Variationen entgegen —: »Wie kann Gott das zulassen?«

Hiob zum Beispiel hielt es für richtig, daß es den Frommen gut und den Bösen schlecht gehen müsse. Solange Gott im Sinn dieses seines Lieblingsgedankens, im Sinn seiner Vorstellung von der sittlichen Weltordnung »spurte«, war er im Recht. Bei der ersten Gelegenheit aber, wo Gott etwas tat, was *nicht* in jenes Koordinatensystem paßte, wo seine Kinder starben, sein Haus abbrannte und seine Herden vernichtet wurden, begann er zu streiken und zog sich in den Schmollwinkel des religiös Enttäuschten zurück. —

Als der Pfarrer in Ernst Wiecherts »Jerominkindern« die Ka-

tastrophe des Krieges und die Exzesse der Unmenschlichkeit nicht mehr versteht, als er das alles mit seiner Vorstellung von einem gerechten Gott nicht mehr in Einklang zu bringen vermag, ballt er die Faust wider den Gekreuzigten. Statt der Hand Gottes, die angeblich die Zügel der Welt halten soll, sieht er nur noch Gespensterhände und sagt zu einem jungen Menschen: »Er ist nicht, er war nicht, er wird niemals sein. Nicht so, wie geschrieben steht.«

Wenn Gottes Gedanken einmal *wirklich* höher sind als unsere Gedanken, dann betrachten wir ihn als widerlegt. Denn wir wollen unter allen Umständen, daß *unsere* Gedanken das Programm sind, nach dem Gott handelt. Doch nun geschieht es, daß Gott dauernd eben jenes menschliche, allzu menschliche Bild, das wir uns von ihm machen, widerlegt. Wir aber halten *ihn* für widerlegt.

So steht Kain im Grunde mit einem gottlosen Herzen am Altar Gottes. Gott handelt nämlich hier nicht nach seinem Programm — genausowenig, wie er nach Hiobs Programm handelte. Er reagiert anders, als Kain es erwartet und für richtig hält:

Nach Kains Erwartungen hätte es so sein müssen, daß sein Opferrauch wie ein erhabener Pilz zum Himmel steigt. Das gilt nämlich als uraltes Zeichen dafür, daß Gott eine fromme Gabe mit Dank entgegennimmt. Bei Abel aber hätte es, so meinte wohl Kain, gemäß seinem nachgeordneten Rang nur ein dünnes, verwehendes Rauchschwänzchen geben dürfen, das kümmerlich und geduckt am Boden entlang gekrochen wäre. Aber es war gerade umgekehrt. Abels Opferrauch stieg zum Himmel empor, und Kains Opfer wurde nicht angenommen.

Gott bringt also Kains Wertordnungen durcheinander. Folglich ist Gott jemand, den man hassen muß, denn er erlaubt sich, einen Strich durch unsere Rechnungen zu machen. Oder: Folglich ist Gott jemand, den es gar nicht gibt. Was hat denn Gott für ein Alibi vorzuweisen? Wie sollte jemand existieren, der allem widerspricht, was ich für sinnvoll halte? »Er ist nicht, er war nicht, er wird niemals sein. Nicht so, wie geschrieben steht«, hatte der Pfarrer in den »Jerominkindern« gesagt, als er Gott nicht mehr verstand.

»Da ergrimmte Kain sehr und seine Gebärde verstellte sich.«
Wir wissen jetzt, gegen wen er mit verzerrierter Gebärde pro-

testiert. Es ist niemand anderes als Gott. Denn Gott legt sich quer zu allem, was Kain für richtig hält. Gott versagt ihm die gewünschte Selbstbestätigung.

Bis dahin ist alles, wenn ich es zugespitzt ausdrücke, noch auf den »religiösen Sektor« beschränkt. Es geht noch um die ersten Stadien in einer Geschichte der Auflehnung. Aber schon im nächsten Augenblick greift dieses heimliche Drama zwischen Kain und Gott auch in den Bereich der äußeren Realitäten und in den Bezirk der Mitmenschlichkeit über. Mit der Absage an Gott ist auch die Absage an den Bruder gegeben. Wer Gott haßt, der haßt auch den Nächsten. Die Form dieses Hasses ist der Neid. Kain ist zerfressen und verzehrt von Mißgunst.

Wir müssen einen Augenblick darüber nachdenken, was der Neid mit der Gottlosigkeit zu tun hat.

Wir heutigen Menschen neigen ja dazu, alles zu psychologisieren und damit zu verharmlosen. Neid ist für uns so etwas wie ein Komplex, wie irgendein Minderwertigkeitsgefühl, das möglicherweise auf ein Jugendtrauma zurückgeht. In Wirklichkeit passiert aber viel mehr, wenn wir neidisch sind. Und da das Neidischsein ein elementarer Vorgang in uns ist, da er zerrüttend, quälend und zerstörend sein kann, müssen wir hier sehr genau hinsehen.

Was ist also Neid?

Wenn ich neidisch bin, sehe ich den anderen nicht mehr als »Menschen«, nicht mehr als jemanden also, den Gott mir so, wie er ist, auf den Weg gestellt und mit bestimmten Gaben und Erfolgen ausgestattet hat, sondern ich sehe nur noch etwas *an* ihm, und zwar meist eine Äußerlichkeit. Vielleicht sehe ich in dem anderen nur den Autobesitzer, während ich mich selbst auf dem Fahrrad abstrample. Vielleicht hat er auch nur einen stärkeren Wagen als ich, oder sein Kind hat eine Puppe, die augenrollen und »Mama« sagen kann, während das meine mit einer billigen Volksausgabe aus dem Warenhaus spielt (und sich dabei sehr wohl fühlt!). Oder die Nachbarin hat eine bessere Staubsaugermarke oder der Kollege einen Arbeitsplatz näher am Fenster. Oder ein Parlamentarier zählt nach jeder Rede die Druckzeilen, die die Presse darüber bringt, und ärgert sich, wenn sein Konkurrent im Durchschnitt zwölf Worte mehr für sich verbuchen kann. Oder eine Filmdiva mißt nach, ob ihr Bild in der Illustrierten nicht ein paar Quadratzentimeter klei-

ner ist als das ihrer Nebenbuhlerin. Oder: Kain paßt auf, ob Abel mit seiner Herde nicht einen höheren Jahresertrag herauswirtschaftet, als er — Kain — das mit seiner Landbestellung fertigbringt.

Es ist unglaublich, an welchen Nichtigkeiten sich der Neid entzündet, und wie sehr ich also den anderen, den ich beneide, insofern degradiere, als ich in ihm nur noch den Träger solcher Nichtigkeiten sehe. An diesen vordergründigen Unterschieden, an diesen kleinsten Prestigedifferenzen kann ich mich förmlich zerreiben. Das kann mir die Nachtruhe rauben. Den anderen Menschen sehe ich darüber gar nicht mehr. Er ist für mich nur noch — und wie schrecklich ist das! — der Repräsentant von kleinen und belanglosen Vorteilen.

Wie sehr mir darüber tatsächlich der Nächste als Mensch entwindet, ist mir einmal klargeworden, als jemand zu mir kam und neiderfüllt sagte: »Sehen Sie, ich habe immer Pech, obwohl ich mich viel mehr anstrenge als Herr X und bestimmt genau soviele Köpfe habe. Aber Herr X zieht immer das große Los. Seine Kinder kriegen ständig Prämien in der Schule, während ich meine Fröschchen für teures Geld auf eine auswärtige Penne schicken muß. Auch mit meinem Personal habe ich dauernd Pech; Herr X aber hat Mitarbeiter, die Gold wert sind. Ja, mit solchen Leuten kann man etwas auf die Beine stellen; das ist keine Kunst.« — So ging die Litanei noch lange weiter.

Schließlich hatte er über dem ewigen Vergleichen ebenfalls verstellte Gebärden bekommen, ähnlich wie Kain.

Ich sagte ihm dann: »Sie würden also gerne in vielem mit Herrn X tauschen?« —

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte er. —

»Aber sehen Sie mal«, fuhr ich fort, »eine solche Tauschaktion ist immer unteilbar, lieber Herr Y. Darum frage ich Sie: Würden Sie in allem — wirklich in *allem!* — mit Herrn X tauschen wollen? Mit seiner Ehe, mit seiner Gesundheit, mit seinem Lebensalter — er hat schon die ersten Kreislaufstörungen! —, mit seinem Temperament, seinen Überzeugungen, seinem Glauben?« —

Herr Y sah mich etwas verdutzt an und meinte dann: »Mit *allem* würde ich vielleicht doch nicht tauschen, denn dazu kenne ich ihn zu wenig und wüßte deshalb nicht, *was* ich dann alles eintauschen und schließlich *mit* in Kauf nehmen müßte.« —

»Sehen Sie«, so schloß ich dann die Unterredung, »Sie sind vom Neid zerfressen, aber Sie haben bei alledem nur etwas *an* Herrn X beneidet, Sie haben auch nur etwas *an* ihm gesehen. Er selbst steht für Sie im Dunkel und ist unerkannt. Wer dieser Herr X *wirklich* ist – mit seinen heimlichen Sorgen und Wunden, mit alledem, woran er hoffnungslos herumbohrt und woran er scheitert, ohne daß es irgend jemand sieht –, wer er *wirklich* ist, wer er im *geheimen* ist und wie ihn nur Gott allein kennt, das wissen Sie nicht und das interessiert Sie schließlich auch gar nicht. Haben Sie einmal für Herrn X gebetet? Nur wenn Sie das in Liebe fertigbrächten, würden Sie eine Ahnung davon bekommen, daß Herr X unter den Augen Gottes noch etwas ganz anderes ist, als was Sie an ihm zu sehen belieben, wenn Sie voller Neid seine Fassaden mustern.«

So ist es in der Tat: Nur wer etwas davon weiß, daß wir Kinder sind, die einen Vater haben – einen Vater, der allein uns kennt –, daß wir alle vergebungs- und hilfsbedürftig sind; daß wir aus heimlichen Wunden bluten und Dunkelheit in unserem Leben haben, um die kein Mensch weiß, für die aber Jesus da ist: nur der kann einen anderen Menschen aus Gottes Hand annehmen und kann ihn dann so stehen lassen, wie er ist – selbst wenn es ihm schwerfällt und wenn der Neid in ihm emporzüngeln will.

Aber weil das so ist, darum wird es völlig aussichtslos, wenn ich den Neid nur mit Willenskraft und Autosuggestion und mit dem Versuch bekämpfe, die Abrechnung mit dem anderen zu frisieren und bei den ewigen Vergleichen günstigere Resultate für mich herauszudividieren. Der Neid läßt sich vielmehr nur so bekämpfen, daß ich mir einen neuen *Glauben* schenken lasse, einen Glauben, der den anderen so annimmt, wie er mir von höherer Hand geschickt ist: als jemanden, der im Plan Gottes seinen Ort und seine Funktion hat – genau wie ich selbst! –; als jemanden, der mir den Auftrag der Liebe überbringt und in dem mir die höheren Gedanken Gottes begegnen.

Wie kann ich das alles aber tun und vollbringen, wenn ich mit *dem* zerfallen bin, der ihn mir geschickt hat und der den anderen eben so sein läßt, wie er ist?

Ich würde mich nun sehr mißverstanden fühlen, wenn man dies mein Wort – ich müsse den anderen aus Gottes Hand entge-

gennehmen – nur für eine fromme Floskel und für einen billigen Pastorentrost hielte. Es ist mir sehr ernst damit, und ich glaube, daß es hierbei um eine Grundrealität unseres Lebens geht. Die Korruption unseres Verhältnisses zum Nächsten und unsere eigene Selbsterstörung – jenes selbstquälerische Handeln, das der Neid in uns anrichtet – kann *wirklich* nur vom Glauben her überwunden werden. Wir müssen den anderen aus Gottes Hand anzunehmen lernen.

Das ist alles, das ist wirklich die ganze Heilung.

Aber wir können ja nur etwas aus dieser Hand annehmen, wenn wir ihr *vertrauen*, auch wenn sie etwas anderes tut, als wir wünschen oder für richtig halten. Kain hat Abel eben nicht angenommen. Darin und in nichts anderem lag der große Jammer. Abel war für den älteren Bruder die große Störung seines Lebenskonzeptes. Darum entzog Kain Gott das Vertrauen, als Gott sich programmwidrig zu seinem Bruder bekannte und ihn, Kain, einen Augenblick lang im Dunkeln ließ. Indem er so an Gott irre wurde, wurde er auch an seinem Bruder irre.

Das alles ist, wie gesagt, zunächst nur ein sehr intimes Kapitel aus der Herzensgeschichte mit Gott. Aber in diesem Innenbezirk, in diesem sogenannten »religiösen Sektor«, befindet sich das Stellwerk, von dem aus alle Weichen unseres Lebens bedient werden:

Zunächst tritt die Geschichte nur so nach außen, daß sich die Gebärden verstellen und daß sie Friedlosigkeit ausstrahlen. Dann folgt der lauende Blick auf den Bruder und jener hell-sichtige Neid, der sofort konstatiert, wo bei Abel irgendein Pluspunkt auftaucht. Dann verdichtet sich der Haß zu Komplexen, und das Bild des Bruders verschwindet hinter Karikaturen und Gespenstern, die die vergiftete Phantasie aus ihm macht. Dann – eine neue Phase! – greift Gott warnend ein, stellt sich Kain in den Weg und sagt ihm von der Sünde, die vor seiner Tür lauert und Verlangen nach ihm hat. Aber wie kann Kain diese Warnung noch hören, wenn er den Warnenden längst von sich abgeschüttelt hat? Dann folgt die Aufforderung an Abel: Komm, laß uns aufs Feld gehen, wir sollten einmal miteinander reden!

Jetzt erst wird das, was als Protest gegen Gott begann und was zunächst noch als Gedanke unter der Decke und im Innenbe-

zirk des Ichs schwelte, zur Tat: Die tödliche Axt saust auf Abel nieder. Doch es geht noch weiter: Aus dem Solo-Haß Kains werden bald Chöre des Hasses und aus dem Solo-Mord Kains folgen Krieg und Kriegsgeschrei und all die brutalen und sublimen Formen des Mordens, die die Geschichte ausgebildet hat. Jener *eine* gefährliche Funke, der im Herzen Kains aufflammte, überstrahlt bald alle Opferfeuer auf den Altären, wird zum Flächenbrand der Blutrache und der Schlachtfelder und wird einmal noch heller und verzehrender sein als »tausend Sonnen« (Robert Jungk) und wird den Erdkreis einäschern.

Warum reden wir so viel von den atomaren Feuern und geben uns der selbstzerstörerischen »Lust am Untergang« hin? Warum frönen wir den Visionen der Angst? Warum haben die Zukunftsromane — wir haben schon darauf hingewiesen — längst aufgehört, vom Fortschritt der Menschheit auf ungeahnte Höhen des Glückes zu schwärmen, warum bringen sie heute nur noch Ausmalungen des Schreckens?

Die Geschichte von Kain und Abel ruft uns zur Ordnung, weil sie uns sagt: Schaut nicht gebannt in die kosmischen Atombrände, die eure Erde bedrohen, sondern achtet auf die kleinen Funken, aus denen sie entstehen, achtet auf den Kain in euch. Geht noch einmal den Weg zum Altar zurück und bringt euer Opfer anders, als Kain es tat. Euer diplomatisches Spiel und eure Friedensorganisationen in allen Ehren, aber das alles ist nur Symptomtherapie, das alles bleibt nur im äußeren Flickwerk stecken, wenn ihr den Weg zu den innersten Krankheitsherden verschmäht und wenn ihr nicht euch selbst auf diesen Opferaltar legt, damit Gott etwas Neues aus euch machen kann! Aus welchem Grund schaut ihr gebannt auf die Sonnenrakete und auf kommende Ausflüge in das Universum? — so fragt uns diese Geschichte. Wollt ihr ablenken von euch selbst, die ihr noch immer aus Kains Wunde blutet? Ich bin eine alte Geschichte aus der Urzeit, aber sie ist eure, sie ist deine Geschichte; und die Frage, die sie dir stellt, reicht weiter als die kosmischen Dimensionen, die ihr nun aufzubrechen euch anschickt.

Ihr denkt immer an die fernsten Ziele, so ruft uns die Ballade von Kain und Abel zu, aber ihr vergeßt, daß alles auf den

Startpunkt ankommt. Ihr steht am Altar und nennt euch Christen und räuchert dem »christlichen Abendland«. Habt ihr denn eine Ahnung, was das heißt? Habt ihr vergessen, daß es hierbei um Gott, um niemand anders als Gott — und eben nicht um den Popanz eines windigen Christentums oder einer noch windigeren Volkskirche geht?

Um Gottes willen, so sagt uns die Geschichte: Es geht um Gott, um deinen Frieden mit ihm; alles andere ist Scharlatanerie, ist religiöser oder humanistischer Rummel, so lange dies *eine* nicht in Ordnung ist. Eure Humanität wird zur Humanitätsduselei, wenn ihr mit der Existenz von Abel nicht fertig werdet, wenn ihr euren Nächsten nicht aus einer hohen und heiligen Hand entgegennehmt, und wenn euch sein Antlitz nicht mehr aus eurem Konkurrenten oder selbst noch aus einer Funktionärsvisage ansieht. —

Es ist mir — darf ich das zum Schluß noch anfügen — eine unablässige Quelle der Verwunderung, daß Jesus Christus kein Reformprogramm für die Beseitigung der Sklaverei, für ein neues Rechts- und Gesellschaftssystem und für eine neue, bessere Weltordnung vorgelegt hat — wie das doch jede Erneuerungsbewegung tut, die nur ein bißchen auf sich hält —. Jesus Christus hat nur gesagt, daß wir einen Vater haben, der uns sucht und der noch um den letzten Schächer und den letzten Henkersknecht unter dem Kreuz trauert und der selbst der großen Sünderin noch einen Funken wahrer Liebe in die Verwesung ihres Herzens hineinschenkt. Und dann läßt er uns *unter* den Augen und *mit* den Augen dieses unseres Vaters unseren Nächsten neu sehen.

Verstehen wir: Er läßt uns nicht die *Gesellschaft* neu sehen und auch nicht die sogenannte Menschheit — was ist das überhaupt? —, sondern er läßt uns den Blinden dort an der Ecke, die Prostituierte in ihrer Selbstverachtung, den reichen Jüngling mit seiner inneren Leere, das alte Weiblein in seiner Verlassenheit *neu sehen*.

Er zeigt uns immer nur den nächsten Menschen, macht uns nur für ein einziges Milligramm der großen Weltlast verantwortlich. Auch er selbst, Jesus Christus, dessen Arme über den Erdkreis gebreitet sind und dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden überantwortet ist, auch er hat Zeit, für den *einen* da zu

sein, der ihn heute nötig hat, auch wenn dieser eine nur ein armer Wicht und wahrhaftig keine Schlüsselfigur für die Christianisierung des Erdkreises ist. Denn dieser eine ist ein Gruß und Auftrag seines Vaters.

Wenn ich diese Botschaft meines Nächsten höre und wenn ich ihr gehorsam bin, dann werde ich den Jammer und den Unfrieden der Welt an *einer* kleinen Stelle unterwandern. Christen sind keine Reformer, aber sie sind Unterwandernde. Die Sanftmütigen, die Liebenden werden den Erdkreis besitzen, weil sie ihn unterwandern. Die Erobernden aber sind zum Scheitern verurteilt. Denn »Täter werden nie den Himmel zwingen« (Reinhold Schneider).

Jesus Christus will den Kain in uns erlösen, und nur so erlöst er die Welt. Die Liebe überwindet alles, weil sie den Jammer der Welt an einer einzigen Stelle unterwandert: an jenem einen Punkt, wo mein Nächster steht – der Nächste, der mir so schwerfällt und der mir's vielleicht auch schwer *macht*. Aber niemand anders als Gott selbst hat ihn dort postiert. Ich kann ihn übersehen und kann an ihm vorübergehen, aber dann laufe ich Gott geradewegs in die Arme. Und wer ist Gott dann für mich, wenn ich es so mache? Was antworte ich ihm, wenn er mich fragt: »Wo ist dein Bruder Abel?«

Wo ist dein Bruder Abel?

DIE GESCHICHTE VON KAIN UND ABEL

ZWEITER TEIL

Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?

1. MOSE 4, 8. 9

Als Kain seinen Bruder erschlagen hat und sich der Vorhang zum Drama der Weltgeschichte hebt, ist mit einem Schlage alles um ihn her verwandelt. Das Band zwischen ihm und Gott und auch das Band zum Mitmenschen ist zerrissen. Er stürzt in eine eisige Verlassenheit. Es gibt niemanden mehr, dem er sich anvertrauen könnte. Das Brüderliche ist aus der Welt gewichen. Er selbst hat es vernichtet.

Auch zu Gott kann er nicht heimkehren, denn er hat ihm ja abgeschworen. Hätte er den noch, dann hätte er in allem Verlassensein wenigstens einen Ort der Geborgenheit. Er könnte sagen: »Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.« Er wüßte dann noch um eine Hand, aus der er alles nehmen könnte, was ihn nun trifft: Verstoßenheit, Alleinsein, Angst — und auch das Urteil der Sühne. Denn solange jene Hand da ist, die gibt und nimmt, und solange ich nach ihr greifen kann und sie nicht mehr loszulassen brauche, bin ich ja nie ganz verlassen. Jeder, der die Briefe Dietrich Bonhoeffers aus der Haft liest, spürt so etwas wie den Druck dieser guten Hand, die auch den dunkelsten Ort zu einer Stätte der Geborgenheit und zur Heimstatt werden läßt:

»Von guten Mächten treu und still umgeben,
behütet und getröstet wunderbar,
so will ich diese Tage mit euch leben . . .«

— das schreibt einer, der den Fäusten des Henkers überantwortet ist und der doch darüber hinwegkommt. Denn er spürt jene erhabene Hand, die einen geheimen Bannkreis der Behütung um ihn schlägt und ihn selbst *dann* noch mit seinen Nächsten verbindet, wenn er durch Kerkermauern von ihnen geschieden ist.

Kain hat alles verloren, darum ist er bis ins Mark hinein der Heimatlose, der »unbehauste Mensch« schlechthin.

Selbst die mütterliche Erde ist ihm untreu geworden, denn sie hat das Blut des Bruders getrunken. Mit der Scholle ist jetzt ein Fluch vermengt, der härter und grausiger ist als jener Bannstrahl Gottes in der Sündenfallgeschichte, bei dem es nur um relativ harmlose Dornen und Disteln und andere Unkräuter ging. Diese feindlichen Gewächse, diese Störenfriede des Gartens und der Landbebauung, sollten doch andeuten — wir er-

innern uns —, daß die Natur nicht mehr bloß Freund und Heimstatt für den Menschen, daß sie nicht mehr der Paradiesgarten Gottes ist, in dem der Mensch Gemeinschaft mit aller Kreatur pflegen darf. Nun wird die Natur auch zum Gegner des Menschen — zu einem Gegner, dem man Erträgnisse *abringen* muß und der sie einem vorenthalten will. Von jetzt an bricht der Kampf ums Dasein in den Frieden des Urstandes.

Auch Kain hat dem Boden die Frucht abtrotzen müssen, denn er ist ja schon eine Gestalt der Geschichte zwischen Sündenfall und Jüngstem Gericht und steht diesseits des Cherubs mit dem hauenden und flammenden Schwert. Jetzt aber hat die Ackerscholle auch noch das Blut seines Bruders getrunken. Nun klagen nicht nur Dornen und Disteln, nun klagt auch dieses Blut an. Und so ist er nicht nur zum Kampf um das Dasein, zum schmerzvollen Ringen um den Boden verurteilt, sondern jetzt wird er darüber hinaus auch von diesem Boden *verbannt*. Der Fluch hat sich sozusagen intensiviert. Kains Gottlosigkeit hat ihn auch menschenlos gemacht. Sein Bruder ist nicht mehr. Und schließlich hat sie ihn auch weltlos gemacht. *Die Erde ist für ihn keine Heimstatt und kein Raum der Geborgenheit mehr.*

Wie groß ist doch die Skala der Möglichkeiten, in der man so etwas aussprechen kann! Auch der Christ kann ja in erstaunlich ähnlicher Weise sagen, daß »diese arme Erde nicht unsere Heimat ist«. Aber wenn wir als Gemeinde so singen und sagen, dann doch nur deshalb, weil uns in Jesus Christus die wahre Heimat, die wahre Geborgenheit aufgegangen ist, und weil nun, an *diesem* Frieden gemessen, unsere bisherigen Zufluchtsstätten — das Geld, das Ansehen, die berufliche Sicherung oder unsere strahlende Gesundheit — als windige Baracken erscheinen, die uns im Grunde kein Zuhause schenken können. Wer den wirklichen Frieden gefunden hat, der durchschaut den Scheinfrieden und die Scheinsicherheit. Wer die wahre Heimat gefunden hat, für den ist alles andere Öde und Wüstenei.

So — also auf *diese* Weise: daß wir die wirklichen Maßstäbe gefunden haben für das, was Heimat ist — erfahren wir, daß die arme Erde nicht unsere Heimat ist.

Aber Kain erfährt es anders. Er erlebt seine Heimatlosigkeit nur negativ; er erlebt sie an seinem Unglück, an seinem Nirgendwo-daheim-Sein: Blickt er nach oben, dann ist der Himmel

stumm, nur die Fratze des fühllosen Schicksals grinst ihn an. Blickt er zur Seite, so gibt es kein vertrautes Herz mehr. Er hat selbst dafür gesorgt, daß es aufhörte zu schlagen. Blickt er nach unten, so hat auch die Erde ihre Mütterlichkeit verloren und erscheint ihm als Erinnye, die vergossenes Blut rächt. So ist Kain ein Umzingelter. Er hat Angst, weil es enger um ihn wird und es keinen Ausweg gibt.

Erinnern wir uns noch, wie das Fluchschicksal in der Sündenfallgeschichte begann? Hier stellte Gott den Menschen, der nach der verbotenen Frucht gegriffen hatte, mit den Worten: »Adam, wo bist du?« Jetzt gibt es ein neues »wo«: »Wo ist dein Bruder Abel?« Gott fragt uns nicht nur, was wir mit *ihm*, sondern er fragt uns auch, was wir mit unserem *Bruder* gemacht haben.

Die Gottesfrage, so können wir das ausdrücken, ist nicht nur in der vertikalen Dimension akut, nicht nur dort also, wo es um Glauben und Beten und Choräle-Singen oder wo es auch um Verzweifeln und Verstummen geht, sondern die Gottesfrage ist genauso in der horizontalen Richtung wirksam: dort, wo es um Gesellschaft und Gemeinschaft, um den Kollegen und den Mitreisenden in der Bahn, um Freunde und um Gegner geht.

Oder sollte es wirklich so etwas wie einen religiösen »Sektor« geben, auf den sich Gott beschränken müßte? Die Urgeschichte hat eine unerbittliche Art, uns gerade *diese* Frage immer neu zu stellen. Sollte Gott nur mit dem Himmel und dem Jenseits zu tun haben, während wir nach eigenem Ermessen unser Diesseits gestalten? Wenn er wirklich nur in diesem Drüben wäre, dann wäre uns in der Tat die Frage erlaubt: Was hat unser Geschäftsbetrieb, unser Beruf oder unser »Job« mit dem Jenseits zu tun? Für den Kaufmann geht es doch ganz simpel nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage und nach dem weiteren Gesetz, daß man die Konkurrenz in der Witterung für die Marktverhältnisse übertreffen und in der Preisgestaltung unterbieten muß, um bestehen zu können. Da geht es also um sehr diesseitige Dinge, und Interventionen aus dem »Drüben« sind durchaus unangebracht und ressortfremd.

Was hat denn die Politik mit dem religiösen Sektor zu tun? Du liebe Zeit, da kommt man mit der Bergpredigt nicht durch; da

geht es weniger nach dem Vater Jesu Christi als nach dem »Gott, der Eisen wachsen ließ«!

Wie ist es schließlich mit der Kindererziehung? Natürlich, die ragt ein bißchen in den sogenannten »religiösen Sektor« hinein, weil man dem Kind auch was fürs Herz mitgeben muß und weil da die Geschichten vom lieben Heiland für die Gemütspflege recht willkommen sind. Aber sonst geht es doch auch hier um die nackten realistischen Fragen: Wie ernähre und wie kleide ich sie? Wie vermeide ich die größten pädagogischen Schnitzer? Was mache ich bei Entwicklungsstörungen, und wie verhindere ich Kinderkrankheiten?

Es ist immer derselbe Stiefel: Religion muß sein, aber sie hat nur zwischen den beiden Polen »Himmel« und »Innerlichkeit« etwas zu suchen. Sie gehört in eine ziemlich verblasene, nicht genau lokalisierbare Gegend — irgendwo am Horizont der menschlichen Existenzen. In der Normalität des Alltags, eben im Diesseits, geht es um ganz andere Realitäten als um Beten und Loben und Danken: da geht es darum, daß man auf dem Quivive ist, um nicht übertölpelt zu werden; da geht es um »Köpfchen« und um Ellbogen und um die Fixigkeit, in der man zu schalten versteht.

Über die Maßen merkwürdig ist es deshalb, daß die beiden ersten Male, wo Gott sich nach dem biblischen Bericht zur Stelle meldet, dieser Gott sich sehr betont nicht im Rahmen des »religiösen Sektors« ankündigt. (Wie eindringlich könnte das doch sein, wenn er sich so auf »religiöse« Manier melden würde! Welch einen prächtigen Filmstoff würde Hollywood aus solchen Berichten saugen, wie könnte man hier mit Trickaufnahmen und Überblendungen wahre Technicolor-Sensationen erzeugen — kennen wir das nicht aus der Verfilmung der Zehn Gebote? —, so daß die Leute im Kinogestühl einen kleinen numinosen Schock erlitten! Wie prächtig würde es sich etwa machen, wenn Gott in diesem »religiösen Sektor« so erschiene, daß er dem Adam und dem Kain als eine lichtdurchflutete geisterhafte Vision begegnete, daß er so etwas wie eine religiöse Personifizierung des schlechten Gewissens, wie ein shakespearisches Gespenst wäre! Vielleicht könnte dieses Gottesgespenst in der Nacht als erschreckendes Traumgebilde, als Rachegeist oder auch in gebieterischer Majestät erscheinen. Adam und Kain würden des Morgens schweißgebadet erwachen und froh sein,

daß sie aus der religiösen Provinz mit ihren visionären Schauer-
dramen nun wieder in die Helle des Tagesbewußtseins eintreten
dürfen, daß Adam wieder mit den Tieren umgehen und den
Vogelflug beobachten und daß Kain wieder der reellen Arbeit
des Bauern, wie sich's gehört, nachgehen kann.)

Aber Gott erscheint den beiden nicht in der »religiösen Provinz«
oder in irgendeiner subjektiven Innerlichkeit. Sondern er überfällt
sie in der Realistik des Täglichen und also auf jener Lebenslinie,
die wir als die horizontale bezeichnen und auch die »weltliche«
oder »diesseitige« nennen könnten.

Den Adam erwischt das Schicksal mit Gott, als er sich mit
seiner Gefährtin an einem Baum zu schaffen macht, der ihn
nichts angeht; und Kain wird von Gott gestellt, als er eben
eine zwischenmenschliche Auseinandersetzung hinter sich hat
und nun den Ruf hören muß: Wo ist dein Bruder Abel?

Eine zwischenmenschliche Auseinandersetzung? Ist das nicht
eine reichlich harmlose Etikette für das, was geschehen ist? War
es nicht ein Mord?

Natürlich war es das. Aber es wäre doch denkbar, daß Kain
seinerseits gar nicht das Gefühl gehabt hätte, ein Mörder zu
sein. Vielleicht war er der Meinung, daß Abel seiner gott-
gewollten Stellung als der des Erstgeborenen gefährlich sei, daß
Abel also ein Element der Unordnung, der Störung wäre und
daß er deshalb ausgerottet werden müßte. Vielleicht meinte
Kain, vor der sehr realistischen Alternative zu stehen — in die
wir fast alle während des Lebenskampfes einmal geraten —:
er oder ich! Und gehört es dann nicht zum Gesetz der Selbst-
erhaltung, daß man sich auf Kosten des anderen rettet und
unter Umständen gewaltsam durchsetzt? Warum muß denn
Kain das gewesen sein, was man einen gemeinen Mörder
nennt?

Vielleicht ist es Kain sehr schwergefallen, seinen Bruder um-
zubringen. Er hielt es aber für unvermeidbar. Vielleicht emp-
fand er seine Situation sogar als tragisch. Womöglich dachte
er: Hier geht es um eine Auseinandersetzung, die ans Letzte
rührt; wir beide können nun einmal nicht nebeneinander exi-
stieren; darum muß einer fallen. In solchen erbarmungslosen
Sachgesetzen des Lebenskampfes hat Gott nichts zu suchen.
Hier regiert das elementare Leben. »Sein oder Nichtsein, das
ist hier die Frage.« Gott gehört in den Bezirk der Altäre, aber

nicht in jenen realistischen Bereich, wo die Interessen sich hart im Raume stoßen.

Stellt also Kain nicht möglicherweise dieselben Überlegungen an, die auch wir Heutigen betreiben, wenn wir Gott in die »religiöse Provinz« und in die »Innerlichkeit« verweisen und im übrigen sagen: Das feindliche Leben mit seinem Existenzkampf und seinen Auseinandersetzungen müssen wir allein und mit den sachlich geeigneten Mitteln bestehen? Hier müssen wir oft auch fragwürdige Mittel gebrauchen. Hier können wir keine Intervention und keine Störfener vom Sinai her oder aus der Bergpredigt gebrauchen! —

Gerade dies ist aber nun das Erstaunliche: Gott überfällt den Kain nicht im Umkreis der Altäre, nicht in jener religiösen Zone, sondern er überfällt ihn auf seinem Acker, also mitten in jenem Bereich, den wir die Arbeitswelt nannten. Kain liegt nicht auf den Knien, er singt keinen Choral, er ist nicht in der Kirche, sondern seine Faust umspannt den Pflug und an seinen Schuhen haftet die Ackerkrume, als Gott auf einmal übermächtig vor ihm steht.

Gott meldet sich auch nicht mit dem Wort: »Siehe, hier bin ich, erkennst du mich?« — um diesen Hinweis auf sich selbst dann vielleicht noch durch eine illustrierende Vision zu ergänzen. Nein, Gott redet mit keinem Wort von sich selbst. Er redet nur von Kains Bruder, er redet nur von Kains Mitmenschen, und er spricht nur sehr *indirekt* von sich selber. Natürlich kann Kain nicht übersehen, daß er von *Gott* gefragt wird. Aber Gott taucht nur verschlüsselt, chiffriert auf. Er ist hier in der Frage nach dem Bruder verborgen.

Ich bin schon oft von sehr ernsthaften Menschen und gerade von jungen Suchern gefragt worden: »Woran merkt man denn eigentlich, daß es Gott gibt? Woran erkennt man überhaupt, daß man glaubt?« — »Die großen Christen, wie etwa Luther oder Franz von Assisi«, so sagt vielleicht einer, »hatten offenbar so etwas wie eine Gottesbegegnung. Ich habe so etwas nie gehabt. Ja, wenn Gott vom Himmel herunter rief: Hier bin ich! — das wäre ein unsagbarer Trost. Dann wüßte man wenigstens, woran man wäre. Dann würde ich in die Knie gehen. So aber weiß ich's eben nicht.«

Mir geht es immer nahe, wenn jemand so zu mir spricht. Denn

in solchen Worten meldet sich doch die Ehrlichkeit des verzweifelten Suchens. »Ich höre wohl die Glocken« — so mag solch ein Sucher denken —, »und ich habe auch eine Ahnung davon, daß sie Frieden läuten. Ich will ihnen gerne folgen, ich möchte gerne diesen Frieden haben. Aber ich weiß nicht, wo die Glocken hängen. Also weiß ich auch nicht, in welcher Richtung ich laufen muß. Und ich möchte doch ehrlich, ich möchte mir selbst gegenüber unerbittlich sein. Darf ich denn religiös kapitulieren und mich von den Glocken faszinieren lassen, nur weil ich mich nach den Altären und ihrem Frieden sehne? Wäre es nicht eine feige Flucht nach oben, wenn ich mich einfach zum Chor der Beter gesellte — nur deshalb, weil mir einige dieser Leute imponieren oder weil ich sie wegen ihres Haltes beneide und weil ich um jeden Preis auch so einen Halt haben möchte?«

Man könnte das, was solche redlichen Sucher meinen, in Anlehnung an die Urgeschichte vielleicht so ausdrücken: Zu mir hat Gott noch nie gesagt: »Hier bin ich.« Und ich habe auch nie das Wort gehört: »Mensch, wo bist du?« Ich kenne nur das große Schweigen. Mit der religiösen Provinz habe ich kein Glück.

Was soll man einem solchen ernststen Sucher sagen?

Sicher denkt der Seelsorger zuerst daran, welches Glück es ist, wenn ein Mensch unter der Inkongruenz zwischen dem, was er ist, und dem, wozu er bestimmt ist, leidet. Das Leiden der Suchenden, der von ganzem Herzen und doch vergeblich Suchenden, ist eine »göttliche Traurigkeit« (vgl. 2. Kor. 7, 10), die mit Verheißungen gesegnet ist. Jesus selbst preist die, die das Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit in sich haben, selig, obwohl sie doch von der Qual der Ungewißheit bedroht und obwohl sie vom Nichts angefochten sind. Denn *daß* sie überhaupt suchen und *daß* sie unglücklich in sich selbst sind, ist ja bereits ein Zeichen dafür, daß Gottes Geist an ihnen arbeitet und daß sie von der Fieberkrise einer kommenden Heilung geschüttelt sind. »Wir würden dich nicht suchen können, Gott, wenn du uns nicht schon gefunden hättest«, an dieses Wort müssen wir wieder denken.

Vielleicht haben sie tatsächlich noch keine Stimme Gottes vernommen, die sie suchte und fragte: »Mensch, wo bist du?« Aber vielleicht haben sie eine andere Stimme gehört, die sie fragte: »Wo ist dein Bruder Abel?«

Gott meldet sich eben durchaus nicht immer auf »religiöse« Weise. Er kann sich im Bereich sehr weltlich erscheinender Themen nahen, indem er uns eine soziale oder eine menschliche Frage vorlegt, indem er sich erkundigt — nun wahrscheinlich nicht nach den Menschen, die ich *erschlagen* habe, sondern nach den Menschen, an denen ich etwas versäumt und die ich übersehen habe.

Es ist fast bestürzend, daß in der großen Rede Jesu vom Weltgericht (Matth. 25, 31—46) eigentlich gar nicht von den Aktivist^{en} des Lasters — von Ehebrechern, Mördern und Dieben — die Rede ist, sondern daß er von denen spricht, die etwas versäumt und also gerade *nichts* getan haben: »Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht.«

Ist nicht dies vielleicht die sublimste Form des Mordens, daß wir einen Menschen und seine Not übersehen, daß wir mit einem Scherz darüber hinweggehen, wenn er in einer Frage oder in einer Bedrängnis ernst genommen sein wollte, daß ich vielleicht mit meiner Verlegenheit und einem gewissen peinlichen Unbehagen nicht fertig wurde und darum ein offenes Wort nicht fand, mit dem ich den anderen hätte warnen, ihm auf einem verkehrten Wege hätte Einhalt gebieten oder ihn selbst hätte trösten müssen? Daß ich einen Brief *nicht* geschrieben habe an jemanden, der wie ein Verdurstender auf mein Wort wartete, daß ich meine Stimme *nicht* erhob, als am Stammtisch oder beim Kaffeeklatsch falsch Zeugnis wider meinen Nächsten geredet wurde und als dieser Nächste unter die Rufmörder fiel? »Aber das Wort sagte ich nicht.« Viele kennen dieses Buch von Alan Paton, in dem sich aus einem einzigen nicht gesprochenen Wort Schuld und Verhängnis und Untergang eines Menschen in einem schrecklichen Gefälle ergeben.

Zwingt uns nicht auch das andere zum Aufhorchen: Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist nur beiläufig von den Wegelagerern, also von den aktiven Bösewichten, die Rede, die den Mann blutig schlugen. Die eigentliche Anklage Jesu konzentriert sich auf den Priester und auf den Leviten, die ihn übersahen, die also passiv blieben und ihn liegen *ließen*. Gerade jene Leute des Laissez-faire und der passiven »Wursch-

tigkeit« werden im Jüngsten Gericht gefragt werden: »Wo ist dein Bruder Abel —?« *Mindestens* so furchtbar und so nachdrücklich und so ausweglos werden sie gefragt wie die Aktiven und die Berufsmörder. Denn wer seinen Nächsten vergißt oder ihn übersieht, ist ohne Liebe. Er ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Darum hat er keinen Blick für den anderen. Oder er liebt seine königlich-bayrische oder auch hanseatische Ruhe. Oder er ist zu sehr auf sein eigenes Ich konzentriert, um noch an der Last des anderen teilzunehmen*.

Im Weltgericht wird er sich freilich mit der Ausrede zu retten suchen: Ich habe nichts von alledem bemerkt. Bin ich ein Psychoanalytiker, habe ich ein Röntgenauge, daß ich über die geheimen Nöte meines Kollegen oder meines Lebensgefährten oder meiner Putzfrau Bescheid wissen könnte? Ich habe so viel um die Ohren, abends bin ich so hundekaputt, daß ich schon um der Selbsterhaltung willen abschalten muß und mich unmöglich noch um die Wehwehchen der anderen kümmern kann. Ich habe meinen Nächsten ganz einfach nicht gesehen. Zeige mir, *wann* ich ihn gesehen haben sollte! — So reagieren nach Jesu Wort die Angeklagten im Weltgericht.

Jesus aber läßt diese Ausrede nicht gelten. Denn es ist ja gar nicht so, daß ich zuerst das Elend sehen, sozusagen diagnostiziert haben müßte, um mich danach dann zu entscheiden, ob ich helfen und lieben will. Wer unerbittlich ehrlich mit sich selbst ist, weiß ganz genau, daß es anders ist: Meine Entscheidungen gegenüber meinem Nächsten beginnen schon bei der Frage, ob ich überhaupt sehen *will*. Wer einen Ertrinkenden, der im Eis eingebrochen ist, um Hilfe schreien hört und nun sofort erfaßt: Du könntest selbst unter die Eisdecke geraten, wenn du ihm nachspringst, oder du könntest dir eine Lungenentzündung holen — wer also in einem solchen Augenblick vor dem Einsatz des eigenen Lebens zurückzuckt, der wird das in den seltensten Fällen so machen, daß er sich sagt: Ich habe zwar das Schreien gehört, aber ich will nicht helfen, weil es mir zu gefährlich ist. Wenn er sich das so eingestünde, müßte er sich selbst als Feigling bezeichnen. Das aber verbietet ihm natürlich sein moralischer Selbsterhaltungstrieb. Deshalb tut er vor anderen und auch vor sich selbst so, als ob er es gar nicht gehört hätte. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß — oder

* Vgl. »Das Bilderbuch Gottes«, Originalausgabe, S. 239 ff.

vielmehr in diesem Fall: nicht kalt. So schlägt er denn einen großen Bogen um den bedrohten Nächsten, der da um Hilfe schreit, und begibt sich außer Hörweite — genau wie es Priester und Levit auch taten. Dann braucht er sein Gesicht nicht zu verlieren.

Ein Sprichwort sagt: »Liebe macht erfinderisch.« Das stimmt ganz sicher, und wir wissen alle, was Liebe sich an originellen Methoden ausdenken kann, in denen sie sich ausspricht. Aber ehe die Liebe erfinderisch wird, wird sie zunächst einmal — so drückten wir es früher aus — »finderisch«. Nur, was man liebt, das versteht man, hat Goethe einmal gesagt. Ja, noch mehr: Nur, was ich liebe, das *sehe* ich überhaupt. Wenn wir also den anderen nicht sehen oder hören, dann liegt das nicht an unseren tauben Ohren oder blinden Augen — mit Optik und Akustik hat das überhaupt nichts zu tun —, sondern dann liegt es an unserem verhärteten Herzen, das keine Liebe aufbringt und darum den anderen übersieht. Nur wer liebt, dem gehen die Augen auf. Wer sich aber nur selbst liebt, der steht im Dunkel und flieht auf künstliche Weise in eine Ahnungslosigkeit, die ihn beim Jüngsten Gericht aus allen Wolken fallen läßt.

Wir müssen aber noch das letzte Geheimnis dessen erfassen, warum Kains Mord und warum unsere eigene kainitische Unkenntnis gegenüber dem Nächsten so furchtbar ist:

Kain vergreift sich ja gar nicht nur an einem Menschen, der ihm lästig ist und den er als Störenfried empfindet, sondern Kain vergreift sich am Eigentum Gottes selbst. Abel, der Nichtige, Abel, das Nachtschattengewächs und der Deklassierte, ist das Eigentum Gottes des Herrn. Wer ihn antastet, rührt den Herrn selbst an. Ebenso sagt der Gerichtsherr des Jüngsten Tages: Ich, Jesus Christus, war es, der dir unbekleidet begegnete und darauf wartete, daß du von deinem Überfluß geben würdest. Ich war es, der hinter Gitterstäben und in schrecklichen Gefangenschaften schmachtete und nur auf ein einziges teilnehmendes Wort, auf einen kleinen Gruß deiner Augen oder auf einen Händedruck wartete. Du hast mich selbst angetastet in dem, was du an deinem Nächsten getan oder auch nicht getan hast. In unserem Mitmenschen begegnet uns niemand anderes als Jesus Christus selbst.

Allerdings —, er ist *verborgen*, so wie Jesus Christus immer verborgen und im Inkognito ist. Den römischen Legionären, den Kirchenführern und den staatlichen Behörden ist er nicht aufgefallen. In den alten Chroniken ist kaum etwas über ihn zu finden. Man muß ihn sehr lieben und ihm sehr nahe sein, um sein Geheimnis zu entdecken.

So ist es auch jetzt: *Wenn* — ja *wenn* das Gesicht meines Kollegen oder meines Untergebenen, der manchmal so gedrückt wirkt, plötzlich wie in geheimnisvoller Überblendung in das majestätische Antlitz Jesu von Nazareth, womöglich mit der Dornenkrone, verwandelt würde und wenn mich die Majestät Jesu durchdringend in ihm ansähe — ja, wenn es einmal so wäre, dann würde ich gewiß die Frage stellen: Um Gottes willen, was hast du, was ist dir, wie kann ich dir helfen? Aber dieses optisch-religiöse Wunder passiert eben nie. Sondern etwa das kann passieren: Da geht ein müder, gedrückter Mann an mir vorüber, wie ich viele in der Bahn jeden Tag sehe. Was ist schon dabei?! Dennoch ist es Jesus Christus, der in ihm leidet; und dennoch ist dieser Abel, der Deklassierte, durch das Wertsiegel »Gottes Eigentum« geprägt. Während nichts geschieht, als was immer und jeden Tag um mich her zu geschehen scheint, rauschen die Fittiche der Ewigkeit an mir vorüber.

So stoßen wir auf dem dunklen Grund dieser Geschichte vom Brudermord auf zwei Tröstungen.

Der *eine* Trost besagt dies: Für uns Menschen ist der andere, der sogenannte Nächste, in der Regel der Träger irgendeiner Funktion. Er hilft uns oder stört uns bei unserer Arbeit. Er ist der *nützliche* Nächste, den wir gerne ausnutzen und auch entsprechend behandeln, solange er als Mohr seine Schuldigkeit tun kann. Oder aber er ist der *lästige* Nächste, der Störenfried, der immer dort und in einem Augenblick auftaucht oder mit Ansprüchen kommt, wo wir ihn nicht brauchen können. Oder — das wäre die dritte Möglichkeit — er hat in unserem Leben *überhaupt* keine Funktion. Wenn er eines Tages wegbleibt, hinterläßt er in unserem Herzen keine Lücke. Es interessiert uns nicht, welche Nacht und welche Qual über ihm zusammengeschlagen sein mag.

Und dies ist nun der Trost: Für Gott ist kein Mensch nur Träger einer Funktion, sondern eben ein *Mensch* — einer, dem

er Anteil an seiner Ewigkeit gibt, dessen Schmerzen er zu seinen eigenen Schmerzen macht. Die Qual der Menschen ist die Qual des Herrn. Das meint der Satz: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab . . .

Damit hängt der *andere* Trostgedanke zusammen: Für Kain ist sein Bruder Abel erledigt, nachdem er entseelt am Boden liegt und seine Funktion als Störenfried und Konkurrent ausgespielt hat. Für Gott aber ist kein Mensch erledigt, denn dieser Mensch (wir alle!) ist ein Stück seiner selbst; dieser Mensch (wir alle!) ist sein Eigentum.

Menschen mögen die panische Angst, die während eines Fliegerangriffs in einem verschütteten Stollen ausbrach, nie vernommen haben. Das Erdreich deckt die Explosion des Jammers mit seiner Ruhe zu. Über den Massengräbern wuchert das Gras. Die Schreie der Irren verhallen hinter schalldichten Mauern. Die Seufzer der Sterbenden werden vergessen, weil das Leben weitergeht. Die verzweiflungsvolle Angst, die würgende Leere in uns halten wir vor fremden Augen verborgen. Bei Gott aber kommt das alles an; das stumme Blut schreit zu ihm empor. Denn wir leben in seinem Herzen, und *unser* Leiden ist *sein* Leiden.

Im Kreuz von Golgatha ist aller heimliche und offene Jammer der Welt verdichtet und zu einem Schmerz in Gott geworden. Nur darum, weil wir ihm nahegehen — während unsere Mitmenschen in weiter Ferne vorüberwandern und keine Ahnung von uns haben —, kann er uns trösten, wie einen seine Mutter tröstet.

Daß Gott sich des verstummten Abel annimmt und daß er also *dem* zum Fürsprecher wird, der selbst wehrlos ist, zeigt sich darin, daß er Kain zur Rechenschaft fordert. Als er den Mörder fragt: »Wo ist dein Bruder Abel?«, gibt ihm der zur Antwort: »Was geht mich der an? Soll ich den Hirten hüten?« (So heißt es wörtlich.)

Das ist eine über die Maßen patzige Antwort. Kains Zynismus ist kaum zu überbieten. Denn in einem Augenblick, wo es um Tod und Leben geht, macht er einen frechen Witz und versteigt sich zu einem Wortspiel: »Soll ich den Hirten hüten?«

Jetzt zeigt sich, daß die heimliche Gottlosigkeit Kains, die schon während des Rauchopfers an seinem Herzen fraß — wir spra-

chen schon darüber —, nun zu einer offenen, zu einer programmatischen Absage an Gott geworden ist.

In diesen Worten bietet der Bericht von Kain und Abel nichts Geringeres als einen Kurzaß über die Geschichte des *Atheismus*.

Der Atheismus beginnt schon im Kraftfeld der Altäre. Er bereitet sich keimhaft bereits vor, als Kain von Gott nichts anderes erwartet und ihm auch nichts anderes erlaubt, als daß er ihn segnet und seinen Konkurrenten Abel ausschaltet. Mitten im Kultus und mitten im Gottesdienst ist die Auflehnung schon da, nur noch verborgen unter einer liturgischen Maskerade und unter christlichem Getue. Doch dieser Tarnschleier fällt bald ab, und der freche, unverhüllte Atheismus kommt ans Licht.

Stehen wir heute nicht mitten in dieser Kainsgeschichte? Wir haben die Altäre ja noch unter uns. Wir taufen, trauen und konfirmieren. Das religiöse Zeremoniell rollt unter uns ab. Wir brauchen an den Höhepunkten des Lebens Ornat und Halskrausen, so wie man Lorbeerbäume und rote Teppiche gebraucht. Hören wir eigentlich noch die *Botschaft* oder muß nur der volksskirchliche Rummel in Bewegung gehalten werden? Wir reden vom »christlichen Abendland« — fast kann man es nicht mehr hören! — und meinen doch nur die Gegenparole zu den Spruchbändern ideologischer Diktaturen. Man redet von der Freiheit des Glaubens und des Gewissens und meint damit doch nur die Ungeschorenheit, in der man tun kann, was man will.

Ob der christliche »Null-acht-fuffzehn«-Betrieb des sogenannten Abendlandes nicht ein gigantisches Brettergerüst ist, unter dem man ein Hämmern und Klopfen vernimmt, weil hier Umbauten vorgenommen werden? Ob unter diesem Gerüst nicht plötzlich der *verwandelte* Kain hervorkommt, der Kain, der eben noch den Altar bediente, eine Kindtaufe beim Priester anmeldete und Kirchensteuer zahlte, und der nun plötzlich Embleme ganz anderer Art trägt, der vom »Opium für das Volk« redet und die These vom »lebensunwerten Leben« vertritt und auch eine kleine Gottlosenpropaganda inszeniert?

Ich höre immer das Klopfen und Hämmern unter dem Gerüst, Tag und Nacht höre ich es, und mir bleibt das Herz stehen, wenn ich mir vorstelle, was ich sehen werde, wenn eines Tages

dieses jetzt noch mit Kirchenfahnen und frommen Symbolen bedeckte Gerüst abgebaut wird. Wir meinen — genau wie Kain —, es genüge, den Altären das Nötigste zukommen zu lassen, etwas in die Opferbüchse zu legen und Kirchensteuer zu zahlen. Und doch heißt es schon jetzt: Gewogen, gewogen und zu leicht befunden.

Wir wollen auch noch den *Menschen*. O ja, das Wort »Humanität« ist bei uns groß geschrieben. Aber wir haben vergessen, daß der Mensch uns nur dann heilig ist und zum Nächsten wird, wenn wir erfahren, daß er das Eigentum Gottes und daß Jesus Christus für ihn gestorben ist. Sonst wird er zur Arbeitskraft oder zur Funktion. Die Gemeinschaft wird schließlich zum seelenlosen Kollektiv.

Von *Freiheit* reden wir auch viel. Sie ist unser Stolz, denn wir sind ja der berühmte »freie Westen«. Aber ist diese Freiheit etwas anderes für uns als die Freiheit, uns einen bestimmten Lebensstandard leisten zu können? Gehört Freiheit nicht mit Eisschrank und Fernsehgerät zu den Gebrauchsgütern des westlichen Komforts, die man braucht, verbraucht und eben verschleißt? *Wir sind Konsumenten von Freiheit geworden. Produzieren wir sie eigentlich noch in unserem Leben?* Kann man aber etwas produzieren, wenn man keine Nachschubquellen mehr hat?

Wir verschleißen nur noch eine ausrollende christliche Tradition. Der Motor ist abgestellt, aber das Schwungrad kreist noch eine Zeitlang weiter. Doch es wird immer langsamer. Schon rattern die Motoren ganz anderer Mächte, die eine neue Art von Dynamik bringen.

Ja, es ist ein Kurzabriß des Atheismus, den der Bericht von Kain enthält, und es ist unsere eigene Geschichte, die hier erzählt wird. Mit dem Routinechristentum des Westens kommen wir nicht mehr durch. Dieses Christentum ist nur die Summe der Mißverständnisse, die sich um Jesus Christus gebildet haben. Und unter der Decke solcher Mißverständnisse klopft es; da wird umgeräumt.

Nur wer von den Quellen des ewigen Wortes trinkt, bleibt gesund. An den Abwässern des Konventionschristentums aber stirbt man.

Nur wer glaubt, der bleibt. Wer lediglich auf dem christlichen »Standpunkt« steht, wird hinweggefegt.

Nur wer Jesus nachfolgt, wird mit der Angst fertig. Wer es ohne ihn versucht, verdrängt sie nur.

Nur wer den kennt, der dich und mich und uns alle teuer erkauft hat, erbarmt sich des Bruders und erkennt den nackten, frierenden Heiland in seinem Nächsten. Wer diesen Heiland nicht erkennt, begibt sich in ein Gefälle, das aus dem Menschen ein »Material« und aus dem Wort Humanität eine Farce werden läßt. — Es ist das Gefälle, von dem Franz Grillparzer einmal gesagt hat, daß es von der Divinität über die Humanität zur Bestialität führe.

An dem innersten Punkt, wo wir das Wort Jesus Christus buchstabieren und in seiner Unermeßlichkeit erfassen lernen, an diesem innersten Punkte müssen wir einsetzen, um zu genesen und »das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten« (Reinhold Schneider).

»Wenn doch auch du erkanntest zu dieser Zeit, was zu deinem Frieden dient.« Das sagte Jesus, als er nahe herzukam, als er die Stadt ansah und über sie weinte. Die Tränen des Herrn: sie werden vergossen über den Kain in uns, über die ahnungslose Stadt und über das Hämmern und Klopfen, das er unter den Gerüsten vernimmt.

Der ungeborgene Mensch

DIE GESCHICHTE VON KAIN UND ABEL

DRITTER TEIL

Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel?

Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?

Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Bluts deines Bruders schreit zu mir von der Erde. Und nun verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. Wenn du den

Acker bauen wirst, soll er dir hinfort sein Vermögen nicht geben. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.

Kain aber sprach zu dem Herrn: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge. Siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und ich muß mich vor deinem Angesicht verbergen, und muß unstet und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, daß mich totschlage, wer mich findet.

Aber der Herr sprach zu ihm: Nein; sondern wer Kain totschlägt, das soll siebenfältig gerächt werden.

Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschläge, wer ihn fände.

Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn, und wohnte im Lande Nod, jenseit Eden, gegen Morgen.

1. MOSE 4, 9-16

Das ist ein merkwürdiger Schlußabschnitt in der Geschichte vom Brudermord: Kain ist gepeinigt von seiner Schuld, eingekreist von den Visionen der Angst, getroffen vom Bannstrahl Gottes, umschrien vom Blut des erschlagenen Bruders, gehetzt über eine Erde, die ihn nie von der Allgegenwart dieses Blutes loskommen läßt. — Und doch: Das alles lähmt ihn nicht und läßt ihn nicht zur Salzsäule erstarren oder zu einem Eisblock erfrieren, sondern das alles treibt ihn in die Aktivität und auf eine ziellose Wanderschaft. Es treibt ihn ins Marschieren, Reisen und Arbeiten. Später heißt es (in Vers 17), daß er eine Stadt gebaut habe, und seine Nachkommen erstellen Erz- und Metallgruben. Auch Künstler — Geiger und Pfeifer — stammen von ihm ab.

Kain und seine Familie sind offenbar sehr produktiv. Man wird sie nicht als ein asoziales Gesindel auffassen dürfen. Sie, die doch von einem Mörder abstammen, sind keineswegs Kinder des Chaos, sondern sie sind Pioniere des Fortschritts. Fruchtbare Fluren und blühende Städte entstehen unter ihren Händen. Die biblischen Texte sind voller Andeutungen, daß Kain so etwas wie der Stammvater der menschlichen Kultur und der Zivilisation sei.

Ist das nicht eine erschreckende Perspektive? Als Gott in der Schöpfungsgeschichte zum Menschen sagte: »Macht euch die Erde untertan!«, da meinten wir*, darin so etwas wie den Be-

* Vgl. den Abschnitt »Der Mensch — das Risiko Gottes«, S. 31 ff.

fehl zur Kultur zu erkennen. Denn was ist Kultur anderes als jener schöpferische Vorgang, durch den wir uns von den Naturgewalten, von Kälte und Hitze, von Stürmen und Überschwemmungen, von Tag und Nacht unabhängig machen, kraft dessen wir uns *nicht* mehr von den Naturgesetzen unser Handeln diktieren lassen, sondern umgekehrt der Natur unseren Willen aufnötigen. Nun bezwingen wir mit unseren Schiffen die ozeanischen Elemente, kultivieren den Dschungel und die Wüste zu Stätten menschlicher Behausung und gestalten also die Welt nach unserem Bilde. Wir »humanisieren« sie.

Ist *das* nicht Kultur? Und hatte Gott das nicht auch so gemeint mit seinem Befehl: »Machet euch die Erde untertan«?

Nun aber soll die erste Verwirklichung von Kain stammen? Steckt darin nicht die erregende Aussage, daß in allem, was wir Menschen tun und gestalten, keineswegs nur der Urplan des Schöpfers, sondern auch ein geheimes Fluchgesetz wirksam sei, und daß somit alles Gebilde von Menschenhand — nun zwar nicht grade »Tand«, aber immerhin zweideutig und zwielichtig sei?

Wir halten diese Frage noch einen Augenblick zurück. Ich komme gleich wieder darauf zu sprechen.

Zunächst wird uns von Kain selbst berichtet. Er wandert und gestaltet und arbeitet. Alles aber, was er auch leisten mag, steht unter dem Fluch des Wortes »unstet und flüchtig«. Das Land Nod bedeutet soviel wie Land der Ruhelosigkeit. Vielleicht würden wir heute von der »endlosen Straße« oder dem »Raum des Nichts« sprechen, in dem man nirgendwo ankommt und vor Angst vergeht.

Wir könnten uns gedrängt fühlen, zu Bildern des Existentialismus zu greifen, um diesen Zustand eines ziellosen und angstgetriebenen Schweifens zu verdeutlichen. *Wovor* hat denn Kain eigentlich Angst? In dem fremden Land, in das er ausgewiesen ist, kennt ihn doch kein Mensch! Da kann er anonym leben, und niemand hat eine Ahnung, daß an seinen Händen Blut klebt. Kain hat also gar nichts *Bestimmtes* zu fürchten, weder einen bestimmten Menschen, der Rachegefühle hegte, noch ein Gericht, noch eine Polizeibehörde. Aber gerade dieses Unbestimmte ist es, das ihn ängstigt.

Solange wir Menschen etwas Bestimmtes fürchten — eine ge-

schäftliche Pleite, eine Intrige, einen verregneten Urlaub oder selbst einen Krieg —, kann man sich darauf einrichten, kann Gegenmaßnahmen treffen und ist in ein planvolles Spiel von Aktion und Gegenaktion einbezogen. Das Fürchten ist gar nicht so furchtbar schlimm, wenn man weiß, *was* man zu fürchten hat und was dann dagegen zu tun ist. Kain jedoch fürchtet gar nichts Bestimmtes, sondern er hat Angst vor einer Größe X, die er nicht kennt.

Wie kommt es zu dieser Angst?

Um das zu verstehen, brauchen wir nur an die Worte Jesu über die Sorge zu denken.

Wie entsteht eigentlich die bange Frage: »Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?« Oder auch die Frage: Welches Unheil brütet der Ost-West-Konflikt, brütet die Berlin-Krise aus? Welche radioaktiven Wolken werden über uns hinwegziehen, von welchem Gestirn werden wir in Kürze belauert werden, welche Bakterien werden in welchen Laboratorien gezüchtet, welcher Terror und welche Gehirnwäsche werden noch über das alte Europa kommen?

Warum überfallen uns Unstete und Flüchtige solche Sorgen für den anderen Tag? Sind wir denn Kain im Lande Nod? Und warum vollzieht sich dieser Griff nach der Gurgel, obwohl gar kein unmittelbarer Anlaß für derartige Befürchtungen vorliegt?

Goethe hat einmal dieses Geheimnis der Sorge enthüllt, wie wenn er hier Worte der Bergpredigt nachzeichnen wollte. Nach einem Gespräch mit Wagner spricht Faust von der Sorge, die im tiefen Herzen nistet:

»Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußst du stets beweinen.«

Feuer, Wasser, Dolch und Gift sind also in Wirklichkeit gar nicht da! Im Lande Nod kann man eigentlich ziemlich ungeniert und sicher leben. Und doch beben wir eben fortgesetzt vor diesen imaginären Größen Feuer, Wasser, Dolch und Gift.

Goethe stellt sich das so vor, daß im menschlichen Herzen ein bestimmter Bodenbelag, sozusagen ein Vorrat von Angst, sei. Das mit Angststoffen beladene Herz — so könnten wir Heutigen uns das klarmachen — wirkt nun wie ein Projektionsapparat, der in Breitwand und in farbiger Plastik bange Bilder an lauter weiße Wände wirft, von denen wir umgeben sind; Bilder von so andringlicher Wucht und solcher Unmittelbarkeit, daß wir sie wie real auf uns zuspringende Gespenster erleben, während sie doch nur die Expressionen und Produkte unseres eigenen Herzens sind.

Das klingt fast wie ein Kapitel aus der Psychologie, und der eine oder andere mag sich fragen, was das in der Meditation über einen Bibeltext soll. Und doch hängen diese Angstproduktionen mit den geistigen Hintergründen unseres Lebens zusammen, die ihrerseits nicht ohne die Beziehung zu Gott verstanden werden können.

Das wird sofort klar, wenn wir die Art und Weise bedenken, in der Jesus gegen diesen unseren Sorgengeist ankämpft. Er macht das nämlich in keiner Weise »rationalistisch«, das heißt nicht so, daß er uns sagt: »Kinder, seid doch vernünftig! Macht euch doch ganz einfach klar, daß ihr die Wirklichkeit mit euren Angstvorstellungen verwechselt! Wo ist denn ein Grund für die Angst, daß ihr nichts mehr zu essen oder anzuziehen bekämet? Wo stehen denn überhaupt radioaktive Wolken am Horizont?«

Gerade das alles sagt der Herr nicht, und es ist sehr charakteristisch, daß er das nicht erwähnt; denn das würde uns nichts helfen. In der Angst helfen merkwürdigerweise keine Vernunftargumente.

Statt dessen gibt er uns zu verstehen: Nicht was in den Menschen eingeht, was also von *außen* her auf ihn zukommt, unreinigt ihn und macht ihm bange, sondern gerade das, was wie Luftblasen aus seinem Herzen emporsteigt. Das ist das Schlimme, Befleckende und Ängstende. Wenn dieses sein Herz noch in der Geborgenheit des Vaters lebte, wenn es sich zusammen mit den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel noch von diesem Vater getragen und umsorgt wüßte, dann hätte er gar keine Sorgen. Ja, dann würde er ohne Zagen im dunklen Tal wandern — nicht weil er die nächsten hundert Meter wie mit einem Radargerät übersehen könnte

— Christen leben vielmehr ebenso im Unübersichtlichen wie jeder andere! —, sondern weil er den Stecken und Stab in seiner Hand spürte.

Wer das Wort des Herrn »Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende« wie eine eiserne Ration bei sich trägt, der geht in heiterer Gelassenheit über die Schwelle des unbekanntes Morgen, und dem ist dieses Wort wie seines »Fußes Leuchte«. Diese Fußleuchte ist kein Autoscheinwerfer, der weit voraus einen Lichtkegel in die undurchsichtige Nacht der Zukunft schneidet, sondern diese Fußleuchte erhellt nur den nächsten Schritt, wirklich nur den *allernächsten* Schritt. Aber ich weiß, daß mir das Wegstück für den übernächsten Schritt schon von höherer Hand gebahnt ist.

Darum gibt es so etwas wie eine fromme Gleichgültigkeit gegenüber diesem übernächsten Schritt. Das, was man etwas vulgär als »Wurschtigkeit« bezeichnet, kann ein Stück Gottesdienst sein — freilich nur unter der Voraussetzung, daß ich diese Wurschtigkeit nicht meinem Phlegma verdanke, sondern daß sie ein kleines Dankopfer an den Vater ist, der ja »weiß, wessen ich bedarf« (vgl. Matthäus 6, 32).

Diese Geborgenheit aber hat Kain nicht mehr. Er kann Gott nur sagen: Ich muß mich vor deinem Angesicht verbergen, ich bin ein Verworfener, darum muß ich unster und flüchtig sein; darum irre ich auf der endlosen Straße im Lande Nod.

Wenn die Welt vaterlos wird, dann ist sie unheimlich und dann bin ich auf einer ständigen Flucht. Jeder Baum, jeder Chausseestein wird mir zur Bedrohung. Darum muß ich das Unheimliche durch einen Talisman bannen, der in meinem Auto baumelt. Darum muß ich die Sterne nach einer Masche fragen, durch die ich der tödlichen Verstrickung in meinen Pechsträhnen entrinne. Darum muß ich mir Glückszahlen zulegen, die mir Chancen verleihen, muß Daten und Termine erkennen, vor denen ich auf der Hut sein muß, weil da das Unheimliche »anwest«. Das ist das Lebensgesetz im Lande Nod, wo die Geborgenheit der Heimat fehlt. Hier regieren Angst, Aberglaube und Magie.

Deshalb wird Kain auch keines Glückes, keiner Begeisterung mehr teilhaftig. Denn solche Aufschwünge erlebe ich ja nur, wenn ich das eine oder andere in meinem Leben kenne, für das

zu leben es sich lohnt, weil es mehr zu bieten vermag als die Langeweile der täglichen Tretmühle. In Osbornes Drama »Blick zurück im Zorn« sagt Jimmy Porter einmal — und Kain könnte es genauso sagen! —: »Herrgott, wie sehne ich mich nach etwas Enthusiasmus! Ganz gewöhnlichem menschlichem Enthusiasmus. *Einmal* eine warme, begeisterte Stimme ›Halleluja‹ in die Welt hinausrufen hören! . . . Wie lange bin ich nicht mehr mit jemandem zusammen gewesen, der sich für irgend etwas noch begeistern konnte.«

Aber wie soll man im Lande Nod denn noch etwas finden, das einen ganz zu erfüllen und zu begeistern vermöchte? Gibt es hier etwas anderes als den Blick zurück im Zorn — im Zorn über eine verpfuschte Vergangenheit, die einen dazu zwingt, die einmal eingebrochte Suppe auszulöffeln; im Zorn über die Sinnlosigkeit und den Quark, die mich im Leeren treiben lassen, »als wenn es etwas wäre?«

Gewiß, ich kann mir ein paar Illusionen machen. Ich kann mich in gewisse Ideale hineinsteigern, und die Starkclubs unserer Teenager sind ein rührender und hilflos sehnsüchtiger Versuch, aus dem Lande Nod auszubrechen und einen Star, eben einen »Stern«, zu finden, der so etwas wie ein Leitbild sein könnte. Sie erkennen sich vielleicht in dem jungen Starschauspieler James Dean wieder, in seiner Melancholie und in seiner Bedrängnis durch die Lebensfragen. Wir Christen sollten nicht darüber lächeln und in frommem Snobismus diese Backfisch- und Halbstarkenträume mit einer Handbewegung abtun. Wir sollten das verzweifelte Heimweh erkennen, das hier den eisernen Vorhang des Landes Nod durchbrechen will. Spätestens mit dem 25. Jahr ist dieser Starkult ja zu Ende, und dann beginnt die Odyssee von neuem, nur daß sie dann noch ein Stück ernüchterter und hoffnungsloser geworden ist.

Über eines muß ich mir jedenfalls klar sein: Ich finde das Große, das Tragende in meinem Leben nur, wenn ich in der Einöde rechts und links die kleinen Merkzeichen des lieben Gottes sehe:

Was ist schließlich eine Blume? — ein bißchen Gras, das bald verwelkt; »und wenn der Wind darüber geht, so ist es nimmermehr«. Für den aber, der in der Geborgenheit jenes Friedens

lebt, den Jesus Christus schenkt, ist sie eine Lilie, die nach dem schönen Wort Wilhelm Raabes »sich erschließt, ohne Lärm dabei zu machen«, die nicht arbeitet und spinnt, die einfach sorglos »da« ist und von Gott herrlicher gekleidet wird als Salomo in seinen Prunkgewändern.

Was ist die Liebe meiner Eltern, die mich nach dem Gesetz der Generationen doch eines Tages verwaist zurücklassen, was ist diese vergängliche Liebe, wenn ich nicht einen Gruß und ein Gleichnis dessen darin sehe, der uns »von Kindesbeinen an unzählig viel zugut getan« hat und der uns nicht verwaisen lassen will?

Das alles kennt und hat Kain nicht mehr, als er unstet und flüchtig und in beidem ganz gewiß sehr aktiv ist. Die Welt ist für ihn ohne Gleichnis und Botschaft, sie ist dumpf und grau. Denn wer Gott verliert, hat ja gar nicht nur den Himmel, sondern er hat – wir haben uns das schon klargemacht – auch die *Erde* verloren. Der Vater Jesu Christi ist eben viel mehr als nur eine Größe, die bloß für das »Jenseits« zuständig wäre. Seitdem das Kreuz und die Krippe auf unserer Erde standen, ist Gott der Allerdiesseitigste. Darum lebt unser Glaube gar nicht davon, daß er uns einmal im letzten Stündlein Trost und Halt sein wird und daß er uns hilft, zuletzt in den Himmel zu kommen. Das stimmt gewiß, aber das ist auf keinen Fall der Schwerpunkt in einer christlichen Existenz. Wir müssen sogar den Vorwurf Nietzsches ertragen, daß das Christentum immer wieder »Mißbrauch mit der Sterbestunde« getrieben und die Menschen mit dem Terror des Jenseits kirre zu machen versucht habe.

Statt an die Randgebiete des Lebens, statt an den Tod und an das letzte Stündlein zu denken, sollten wir uns lieber klar machen, daß Gott uns *jetzt*, wo wir jung und auf dem Höhepunkt des Lebens sind, wo uns die Leidenschaften schütteln, wo die Dinge sich hart im Raume stoßen, wo gekämpft und hingestanden sein muß, daß Gott uns *jetzt, jetzt* dieses erschreckende und faszinierende Leben bestehen lassen will.

Indem das Wort Fleisch wird, ist Gott ins Diesseits gekommen; nun steht er mitten unter Pharisäern und Dirnen, unter Leuten, die Hunger haben und ehrgeizig sind, unter Snobs und Suchern, unter Lachenden und Weinenden, unter Teenagern und Managern. Jesus Christus ist bei uns im Lande Nod, und

wer Augen hat zu sehen, der bemerkt zu seiner fassungslosen Verwunderung, daß diese düstere und bange Zone darüber zum Gelobten Land und zur Heimat wird. Denn wo Gott ist, da ist das Leben verändert, das *Leben* – und keineswegs nur der Tod. Ich habe nun wieder ein Thema, habe wieder etwas, das größer ist als ich und dessentwegen es sich zu leben lohnt. Die Wetterwolken des Lebens sind freilich noch genauso da wie vorher. Aber in ihnen steht der Regenbogen als ein Gruß dessen, der meiner gedenkt und mir Ziele gibt und mich an Ziele bringt. Es gibt Abgründe, gewiß, aber darüber sind Stege gebaut, von denen ich jetzt noch keine Ahnung habe. Es kommt auch die Nacht, da niemand wirken kann, gewiß, aber die Sterne leuchten auch dann, und es gibt einen, der sie gezählt hat. Das ist unsere Anweisung zum Leben.

Ich meine, es sei beglückend, daß wir so unsere eigene Situation mit ihren Belastungen und Verheißungen in einer biblischen Gestalt wie Kain und in einem biblischen Land wie dem Himmelsstrich von Nod wiedererkennen. Folglich birgt dieses Buch keine fremden und alten Geschichten, die mich nichts angingen – jedenfalls nicht so massiv angingen wie die Auseinandersetzung mit meinem Chef, die morgen bevorsteht, oder wie die geschäftliche Verhandlung, zu der ich heute nachmittag antreten muß. Sondern dieses Buch enthält meine eigene Biographie. Es redet nicht von Weltraumflügen; es weiß nicht einmal, daß unsere Erde als Planet im Sonnensystem einhergleitet; aber es redet von *mir*.

Was sagt die Heilige Schrift nun zu unserer Heimatlosigkeit und dem Ungeborgensein? Es ist merkwürdig, in wie vielen Zusammenhängen das Wort von der Heimatlosigkeit im Rahmen der Bibel auftaucht:

Da ist Abraham, der Vater des Glaubens. Gott gebietet ihm: Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will. Gott ruft uns ja oft, wenn wir ihn ernst zu nehmen beginnen, aus vertrauten Bindungen heraus. Es kann sein, daß uns der Glaube gegenüber alten Freunden und Arbeitskameraden, manchmal sogar gegenüber der eigenen Familie einsam macht und isoliert, so daß wir uns als Fremdkörper in einer Umgebung vorkommen, die von ganz anderen Dingen und Interessen bewegt ist als wir und deren Leidenschaften woanders

sitzen. Aber ist Abraham, indem er so aus allem Vertrauten gelöst wird, ein preisgebener und unsteter Mann?

Weil er unter dem Schatten der ausgereckten Hand Gottes dahingeht, ist er es gerade nicht. Wo Gott mit uns geht und wir Vertrauen behalten, gibt es keine Fremde und kein Land Nod mehr. Abraham baut seinem Gott Altäre; wo aber die Gegenwart seines Wortes ist, entsteht ein Stück Heimat. Mancher, der in russischer Kriegsgefangenschaft die zwei oder drei getroffen hat, die in »seinem« Namen zusammenkamen, sah sich in eine Geborgenheit versetzt und einem Sinn zugeordnet, die ihm alles Unstete und Flüchtige und Verlorene nahmen und die ihn weniger einsam sein ließen, als er es vielleicht heute im vertrauten Rhythmus seines heimatlichen Alltags ist.

Und wie ist es mit der Heimatlosigkeit Jesu, der doch aus der Geborgenheit seiner ewigen Heimat in die Fremdheit von Haß, Schuld und Unverstehen hinausging? »Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege« (Matthäus 8, 20). Nirgendwo sein Haupt hinlegen, niemals sich fallen lassen können, immer umstellt und eingekreist und dem Anspruch eines Unbekannten ausgeliefert sein: das ist Ungeborgenheit, das ist das Heimatlose schlechthin. Dennoch ist er geheimnisvoll einbezogen in den Plan Gottes und geht unter dem Schatten seiner höheren Gedanken dahin.

Man muß einmal die Evangelien unter dem Gesichtspunkt lesen, wie Obdachlosigkeit und Preisgebensein sich in diesem einmaligen Leben mit der Behütung durch die Engel und die ewigen Hände verbinden. »Meine Stunde ist noch nicht gekommen«, sagt er einmal — also stellt ihm sein Vater Räume und Stunden zur Verfügung. Darum kann er gelassen im Schiffein schlafen, das zu kentern droht und in dem die Panik seiner Gefährten ausbricht. Selbst in der äußersten Preisgebenheit, als ihm das Antlitz des Vaters um die neunte Stunde am Kreuz entschwindet und als er sein Verstoßensein nur noch hinausschreien kann: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«, faßt er seine äußerste Klage noch in ein Psalmwort der Heiligen Schrift und betet also mit den Worten, die ihm sein Vater dafür gegeben hat. So ist der Stromkreis mit dem Ewigen denn auch hier wieder geschlossen,

und sein Vater ist bei ihm. Wenn er schließlich sagt: »Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände«, dann ist das wie ein Dank für die Bergung im Allervertrautesten, wie ein Dank dafür, daß er sich nun ohne Sorgen fallen lassen kann, selbst wenn sein Leib ohnmächtig an den Nägeln des Kreuzes hängenbleibt.

Weil diesem Herrn die Gewalt über Himmel und Erde gegeben ist, gibt die Welt keine Fremde mehr aus sich heraus. Wenn Eleonore von Reuß in ihrem Neujahrslied singt: Warum es so viel Leiden, so kurzes Glück nur gibt? . . . weil diese arme Erde nicht unsre Heimat ist — dann sagt das gerade jemand, für den der Schrecken der Fremde zugleich weggescheucht ist durch die Lichte des Vaterhauses. Denn die sind ein Zeichen dafür, daß wir erwartet werden und daß wir ein Ziel haben.

Doch Kain im Land Nod ist nicht *ganz* verlassen. Selbst um ihn noch schlägt Gott einen Zirkel der Bewahrung und heftet ihm ein Zeichen, das Kainszeichen, an, das ihn tabu sein läßt. Auch der Schuldbeladene bleibt Eigentum Gottes. Auch ihm ist ein Raum der Umkehr zugewiesen. Jedenfalls gibt es keinen Menschen, der *nur* schuldig wäre, und über den gar nichts anderes mehr gesagt werden könnte als nur dies eine: Dies ist ein Mörder und ein Verdammter. Auch der Verworfene ist noch in ein Koordinatensystem einbezogen, das für unsere menschlichen Augen unsichtbar ist. Auch er hat noch einen geheimnisvollen Ort in der Gnade Gottes. Und selbst die endlose Straße, auf der er unstedt und flüchtig dahinirrt, ist noch die Chaussee Gottes, und Gott allein weiß und verfügt darüber, wo sie endet und ankommt.

In früheren Jahrhunderten kam es vor, daß der Richter, der einen Mörder zum Tode verurteilt hatte, vor dessen Hinrichtung noch das Sakrament des Heiligen Mahles mit ihm feierte. Damit deutete er an: Du armer und verlorener Sünder, den wir gleich zu Tode bringen, bist noch etwas ganz anderes, als was wir Menschen in dir sehen. Du bist nicht *nur* durch den Fluch der Gesellschaft gezeichnet, sondern du bist noch einer anderen unsichtbaren Ordnung eingefügt, die dich einer Gnade teilhaftig machen kann, über die wir Menschen *nicht* mehr verfügen. Du trägst ein geheimnisvolles Kainszeichen, das dich zum Eigentum eines anderen erklärt — genau wie wir

Richter auch Eigentum dieses anderen sind und darum in einer letzten Solidarität mit dir zusammenstehen.

Kain mag unstedt sein und fliehen, wohin er will, doch Gottes Horizonte werden ihn immer umgeben. Selbst wenn er Flügel der Morgenröte nähme und bliebe am äußersten Meer, so würde ihn doch »deine Hand daselbst führen und deine Rechte ihn halten« (Psalm 139, 10).

Das Ende der Kainsgeschichte führt noch zu jenem Ausblick auf die menschliche Kultur, von dem ich zum Anfang sprach: auf die Kinder Kains, die Städtebauer, die Meister des Erz- und Eisenwerkes und die Künstler. In jeder Kultur – das meint doch die biblische Aussage – steckt ein kainitischer Zug, schreit das Blut des erschlagenen Bruders und weht ein kalter Hauch aus dem Lande Nod.

Ob wir diese Andeutung begreifen und ob wir mehr darin erkennen als eine pessimistische Kulturauffassung (wie etwa bei Oswald Spengler)?

Der Fluch des Brudermordes – so müssen wir wohl den Text verstehen – ist von jetzt an wie ein blutigroter Faden in das Gewebe menschlichen Lebens, auch seiner Hochformen, eingewoben.

Dieses Gewebe erzeugt komplizierte und imposante Muster. Es läßt in den großen Kulturen, etwa in der ägyptischen oder der griechischen oder in der Gotik, eine Fülle leuchtender Bilder aufstrahlen. Da sind Pyramiden und Tempel und himmelstürmende Dome. Die großen Gobelins an den Wänden der Kultur sind Zeugen unserer Größe.

»Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.«

Aber es ist merkwürdig: Je dichter wir an jene Wandteppiche herantreten, desto deutlicher tritt der rote Faden hervor, der sich wie eine zuckende blutige Arterie durch die Fülle der Gestalten windet: Die mütterliche Erde, auf der auch die größten Menschen wandelten, auf der sie Städte und Dome und Denkmäler erstehen ließen, hat das Blut Abels getrunken, und dieses Blut des Ermordeten und Mißhandelten taucht in Spuren und Rinnsalen überall, auch im Größten, auf. Kain, der »große Bruder« und Stammvater aller Menschengeschlechter, meldet

sich in geheimnisvoller Anwesenheit. In jeder Symphonie ist die Tonfigur des Todes und der Qualen irgendwo spürbar, an jeder dorischen Säule haftet irgendwo dieses Zeichen, und in jeder Tragödie klingt die Klage über Unrecht und Gewalt auf.

Gehören nicht zur Größe und zur apollinischen Helle der griechischen Kunst eben *auch* die Sklaven, die Entrechteten, das Elend der Fellachen und der Kulis? Ist nicht das Größte, was Menschen erschufen, auf eine Erde gegründet, die das Blut und den Schweiß jener Entrechteten getrunken hat? Muß uns erst der Marxismus diese Perspektive eröffnen, oder sollten wir das nicht selbst — und dann sehr viel tiefer! — aus der Kainsgeschichte wissen? Stimmt es denn wirklich, was Treitschke einmal zu sagen gewagt hat: »Eine Statue des Phidias wiegt alles Elend der Millionen antiker Sklaven auf« —? Wer hat recht: Treitschke oder dieser Text?

Sind nicht neben den gotischen Domen die Scheiterhaufen errichtet worden? Brennt neben der Flamme des Genius und der mystischen Innerlichkeit nicht gleichzeitig die Mordlust und der Wille zur Macht, der den eigenen Größenwahn mit Kreuzzugsetiketten und humanem Sendungsgefühl tarnt? Klingt nicht in jeder Kunst der Schrei nach Erlösung aus dem Lande Nod auf, und ist nicht jedes gestaltete Werk — Gottfried Benn hat es einmal so ausgedrückt — wie eine mühsam erstellte Oase in tödlicher Wüstenei?

Und wie ist es mit den Städtebauern, die von Kain stammen? Haben wir nicht das Stichwort von der »einsamen Masse« in unserer Generation entdeckt, und ist das Land Nod nicht mitten unter uns — unter uns, die wir von lauter Menschen umgeben sind, auf den Bahnhöfen, in der Elektrischen und auf den Hauptstraßen, und die wir von niemandem gesehen und vielleicht von keinem erwartet werden?

In allem ist Kain geheimnisvoll dabei. Nur wer das gesehen hat, kann ermessen, welche Befreiung Jesus Christus inmitten der kainitischen Welt bedeutet.

Kain sagt: »So wird mir's gehen, daß mich totschiage, wer mich findet.« Er fürchtet die Blutrache. Die ist aber nur die Urform eines Gesetzes, das überall in dieser unserer Welt nach Kain gilt. Ich meine das Gesetz des Echos, das Gesetz: Wie du

mir, so ich dir; Auge um Auge, Zahn um Zahn. So reagieren wir ja im Grunde alle. Wir sind ein Wald, aus dem es so herausschallt, wie unsere Mitmenschen — unsere Kollegen, Freunde und Gegner — hineingerufen haben. Und ebenso sind die anderen wieder für uns ein solcher Wald, der das Echo unserer eigenen Stimme — einer freundlichen oder bösen Stimme — zurückgibt.

Nur *einen* Punkt in der Welt gibt es, wo das anders ist und wo die kainitischen Gesetze aufgehoben sind: das ist der Punkt, wo Jesus Christus steht, »welcher nicht widerschalt, da er gescholten ward«.

Ist es Weichlichkeit und Passivität, daß dieser Eine nicht im Sinne des Echos reagiert?

Nein, es ist etwas ganz anderes: Es ist die höchste Initiative, die er ergreift, es ist ein wirklicher Neuanfang der Liebe. Hier wird die Todesspirale der Welt, die sich in ihren Feindschaften — in privaten Gegnerschaften, in geschäftlichen Konkurrenzen und schließlich in politischen Gegensätzen ganzer Hemisphären — immer höher emporsteigert, an *einer* Stelle durchbrochen. Der Durchbruch geschieht, wo es so etwas wie Vergebung und damit jenen neuen Anfang gibt.

Wie ist es möglich, daß Kains Welt so versinkt und daß aus ihren Trümmern eine neue und erlöste Welt aufsteigt? Wenn Jesus Christus seinen Feinden Vergebung schenkt und sie in Liebe überwindet, dann tut er das nicht, weil er das Böse nicht mehr sähe, weil er fünfe gerade sein ließe und den verlogenen Mantel der sogenannten christlichen Nächstenliebe darüberbreitete. Jesus nennt die Sünde durchaus beim Namen, er nennt Lüge Lüge, Ehebruch Ehebruch und Verleumdung Verleumdung. Aber so sehr er die Sünde haßt, so umgreift er doch den Sünder mit seinem Erbarmen. Er weiß, daß sein Vater um jeden Sünder trauert, und daß so ein Mensch, der ihm oder mir vielleicht weh getan hat, in Wahrheit ein verirrtes Kind dieses seines Vaters ist. Er weiß, daß Gott das verirrte Kind werthält und daß er ihn, den Menschensohn, für es sterben lassen wird. So nahe geht es Gott, wenn wir auf dem falschen Wege sind. So nahe geht ihm auch der, der mich mit seiner Schikane oder Intrige oder Bosheit verfolgt.

Soll ich jenen meinen Verfolger und Schuldiger nun noch tiefer

in seinen kainitischen Wahn stürzen, indem ich meinen Haß gegen ihn anfunkeln lasse? Oder soll ich ihm etwas ganz anderes zusignalisieren, die Botschaft nämlich: Du hast mir zwar Böses getan, du hast mir sogar sehr weh getan; aber mir geht es nahe, daß du auf diesem bösen Wege bist. Wie mag es in dir aussehen, daß du so bist und handelst? Du jammerst mich in deiner Fremde, wo du doch teuer erkauft bist und wo die Zinnen des Vaterhauses auch über deiner Tiefe leuchten; und du — hast keine Ahnung davon!

Ob dieses kleine Signal der Barmherzigkeit nicht an *einer* Stelle jenes Echogesetz durchbräche? Ob durch das *eine* kleine Loch, das ich im Namen meines Heilandes geschlagen habe, nicht der Hauch eines Neuen zu wehen begänne, das Erlösung und Befreiung schenkt?

»Das tat ich für dich«, sagt der Gekreuzigte, »was tust du für mich?« Unter dieser Frage zerbricht die Welt Kains. Und wenn sie zerbrochen ist, dann gibt es eben nicht mehr den »Blick zurück im Zorn«, sondern dann gibt es Hoffnung, gibt es eine neue Zukunft und die große Eisschmelze unseres Herzens.

Sintfluten und Sintbrände

DIE GESCHICHTE VON DER SINTFLUT

ERSTER TEIL

Dies ist das Geschlecht Noahs. Noah war ein frommer Mann und ohne Tadel und führte ein göttliches Leben zu seinen Zeiten und zeugte drei Söhne: Sem, Ham und Japheth.

Aber die Erde war verderbt vor Gottes Augen und voll Frevels.

Da sah Gott auf die Erde, und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt auf Erden.

Da sprach Gott zu Noah: Alles Fleisches Ende ist vor mich gekommen; denn die Erde ist voll Frevels von ihnen; und siehe da, ich will sie verderben mit der Erde. Make dir einen Kasten von Tannenholz und mache Kammern darin und verpiche ihn

mit Pech inwendig und auswendig. Und mache ihn also: 300 Ellen sei die Länge, 50 Ellen die Weite und 30 Ellen die Höhe. Ein Fenster sollst du daran machen obenan, eine Elle groß. Die Tür sollst du mitten in seine Seite setzen. Und er soll drei Boden haben: einen unten, den anderen in der Mitte, den dritten in der Höhe. Denn siehe, ich will eine Sintflut mit Wasser kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin ein lebendiger Odem ist, unter dem Himmel. Alles, was auf Erden ist, soll untergehen. Aber mit dir will ich einen Bund aufrichten; und du sollst in den Kasten gehen mit deinen Söhnen, mit deinem Weibe und mit deiner Söhne Weibern. Und du sollst in den Kasten tun allerlei Tiere von allem Fleisch, je ein Paar, Männlein und Weiblein, daß sie lebendig bleiben bei dir. Von den Vögeln nach ihrer Art, von dem Vieh nach seiner Art und von allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art; von den allen soll je ein Paar zu dir hineingehen, daß sie leben bleiben. Und du sollst allerlei Speise zu dir nehmen, die man ißt, und sollst sie bei dir sammeln, daß sie dir und ihnen zur Nahrung da sei.

Und Noah tat alles, was ihm Gott gebot.

Da kam die Sintflut 40 Tage auf Erden, und die Wasser wuchsen und hoben den Kasten auf und trugen ihn empor über die Erde. Also nahm das Gewässer überhand und wuchs sehr auf Erden, daß der Kasten auf dem Gewässer fuhr. Und das Gewässer nahm überhand und wuchs so sehr auf Erden, daß alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden. Fünfzehn Ellen hoch ging das Gewässer über die Berge, die bedeckt wurden. Da ging alles Fleisch unter, das auf Erden kriecht, an Vögeln, an Vieh, an Tieren und an allem, was sich regt auf Erden, und alle Menschen. Alles, was einen lebendigen Odem hatte auf dem Trockenem, das starb. Also war vertilgt alles, was auf dem Erdboden war, vom Menschen an bis auf das Vieh und auf das Gewürm und auf die Vögel unter dem Himmel; das ward alles von der Erde vertilgt. Allein Noah blieb übrig und was mit ihm in dem Kasten war. Und das Gewässer stand auf Erden 150 Tage.

1. MOSE 6, 9-22; 7, 17-24

Was ist es eigentlich, was uns in der Sintflutgeschichte so anrührt? Ist es der totale Untergang einer Welt, wie er unseren

eigenen Vorstellungen von einer Atomkatastrophe so unheimlich entspricht, nur mit der einen Ausnahme: daß der Untergang hier nicht durch Feuer und tödliche Strahlung, nicht durch »Sint-Brände«, sondern daß er durch das Element des Wassers erfolgt — eben durch die Sintflut?

Oder ist es die scheinbare Problematik und Zwielfichtigkeit Gottes, der doch am Ende der Schöpfung alles wunderbar gelungen fand und nun diese seine Schöpfung fallen läßt? Was ist das überhaupt — ein Gott, den etwas »reut« und der dieses sein bankrotttes Werk nun einfach auslöscht und in einer gigantischen Flut ersäuft? Ein Gott, der dabei so etwas wie die Sippenhaftung des ganzen Kosmos in Szene setzt und der an der menschlichen Schuld die unschuldigen Bäume und Blumen und die tierischen Kreaturen *mit* zugrunde gehen läßt? Ist hier nicht ein Vorspiel des ebenso befremdlichen Bankrotttes von Golgatha, wo Gott in Leiden, Ohnmacht und äußerste Ungöttlichkeit abzusinken scheint?

Wie merkwürdig ist diese Geschichte! Hier ist ein ganzes Bündel von Themen und Fragen ineinander verschlungen. Ich will versuchen, den Aufbau dieser Fuge ein wenig zu erhellen.

Die große Flutkatastrophe will uns sagen, daß hier der zweite Schöpfungstag auf eine feierlich-grausige Weise widerrufen wird. Wir erinnern uns, was vom zweiten Schöpfungstag gesagt war: »Es werde eine Feste zwischen den Wassern . . . und Gott schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste . . . Und Gott nannte die Feste »Himmel.«

Hier herrscht also die eigenartige Vorstellung, daß den Wolken, den Meeren und den anderen Feuchtigkeitsträgern auf Erden noch eine Art »Himmelsozean« entspreche, ein unheimliches Draußen also und eine elementare Fremdmacht — vielleicht ähnlich dem, was die Griechen mit dem drohenden Okeanos am Rande der Welt meinten.

Gott, der Schöpfer, stiftet angesichts solcher bedrohlichen Gewalten nun zunächst *Ordnung*. Er scheidet das Wasser über der Feste von dem Wasser unter der Feste; er setzt Grenzen und hält das Chaos von der Wohnstatt seiner Kinder fern.

Doch die Macht der Zerstörung, wie sie im Bild des Himmelsozeans dargestellt ist, droht nach wie vor einmal loszubrechen. Der potentielle Weltuntergang liegt sozusagen immer auf der

Lauer. Wenn einmal die Grenze zwischen den Wassern, wenn die Feste, die Gott gesetzt hat, schwinden sollte und wenn durch die Berührung des oberen mit dem unteren Ozean so etwas wie eine kritische Masse entsteht, bricht das an den Rand der Welt gestaute Chaos los und über uns herein. Eben das ist in der Sintflutkatastrophe geschehen, als sich die Schleusen des Himmels öffneten und die Dämme zwischen oben und unten zerbarsten.

Sind das nicht ganz moderne Gedanken, die hier mit den begrifflichen Mitteln des Mythos gedacht werden? Ist uns das Wort von der »kritischen Masse« nicht durch die Zündung der Atombombe vertraut — wenn auch hier in einer ganz anderen Sprache, nämlich mit den begrifflichen Mitteln der Physik? Berühren sich hier Urzeit und Moderne nicht so, daß wir erschauern?

Freilich müssen wir, um nicht ins Phantasieren zu kommen und nicht übertriebene Ähnlichkeiten zu konstruieren, den entscheidenden Punkt in dieser Parallelität genau anpeilen. Diesen entscheidenden Punkt — das »tertium comparationis«, wie man zu sagen pflegt — möchte ich folgendermaßen bezeichnen:

Dort, wo Gott seine großen Strafgerichte vollzieht — wie in der Sintflut — geschieht das nicht in Form von wunderhaften Eingriffen und jäh himmlischen Donnerschlägen, sondern so, daß er die Menschen — wie Paulus es einmal formuliert — an die zerstörerischen Folgen ihres Tuns »dahingibt« (vgl. Römer 1, 24), daß er sie also sich selbst überläßt. Er gibt der Verderbtheit des Menschen sozusagen die fürchterliche Chance, sich auszutoben und das Experiment bis zum letzten Ende durchzuspielen — bis fünf Minuten nach Zwölf, wie Hitler das auszudrücken pflegte —, damit er sieht, wohin ihn seine Initiative führt.

Das ist gleichsam der »Stil« göttlicher Gerichte, daß der Mensch so an seine eigene Unseligkeit dahingegeben wird und daß er sich folglich *selbst* richtet, indem Gott ihn richtet. »Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen«, so singt das Lied von Napoleons Wahnsinnsfeldzug nach Rußland. Aber hat sich Napoleon nicht selbst gerichtet, indem der Herr ihn so richtete und ihn schlug und seiner frevlerischen Lebenskurve überließ?

Die Mächte der Zerstörung sind ja mitten in der Schöpfung

noch *da*: Die Atomkerne — hat Gott sie nicht geschaffen? — brauchen nur gespalten, die Bakterien brauchen nur losgelassen, mit der Erbmasse braucht nur Schindluder getrieben, die Gene brauchen nur angetastet und aus den Gaben der Schöpfung brauchen die Gifte nur herausdestilliert zu werden — o ja, die Mächte der Zerstörung sind durchaus noch da, und der Himmelsozean wogt hinter seinen Dämmen. Wir leben ausschließlich von der Gnade Gottes, die den zerstörerischen Potenzen ihre Grenzen gesetzt hat.

Das ist nun das furchtbare Geheimnis der Welt, wie es in den ersten Kapiteln dieses alten Buches enthüllt wird: daß der Mensch sich von eben jener Gnade, die das Unheimliche und die Kraft der Zerstörung hintanhält, *lossagen* kann. Zuerst will er auf die Einflüsterung der Schlange hin »sein wie Gott«; und schon überschreitet er die erste und maßgebliche Grenze, die ihm gesetzt ist. »Auf daß Adam nicht werde wie unsereiner«, wird eben dieser Adam, wird »der Mensch« aus dem Frieden des Gartens Eden vertrieben und muß den Tod als die Grenze seiner Endlichkeit erfahren. Er muß es wissen, daß er »nur« Mensch, daß er Erde und Asche ist. Indem er das lernt, rasseln die Schranken der Zeitlichkeit vor ihm nieder.

Dann kommt Kains Brudermord, kommt die Angst des schlechten Gewissens, kommen Unrast und ewige Flucht.

So geht das Gefälle immer weiter. Die Verderbtheit breitet sich aus wie ein Steppenbrand, über den nun die Gewalt der Sintflut hereinbricht.

Immer ist es dasselbe Lied: Indem der Mensch das Unheilige tut, provoziert er das gestaute Unheil. Indem er nicht mehr von der Gnade leben will, brechen die Dämme, die durch die Gnade gehalten werden.

Man darf sich auch das wieder nicht so vorstellen, als ob der Mensch sich im Stil des Prometheus von Gott offen und programmatisch *lossagen* müßte. Die Geste der geballten Faust wider den Himmel wird kaum je vollzogen. Wir sprachen schon einmal darüber. Der Mensch braucht auch nicht ein programmatischer Atheist oder Antichrist zu werden. Er kann das alles viel heimlicher besorgen: Schon wenn er seine Macht anbetet — wenn er Fleisch oder Atomkraft für seinen Arm hält* und wenn

* Vgl. Jeremia 17, 5; dazu 2. Chronik 32, 8; Psalm 44, 4.

er sich der Illusion hingibt, er könne mit militärischem Potential und politischer Intelligenz die Welt in Ordnung und Balance halten —, hat er sich von jener Gnade losgesagt und den Damm vor dem Himmelozean angebohrt. Schon wenn er meint, durch den Wohlfahrtsstaat die Menschen von Not und Angst befreien zu können, erklärt er sich von jener aufhaltenden Gnade unabhängig und drückt Knöpfe nieder, die heimliche Signale für Katastrophen auslösen. Vor allem dann, wenn wir Leute sind, die zwar den kirchlichen Routinebetrieb in Taufen, Trauungen und christlichen Begräbnissen ruhig weiter über sich ergehen lassen, im übrigen aber sehr handfest ihre Sorgen anbeten, der Wohlstandsvöllerei und ihrer Seichtigkeit erliegen; wenn wir also Leute sind, die ihren Nächsten in seiner Not übersehen und so Schaden an ihrer Seele nehmen: auch *dann* und *gerade* dann treiben wir Schindluder mit jener Gnade, die über den Dämmen des Unheils wacht.

Darum könnte die Welt, die wir aus eigener Kraft zu beherrschen meinen, eines Tages *über* uns kommen, weil das, womit wir vermessen spielen, uns über den Kopf wächst, und weil Gott seiner nicht spotten läßt. Er könnte plötzlich aufhören, sein bewahrendes Halt zu sprechen, und die entfesselten Elemente würden uns in ihren Wirbel reißen.

Weil die Bibel diese Möglichkeit, wie unsere menschliche Geschichte weitergehen und scheitern könnte, immer im Auge hat, ist auch so viel vom *Ende* in ihr die Rede: vom Ende der verderbten Menschheit in der Sintflut, vom Ende der Gottlosen, die er aufs Schlüpfrige setzt (vgl. Psalm 73, 18), vom Ende der Welt, wenn die Gestirne herniederstürzen und der Mond wie Blut wird, und vom Ende aller Zeitlichkeit im Jüngsten Gericht und in der Wiederkunft des Herrn.

Wieder zeigt sich hier eine merkwürdige Parallele zu unserer eigenen Situation:

Auch diejenigen unter uns, die vielleicht der Botschaft dieses alten Buches weit entrückt sind, ahnen doch die Möglichkeit des Endes. Wir wissen, daß ganz einfach die technische Voraussetzung besteht, das Menschengeschlecht auszurotten und mit ihm zusammen Tiere und Pflanzen, also das Leben schlechthin. Wir haben natürlich andere Begriffe und andere Vorstellungen,

um dieses Ende zu denken. So gerne wir aber sonst über Märchen und Mythen die Nase rümpfen: Die Geschichte vom Himmelseozan und von der Möglichkeit des lauernenden Unheils an den Grenzen der Schöpfung schlägt uns in Bann, und unsere stolze Intellektualität hat Hemmungen, Sarkasmus abzusehen. Wir spüren, daß hier das Thema des Endes und der Selbstzerstörung aller Dinge angeschlagen wird.

Gerade das ist eben auch *unser* Thema.

Daher müssen wir hier genau aufpassen und dürfen uns durch die Verschiedenheit der Vorstellungsformen nicht beirren lassen.

Andererseits: wie verschieden wird nun auch *sachlich* das Thema dieses Endes hüben und drüben, in der Sintflutgeschichte und im Atomzeitalter, behandelt! Ich habe fast Hemmungen, hier die apokalyptischen Vorstellungen über das Atomende zu besprechen, wie sie in unseren Illustrierten und in den Sensations- und Gruselbroschüren behandelt werden. Dennoch muß ich wenigstens den Schwerpunkt dieser heutigen Angstphantasien herausheben, damit uns die grandiose Andersartigkeit des biblischen Berichtes klar wird:

Wir stellen uns den Weltuntergang durch das Atom in der Regel so vor, daß schließlich in irgendwelchen entlegenen Welt-ecken nur ein paar Menschen überleben, die obendrein in ihrer Erbmasse geschädigt und nur noch ein trübes, degeneriertes Abbild des homo sapiens sind. Sie sind wieder Primitive wie in der Urzeit und beginnen aufs neue mit Pfeil und Bogen. Die raffinierte Kriegsmaschinerie hat nicht nur das Leben auf der Erde, sondern sie hat sich auch selbst ausgerottet. Aber auch die Dome sind hin, die Vögel singen nicht mehr. Wer Hölderlin war und Luther und Sokrates, weiß keiner mehr von diesen neuen Primitiven, die in entlegenen Bergmassiven und Wüstenen überleben.

Damit habe ich einige Züge genannt, wie sie in den Atom-Apokalypsen seit dem letzten Weltkrieg auftauchten, wie sie tausendfach zu Papier gebracht und millionenfach durch die Rotationsmaschinen gedreht wurden.

Nun braucht man nur den Text der Sintflutgeschichte einmal langsam und laut zu lesen, um sofort zu spüren, daß die Themen und Schwerpunkte dieser Geschichte ganz woanders

liegen und daß hier eine völlig andere Luft weht. Da wird nicht, wie das die mittelalterlichen Maler noch gerne taten, in Phantasien des Schreckens gewühlt. Hier werden keine Abschiedsszenen angesichts der großen Flut, keine weinenden Mütter, keine Qualen des Ertrinkens geschildert. Die Sintflut ist nur — ähnlich wie das ein moderner Bühnenmaler tun mag — mit einigen Strichen und Farben angedeutet, mehr nicht.

Denn die Flutkatastrophe spielt gar nicht die Hauptrolle in jenem Drama, das hier über die Bühne geht, ebensowenig wie die Fremde im Gleichnis vom verlorenen Sohn die Hauptrolle spielen darf. Sintflut und Fremde sind nur die düstere Kulisse, die das eigentliche Geschehen am Rand umgibt.

Dieses *eigentliche* Geschehen läßt sich auf die ganz schlichte Formel bringen: Gott gedachte Noahs — genau wie der Vater an seinen Sohn denkt, der in der Fremde umherirrt. Gott dachte an den einen Getreuen, der an der Gnade Gottes festhielt. Für diesen *einen* Getreuen hielt er die Arche als den Ort der Zuflucht und als Stätte der Bewahrung bereit.

Der Bericht darüber, wie einer da an der ewigen Hand die Katastrophe überstand, wie ihm die Taube mit dem Ölzweig als Signal der Behütung geschickt wurde und wie er dann eine neue Welt empfing und noch einmal eine Zeit des Wiederbeginns und der Chance anbrechen sah, wie nämlich *noch einmal* das Wort gesprochen wurde »Es werde« —: das ist das *wirkliche* Thema dieser Geschichte. Denn auch dann, wenn von Katastrophen und Untergängen die Rede ist, kann Gott nie ein Gott des Endes sein. Er gewährt immer Anfänge. Gott ist positiv. Seine Barmherzigkeit ist alle Morgen neu (vgl. Klagelieder 3, 23). Man muß es nur sehen lernen. Und Glauben heißt letztlich gar nichts anderes, als *daß* man es sieht.

So kommt im Leben alles darauf an, diesen einen Blickpunkt festzuhalten, daß Gott etwas mit Noah, mit dir und mir vorhat, ganz gleich, in welches Kuvert von Schicksalen dieser Lebensplan auch hineingefaltet sein mag, ob in Sintfluten und Rückschläge oder in berufliche Erfolge und Liebesglück.

Was ist die Sintflutgeschichte ohne diesen entscheidenden Blickpunkt, daß Gott seinem Getreuen nun auch seinerseits die Treue hält, daß er zu bewahren und zu leiten und ungeahnte Geborgenheit zu schenken versteht?

Wenn man sich dieses Entscheidende wegdenkt, dann ist der

Sintflutbericht nur ein Stück Meteorologie und Klimakunde. Sie ist dann ein Bericht über eine vorgeschichtliche Flutkatastrophe, wie er in merkwürdiger Übereinstimmung von vielen Völkern in ihren Sagen bewahrt worden ist.

Das, was die Bibel uns hier berichtet, ist aber mehr als eine Chronik neben anderen. Die beiden biblischen Schriftsteller, die diese Geschichte verfaßt haben, horchen vielmehr die Urberichte auf ihr geheimes *Thema* ab und erkennen in ihnen das Walten einer ewigen Hand, die Himmel und Erde in den Dienst ihrer Gerichte stellt und die mitten in diesen Gerichten zugleich ein gnadenvoll Neues stiftet.

Sieht man jene richtende und stiftende Hand nicht mehr am Werk, dann verwirren sich — sofort! — die Bilder der Sintflutgeschichte zum Durcheinander einer zerstörerischen Katastrophe und zu dem geballten Rätsel eines vieltausendfachen sinnlosen Sterbens von Greisen, Frauen und Kindern — wie das alles in den uralten Flutsagen der anderen Völker ja auch vorkommt. Dann überfällt uns diese Geschichte so, wie die Nachricht vom Erdbeben in Lissabon 1755 erschreckend in die Lichthelle der aufklärerischen Welt hineinbrach und die Menschen an Gott irre machte.

Ich möchte das, was ich meine, an einem Vorgang des Fernsehens verdeutlichen:

Wer mit einem solchen Apparat noch nicht umzugehen weiß und an falschen Knöpfen dreht, dem kann es passieren, daß er statt eines geordneten Bildes nur zitternde Schraffierungen auf den Bildschirm bekommt. Im technischen Zeitalter sind wir nun viel zu rational eingestellt, als daß wir durch solchen Strich- und Linienzauber unseres Bildschirms auf die Idee kämen, der *Sender* mutete uns derart verrücktes Zeug zu. Wir wissen, daß unsere falschen Einstellungen es sind, die diese optischen Verwirrungen erzeugen, und daß der *Sender* völlig geordnete Bilder ausstrahlt. Die Verwirrung liegt nicht am Senden, sondern an unserem Empfangen.

Mir scheint nun folgende Beobachtung wichtig zu sein:

Sobald es sich um unsere Lebensschicksale handelt, denken wir gänzlich anders als vor dem Bildschirm: Wie oft erscheinen auf dem Bildschirm unseres Lebens ebenfalls derartig chaotische Verschlingungen, derartige Ballungen von Pech und sinnlosen

Zufällen. Wir erleben das Sterben einer jungen Mutter, die ihren unmündigen Kindern geraubt wird, während ein alter, lebenssatter Mann, der sich den Tod wünscht, nicht zum Sterben kommen kann. Wir leiden unter der Erfolglosigkeit unserer treu geleisteten Arbeit und sehen darin keinen Sinn. Ich muß zusehen, wie mein Chef gerade in dem Augenblick versetzt wird, wo ich durch ihn befördert werden sollte. Solche wirren Verschlingungen auf dem Bildschirm unseres Lebens sind uns ein einziger Beweis für die Nichtexistenz Gottes. Wir kommen uns vor wie vaterlose Kinder, die von Schicksalsmächten umzingelt und die wehrlos dem Zufallsspiel ausgesetzt sind.

In unser Bild übertragen heißt das: Sobald wir dem Sinnlosen ausgeliefert sind und kaum noch die Frage nach dem Warum stellen — weil diese Frage ja *doch* aussichtslos wäre! —, suchen wir die Schuld nicht mehr in unseren falschen Einstellungen, sondern wir sagen: Der Sender funktioniert nicht, oder der Regisseur wird wohl seine himmlischen Mischpulte verlassen haben, oder es gibt gar keinen Regisseur. Wer von uns kommt noch auf die Idee, daß das Wirrsal in seinem Leben, aus dem er nicht mehr klug wird, an ihm selbst und an seiner falschen Einstellung liegt?

Es wäre allerdings unredlich von mir, wenn ich verschweigen wollte, daß das Bild vom Fernsehschirm auch hinkt:

Denn wir haben nicht die Verheißung, daß uns bei richtiger Einstellung — das heißt also: wenn wir glauben und die wartende Hand Gottes im Auge behalten — immer klare und eindeutige Bilder von dem erscheinen, wie Gott unser Leben leitet und was er uns mit dem Rätselhaften sagen will. Von vielem wird auch hier gelten, daß wir es »hernach« erfahren werden und daß wir es im Augenblick eben *nicht* verstehen können. Hat denn Noah verstanden, was da geschah, als er bei heiterem und wolkenlosem Himmel aufgefordert wurde, eine Arche zu bauen? Hat er begriffen, was diese fürchterliche Katastrophe bedeutete? Er sah doch Menschen in dieser Flut versinken, die ihm vielleicht lieb waren und von deren Schuld er nicht überzeugt sein konnte. Auch er wird ungelöste Fragen in seinem Herzen bewegt haben.

Aber nun muß ich mir selbst einen Einwand machen:

Könnte man nicht auf die Idee kommen, das Wort von dem

»hernach erfahren« sei eine sehr windige Auskunft? Sind wir nicht auf eine etwas billige Tour auf den Himmel vertröstet, wenn wir im Augenblick bloß die negative Auskunft erhalten, die Frage nach dem Warum könne nur mit einer Fehlanzeige beantwortet werden und wir müßten uns damit begnügen? Warum läßt Gott uns mit den Rätseln so allein? Warum macht er es uns so schwer?

Auch hier antwortet uns der Chor der biblischen Zeugen, daß uns Gott damit eine positive Aufgabe stellt. Vielleicht hat niemand so tiefe Dinge über diese Frage ausgesprochen wie Kierkegaard. Er sagt uns nämlich: Absolut sichere Gewißheiten gibt es nur in der Mathematik. Aber die lassen uns auch entsprechend kühl. Wenn wir den pythagoreischen Lehrsatz einmal begriffen haben, kann uns seinetwegen nie mehr ein Zweifel, nie mehr eine Anfechtung kommen. Von ihm geht keine Unruhe für unser Herz aus, denn unser Intellekt hat die Einsicht in seine Richtigkeit ein für allemal für uns erledigt.

Aber wie ist es mit den anderen Gewißheiten in unserem Leben? Wie ist es etwa mit einem Menschen, an dem wir sehr hängen und der plötzlich etwas tut, das wir nicht mehr verstehen und das uns eben *nicht* so einsichtig ist wie der pythagoreische Lehrsatz? Was passiert, wenn wir einem Menschen, wenn wir seiner Ehrenhaftigkeit und der Integrität seines Charakters bis ins letzte vertrauen, und er tut plötzlich etwas, das diese Lauterkeit seiner Natur in Frage stellt? Nehru hat berichtet, daß er als junger Mann seinen Lehrmeister Gandhi in seinen Entscheidungen oft nicht verstanden habe. »Am Ende«, »hernach«, sei es dann doch immer richtig gewesen. Diese Erfahrung habe sich auf sein Verhältnis zu Gandhi merkwürdig ausgewirkt: Wenn Gandhi etwas ganz Befremdliches, ja verhängnisvoll falsch Erscheinendes und Sinnloses getan habe, dann habe er — Nehru — es schließlich nicht mehr fertiggebracht, sich brüsk von ihm loszusagen und seine eigenen Wege zu gehen, sondern dann hätten solche Situationen sein Vertrauen zu Gandhi nur in die äußerste Zerreißprobe gestellt. Und je unruhiger die objektive Ungewißheit über Gandhis Vorgehen ihn gemacht hätte, desto inniger habe sich sein Herz, sein Vertrauen zu diesem überlegenen Menschen geflüchtet, desto mehr habe er sich geistig an ihn geschmiegt. Je unruhiger sein Herz geworden, je angefochtener sein Verstand gewesen

sei, desto mehr sei er auf sein Vertrauen, auf das Wagnis seines Glaubens an Gandhi angewiesen gewesen, und desto mehr sei dieses Vertrauen zu seiner Fülle gekommen und schließlich zur Unerschütterlichkeit gereift.

Ganz in diesem Sinn drückt es Kierkegaard aus: Gerade wenn ich keine objektive Sicherheit, wenn ich keine Gewißheit des Betastens, Fühlens und Sehens habe, erwacht die »unendliche Leidenschaft der Innerlichkeit«.

Das ist nur ein sehr menschliches Beispiel, sogar ein Beispiel aus der nichtchristlichen Welt. Sicher hinkt es auch. Dennoch kann uns an diesem Modellbild das Geheimnis der göttlichen Führung unseres Lebens und der Weltgeschichte aufgehen:

Gerade wenn wir eine Katastrophe wie die Sintflut oder auch die kleinen reißenden Bäche und Überschwemmungen in unserem persönlichen Leben nicht mehr verstehen, wenn wir unruhig und angefochten darüber werden, dann möchten uns ausgerechnet diese Sorge, diese Anfechtung und sogar die Angst zu Materialien unseres Glaubens werden. Je mehr wir aus solcher Unruhe heraus bekennen lernen: »Dennoch bleibe ich stets an dir«, desto näher werden wir dem Herzen Gottes kommen, um so getrösteter werden wir sagen lernen: »Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl; das macht die Seele still und friedevoll.«

Als solche, die nicht wissen, vertrauen wir dem, der weiß. Als solche, die nicht wissen, warum er etwas tut, glauben wir, daß er weiß, wozu er's tut.

Darum sind die großen Glaubenden in der Geschichte, sind Luther und von Bodelschwingh und Jung-Stilling auch immer schwer geprüfte Menschen gewesen, Leute, denen das Wasser oft bis an die Kehle ging und die in den Abgrund dunkelster Verzweiflung und Ratlosigkeit stürzten. Gerade deshalb verfügten sie über ein reichliches Rohmaterial, aus dem der Glaube geformt werden konnte. Sie alle erfuhren je auf ihre Weise das Wunder jener Wandlung, daß Gott die Steine der Angst in das Brot eines getrösteten Vertrauens umbilden kann.

Es ist also sehr wichtig, das *Thema* unserer Geschichte richtig zu bestimmen, und ich muß es etwas ausführlicher behandeln, um das möglichst genau zu besorgen. Es geht eben nicht um eine vorgeschichtliche Epoche klimatischer Ereignisse, für die

sich Naturwissenschaft oder Archäologie interessieren. Es geht hier nur um eines: was diesem Menschen Noah von Gott aus widerfährt. Es ist die Geschichte von einem Überleben mit Gott.

Hätte Noah nur auf die Elemente geblickt, und sein Auge über die Weite der Wasserwüste schweifen lassen, so wäre er vor Angst vergangen. Denn da fand sein Auge keinen Halt, und auch die Zeit schien unabsehbar. Es wäre ihm ähnlich gegangen wie dem sinkenden Petrus, der beim Versuch, über das Wasser zu gehen, seinen Herrn aus dem Auge verlor und dann — allein mit den Elementen — nur noch Wogen sah und darum absackte.

Noah aber gibt sich nicht dem Eindruck der Flut und des Katastrophenschicksals hin, sondern hält sich einfach an die Zusage Gottes, daß er noch etwas mit ihm vorhabe. Er weiß auch, daß ihm keine Arche mehr helfen könnte, wenn er die Hand dessen verlöre, der ihn und die Seinen über den Fluten hält. »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen«; mit solcher Gewißheit überlebt er *wirklich*. Die Bohlen der Arche sind gar nichts anderes als arme Instrumentarien, die jene Zusage verwirklichen müssen und die ohne deren Segen wertloser Plunder wären. Wenn der Herr die Arche nicht bauen und führen würde, wäre sie umsonst gebaut (vgl. Psalm 127, 1).

Von da aus stellt sich uns noch eine letzte Frage:

Ist es nicht genauso mit der Art, wie wir den Tod, wie wir die Sintflut am Rande unserer Endlichkeit überleben? Wie kommen wir überhaupt auf die verwegene Idee, daß mit dem Tode *nicht* alles aus sei und daß wir »unsterblich« wären? Welche Anstrengungen haben Denker und religiöse Menschen nicht gemacht, um das zu beweisen! Sie haben vor allem die Unsterblichkeit der Seele gelehrt. Sie haben gemeint, der innerste Ich-Kern, eben die sogenannte Seele, bilde eine Art Arche, die uns über die große Flut des Todesstromes Styx an das Gestade der Ewigkeit trage. Nur unser Leib versinke in jener Flut, die Seele aber sei unzerstörbar.

Es ist sicher recht verwunderlich, daß die Bibel von alledem nichts weiß und daß solche Art von Unsterblichkeitslehre eben *nicht* auf christlichem Boden gewachsen ist, obwohl sie auf Schleichwegen einen Zugang in mancherlei kirchliche Predigten und Grabreden hineingefunden hat.

Gesetzt einmal, jene Unsterblichkeitslehre, jene These von der »Unzerstörbarkeit der Seele«, sei wahr, und ich würde mein Vertrauen auf sie setzen: gliche ich dann nicht einem Noah, der auf die Unzerstörbarkeit und Schwimmtüchtigkeit seiner Seelenarche vertraute und dem die *Verheißung* seines Herrn, daß er — er allein! — ihn an das Ufer eines neuen Anfangs führen wolle, gleichgültig wäre? daß auch die *Hand* seines Herrn für ihn gleichgültig wäre, die ihm in der Öde der Wasserwüste Frieden, Geborgenheit und Hoffnung schenken will? Beruht die Sicherheit Noahs wirklich nur auf dem Kalkül der Schiffsbaukunst und auf dem Glauben an die Festigkeit seines Materials? Besteht der Glaube an die Unsterblichkeit, an unsere vermeintliche Überlegenheit über den Tod, wirklich nur in der Annahme, daß unsere Seelensubstanz unzerstörbar sei, daß niemand und nichts, selbst der Tod nicht, dieser Seelenarche etwas anhaben könne?

Ich brauche das nur so auszudrücken, um sichtbar zu machen: der Glaube an die sogenannte Unsterblichkeit der Seele ist überhaupt kein Glaube; er ist vielmehr eine höchst fragwürdige Annahme, die man sich auch als kompletter Heide und Weltmensch leisten kann. Man kann sie sich leisten, ohne auch nur einen Deut nach Gott zu fragen. Man kann sie sich sogar dann noch leisten, wenn man die Auferstehung des Herrn für ein höchst überflüssiges Spectaculum frommer Phantasie hält. Unsterblichkeitsglaube in diesem Sinn ist gar nichts anderes als ein wahnwitziges Vertrauen auf die Arche, auf die »Seelenarche« — ohne Rückhalt an der Hand, die unsere Häuser und Archen segnet, und ohne das Leuchten seines Angesichtes, dessen Entzug uns in Schrecken und Staub und ewigen Tod stürzen würde (vgl. Psalm 104, 29). So fährt Noah gerade *nicht* über die Wasserwüste.

Luther hat einmal in einem sehr tiefsinnigen Wort ausgesprochen, auf welche Art der Unsterblichkeit das biblische Denken hindeutet: »Mit wem Gott zu reden begonnen hat, es sei im Zorn oder in der Gnade, der ist fürwahr unsterblich.« So ist es, so! Wenn Gott mit einem Menschen eine Geschichte beginnt, wenn er ihm sein Wort ausrichten läßt, wenn sein pfingstlicher Geist ihn anrührt und dieser Mensch ihm nun antwortet, wenn er also seinem Gott vertrauen lernt, von ihm Vergebung

empfängt und alle seine Hoffnung auf ihn setzt, dann *bricht Gott diese Geschichte nie mehr ab*. Dann hält er ihm die Treue, und dann darf auch der Tod nicht mehr dazwischentreten.

Unsere wirkliche Unsterblichkeit ist gar nichts anderes als ein anderer Ausdruck für die Treue Gottes, die stärker ist als der Tod und die unser Vertrauen nicht zuschanden werden läßt. »Es« gibt keine Unsterblichkeit, sondern »er« gibt sie. (Gott kann auch im Zorn mit uns reden, und es gibt, wie Luther andeutet, auch eine Geschichte Gottes mit dem Unglauben. Auch *diese* Geschichte hört in Ewigkeit nie auf, und man mag hier, obwohl es einen schaudert, von einer Unsterblichkeit des Schreckens sprechen. Jedoch gehört das nicht in diesen Zusammenhang.)

Deshalb verstehen wir, warum Jesus Christus zu dieser Unsterblichkeit hinzugehört: »Damit er uns« — ich zitiere noch einmal das tröstliche Wort des Matthias Claudius — »hebe und halte, wenn wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben müssen.« Denn in ihm berührt uns ja diese Geschichte Gottes, durch die er sich mit uns verbindet und uns eine Gemeinschaft schenkt, die den Tod überlebt. Denn was soll uns scheiden von der Liebe Gottes, die in diesem Jesus ist? Sollte irgend etwas mächtiger sein können als seine Liebe? Sollte es eine Schuld geben können, der gegenüber die Erlösung zu schwach wäre und die also nicht vergeben werden könnte? Sollte der Tod mächtiger sein als das Leben, das Gott schenken will?

Jetzt müßten wir die Osterlieder der Kirche miteinander lesen, damit es uns wie Schuppen von den Augen fällt und wir verstehen, wie wir durch alles, durch Sintfluten und Sintbrände, durch Zweifel und Verzweiflung, durch Alter und Tod, Grab und Verwesung in Gnaden hinübergezogen werden, weil da einer ist, der die düstere Umzingelung des Todes durchstoßen hat und uns eben nicht aufgibt.

Auf diesen Ton — daß wir die Gesellen Jesu Christi bleiben, die er hindurchreißt — sind ja alle jene Lieder gestimmt. Darum müssen die Trauergeister weichen, weil Jesus hereintritt. Und an den brüchigen Wänden der vergehenden Welt bricht sich das Christenlachen, weil in alle berstenden Trümmer — auch in die

Trümmer unseres vergehenden Leibes – jene Hand gereckt ist, die uns hervorzieht.

So kommen wir durch die Wehen des Todes – genauso wie Noah über die Fluten kam. Wir sind Überlebende, weil wir im Bund mit dem Fürsten des Lebens stehen. Das ist die Unsterblichkeit der Patriarchen und Propheten und Jünger. Und wenn wir die nicht hätten, wären wir die Elendesten unter allen Menschen. Wir wären Sektierer und Scharlatane, wenn wir es ohne dieses wagten, von der Auferstehung am dritten Tage zu sprechen.

So steuert Noah über die endlose Flut dahin und hat Frieden. Er weiß, daß seine Taube das Trockene finden und das versöhnliche Zeichen des Ölzweiges bringen wird – wenn heute nicht, dann morgen oder sonst übermorgen.

Noah sieht mehr als das Wasser. Er weiß um das neue Leben, das sich tief unter ihm bilden wird. Er weiß, daß der Tag kommt, an dem Gott über den Wüsten *noch einmal* sein »Es werde« ruft, und daß dann *noch einmal* seine Geschichte – »sei es im Zorn oder sei es in der Gnade« – beginnen wird und daß er alles an seine Ziele bringen muß: die Arche auf den Ararat, die Seinen ins ewige Leben und die Weltgeschichte an den Jüngsten Tag. »Denn gegen die Vorsehung Gottes ist kein Kraut gewachsen«, sagt Jung-Stilling einmal. Das liegt daran, daß Gott immer stärker ist als die Mächte der Zerstörung.

Selbst die Verderbtheit der Menschen, die immerhin die Sintflut provoziert hat, kriegt die Schöpfung Gottes nicht kaputt. Wenn sie heute den Menschen neu konstruieren wollen, wenn sie Ehen zerbrechen, die Familien zerstören und das Unterste zuoberst kehren wollen wie in China: Sie kriegen die Schöpfung nicht kaputt, weil Gott stärker ist als alles, das wider ihn aufsteht, und weil selbst der Tod als der »letzte Feind« durch ihn als den *Allerletzten* überrundet wird.

Aber wir dürfen nicht auf die Arche vertrauen, auf die politischen Rezepte und die Rüstungspotentiale, mit denen wir die Fluten überdauern wollen – und wer weiß, welche Prüfungen auch uns noch zgedacht sind! Sondern wir wollen uns an den halten, der majestätisch zu sprechen weiß: »Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!«, und der über der Weite der Gewässer und der Unend-

lichkeit der leeren Fläche doch jenen einen winzigen Punkt im Auge behält und nicht vergißt, wo Noah mit seiner Arche schwimmt, wo ich und du unser kleines Leben führen.

Während Noah die Taube ausschickt und seinem Gott zusignalisiert: »Ich sehe noch nichts, aber ich warte auf dich«, gibt Gott ihm die Antwort: »Aber ich sehe dich, und ich komme schon.«

Noah war ein gesegneter Mann, denn er wartete nicht voller Bangen auf das, was noch kommen *könnte*, sondern er wartete auf den, der bestimmt kommen *wird*, der ganz sicher zur rechten Stunde da sein wird.

Noah — das Abenteuer des Glaubens

DIE GESCHICHTE VON DER SINNFLUT

ZWEITER TEIL

Da redete Gott mit Noah und sprach: Gehe aus dem Kasten, du und dein Weib, deine Söhne und deiner Söhne Weiber mit dir. Allerlei Getier, das bei dir ist, von allerlei Fleisch, an Vögeln, an Vieh und an allerlei Gewürm, das auf Erden kriecht, das gehe heraus mit dir, daß sie sich regen auf Erden und fruchtbar seien, und sich mehren auf Erden.

Also ging Noah heraus mit seinen Söhnen und mit seinem Weibe und seiner Söhne Weibern, dazu allerlei Getier, allerlei Gewürm, allerlei Vögel und alles, was auf Erden kriecht; das ging aus dem Kasten, ein jegliches mit seinesgleichen.

Noah aber baute dem Herrn einen Altar und nahm von allerlei reinem Vieh und von allerlei reinem Geflügel und opferte Brandopfer auf dem Altar.

1. MOSE 8, 15–20

Das erschütterndste Wort, das in der Sintflutgeschichte steht, ist doch sicher dieses: Es reute Gott, daß er die Menschen gemacht hatte . . .

Haben wir wirklich recht gehört? Ist Gott denn nicht allwissend, so daß er solche Schöpfungs-Pannen voraussehen müßte, und ist er nicht mächtig genug, um sie zu verhüten? Ist ein Gott, der widerrufen, revidieren und umschalten muß, überhaupt noch ein Gott? Kompromittiert er mit all dem nicht seine vermeintliche Göttlichkeit? Oder besser und geradeheraus gesagt: Wird an solchen menschlich-allzumenschlichen Zügen des Gottesbildes nicht peinlich klar, daß es eben nicht auf »Offenbarung« beruhen kann, sondern daß hier menschliche Dichtung waltet — eine Dichtung, in der wir Menschen das Bild Gottes nach unserem Muster malen und das Porträt des launischen, unsicheren, irrenden und sich selbst korrigierenden Menschen an den Himmel projizieren? »Ist Gott denn ein Mensch, daß ihn etwas gereuen sollte?« (1. Samuel 15, 29).

Darum möchte ich gleich zu Anfang mit derselben Entschlossenheit, in der ich diese Frage stelle, die These dagegen setzen: Das, was uns einen Augenblick lang als Kleinkariertheit, als ein »Ungöttliches, allzu Ungöttliches« an Gott erscheinen mag, ist in Wirklichkeit das Geheimnis seines Herzens selbst. Wenn wir das nicht verstehen lernen, bleibt uns das revolutionierend Neue des Evangeliums verschlossen, und wir hören nicht einen einzigen Ton.

Wir müssen deshalb zunächst alle Anstrengung darauf verwenden, um das Wort vom *Gereuen* Gottes zu erhellen. Dazu rufen wir uns gewisse Partien der Schöpfungsgeschichte ins Gedächtnis:

Da hatte doch Gott dem Menschen so etwas wie »Freiheit« gegeben. Er hatte ihn vor den Walfischen, den Vögeln und den Elefanten herausgehoben. Sie alle können ja nicht darüber entscheiden, ob sie Fische, Vögel oder Elefanten werden wollen. Dem Menschen aber ist die Chance gegeben und die Last aufgelegt, selbst zu entscheiden, ob er ein Mensch oder ein Unmensch sein, ob er seine Bestimmung verwirklichen oder aber sie sabotieren will.

Gott will den Menschen ja nicht als eine Marionette, als eine Gliederpuppe, die peinlich genau und ganz mechanisch auf die leisesten Gesten seiner Finger reagiert. Sondern er will ihn als einen lebendigen Menschen, der das Zeug hat, ihm sein Herz zu schenken, der aber auch als Rebell wider ihn aufzustehen

und ihm als Prometheus den Kram vor die Füße zu werfen vermag.

Das also ist die Kehrseite dessen, daß Gott gütig und groß genug ist, das Geschenk der Freiheit zu verleihen. Nun nimmt er in Kauf, daß dieser Mensch die Freiheit auch *gegen* ihn gebraucht und daß er sich also *wider* ihn entscheidet.

Ob wir die Tragweite dessen auf den ersten Anhieb übersehen?

Wenn das nämlich so ist, dann sind auch unsere menschlichen Weltanschauungen, dann ist aller abergläubische Spuk, den unser Herz erzeugt, dann sind sogar Atheismus und Antichristentum und Nihilismus nichts Geringeres als Möglichkeiten, die Gott uns selbst zur Verfügung gestellt hat. Dann hat mir Gott also die Freiheit gegeben — ähnlich wie es der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn tut —, daß ich mich wirklich von ihm lossage und in die Fremde entweiche.

So ist es doch auch sonst im Leben: Wenn ich einem anderen Menschen — meinen Kindern oder meinem Untergebenen — bestimmte Freiheiten gewähre, wenn ich einem Mitarbeiter Prokura oder bestimmte Entscheidungsrechte einräume, dann habe ich meine eigene Freiheit entsprechend begrenzt und teilweise aufgegeben, denn ich mache mich ja abhängig von dem, was der andere mit seiner Freiheit anfängt.

Im Grunde beginnt damit das Leiden Gottes, das in Golgatha seinen Kulminationspunkt erreicht. Gott leidet an den Konsequenzen seiner Güte. Er leidet an dem, was die Menschen mit seinen Gaben tun. Das ist das Geheimnis vom leidenden Gott, das im Hintergrund aller christlichen Zeugnisse steht.

Ich muß daran immer denken, wenn ich die Frage höre: Wie kann Gott das zulassen? Ich habe noch im Ohr, wie mir während des Bombenkrieges diese Frage manchmal in größter Traurigkeit und manchmal auch in frechem Hohn gestellt wurde. Ein Flammenmeer wütete über der Stadt. Menschen rannten als lebendige Fackeln über die Straße. In den Kellern erstickten die Kinder. Die »Gustloff« mit Tausenden von Flüchtlingen versank. Dresden ging in Grauen und Todesangst unter. Und immer kam todsicher diese eine Frage: Wie kann Gott das zulassen?

Haben wir einmal darüber nachgedacht, daß alle derartigen Hexensabbate nichts anderes waren und sind — und in viel-

leicht kommenden Atomkatastrophen auch wieder sein werden —, als eben Ausdrucksformen jenes Schindluders, das der Mensch mit seinem Geschenk der Freiheit treibt? daß das alles mißbrauchte Vollmachten sind, daß es das verpraßte Kapital des Vaters und im Grunde nichts anderes als die geschändete Gabe Gottes ist? Die Frage »Wie kann Gott das zulassen?« könnte für uns auch eine sehr aktuelle Zuspitzung gewinnen und etwa so geäußert werden: »Warum läßt Gott die Tyrannen und großen Quälgeister der Menschheit zu, warum schlägt er sie nicht tot?« Doch das wäre eigentlich, wie Dorothy Sayers, die bekannte Kriminalautorin* sagt, »eine etwas fernliegende Frage. Warum, meine Dame, hat er Sie nicht mit Stummheit und Blödsinn bestraft, bevor Sie vorgestern jene unbegründete und ungütige Verleumdung in die Welt setzten? Oder mich, bevor ich mich meinem wohlmeinenden Freund gegenüber so peinlich rücksichtslos benehmen konnte? Und warum, mein Herr, ließ er Ihre Hand nicht über dem Gelenk abfaulen, bevor Sie Ihren Namen zu jenem schmutzigen, kleinen Betrug hergaben? — So war es nicht gemeint, sagen Sie? Aber warum eigentlich nicht? Sind etwa Ihre Missetaten und die meinigen weniger häßlich, weil unsere Möglichkeiten, Schaden anzurichten, weniger ins Auge fallen als die gewisser anderer Leute? Oder wollen Sie behaupten, daß Ihre Taten und die meinigen Gott zu unbedeutend sind, als daß er sich damit plagen wollte? Das könnte eine zweischneidige Sache sein, denn in diesem Fall dürfte es für seine Schöpfung wunderbar wenig ausmachen, wenn er uns beide morgen auslöschte.«

Wenn wir also fragen: »Wie kann Gott das zulassen?«, wenn wir uns heimlich zuraunen, daß Gott der Hauptschuldige sei, daß die von ihm gelieferte Ware »Schöpfung« nichts taue und daß er vor ein Gericht zu zerren sei, wo die Mütter der Erschlagenen, wo die Waisen und Witwen der jämmerlich Zugrundegegangenen ihn verklagen könnten, — ich meine, wenn wir uns dies alles zuraunen, dann verrät sich hier wiederum jenes verhängnisvolle Talent des Menschen, einen Blitzableiter für seine eigene Schuld zu suchen: Gott ist schuldig, Gott ist schuldig! Es ist immer dieselbe Tour und derselbe Ton.

* Vgl. »Das größte Drama aller Zeiten«, übersetzt von Karl Barth, 1959, S. 24.

Müßte nicht eigentlich auch der verlorene Sohn an seinem Schweinetrog rufen: Warum hat der Vater mich gehen lassen? Warum hat er mir mein Erbe ausgezahlt? Warum hat er mich nicht an eine bewahrende Kette gelegt? Nun ersticke ich an meiner Freiheit, die ich mißbrauchte.

Aber gerade weil der verlorene Sohn das *nicht* versuchte und das Verschiebespiel mit der Schuld *nicht* betrieb, krallte er sich nicht in der Fremde fest. Eben deshalb, weil er sagen konnte: »Ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße«, durfte er heimkommen, und der Vater kam ihm sogar entgegen.

Verstehen wir jetzt, warum es zur Bekümmernng, zum Gereuen Gottes, kommt? Wagen wir wirklich noch zu behaupten, daß dies das Zeichen für einen menschlichen, allzu menschlichen Geist sei? Oder ist das nicht die Kehrseite dessen, daß Gott ein königlich Schenkender ist und daß er nun in Trauer und Schmerz feststellen muß, wie alles, was wir haben, in unseren Händen verdirbt und verkommt: wie uns die Macht über die Kreatur zum Größenwahnsinn verführt, wie die Freude des Zeugens zu schweinischer Brunst wird, wie unsere Vernunft zur käuflichen Hure wird und wie wir unser Wissen von den Elementen und Energien der Schöpfung benutzen, um eben diese Schöpfung damit in die Luft zu jagen?

Gibt es einen größeren Schmerz, als wenn wir jemandem unser Bestes schenken und opfern, und dieser jemand wirft es uns höhnisch vor die Füße, nachdem er vorher alles verlästert und beschmutzt hat, was uns lieb ist?

Ich glaube, wir verstehen jetzt, welcher Schmerz darin ausgesagt wird, wenn es heißt, daß es Gott reute, so gütig gewesen zu sein und Freiheit verschenkt zu haben. Gott hat ein Herz, das blutet und zuckt unter dem, was wir tun, denn wir gehen ihm nahe. Es ist ein väterliches Herz.

Darum ist es überaus verständlich und sehr bewegend, daß das biblische Wort uns auch von der entgegengesetzten Weise des »Reuens« etwas sagt: daß Gott nämlich vom Erbarmen über unsere *Verlorenheit* erfaßt wird, daß ihn auch die Sintflut gereuen kann und daß er ein Ende der Sühne will. So läßt er *noch einmal* einen Schöpfungsmorgen anbrechen mit Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Wir wären schlecht beraten, wenn wir nun meinten, hier sei der sogenannte »liebe« Gott am Werk, also jemand, der die Härte seines eigenen Sühnegesetzes nicht ertrüge und der dem hilflos gutmütigen Greis ähnele, in dessen Gestalt Wolfgang Borchert den lieben Gott auftreten läßt. Luther hat vielmehr das, was hier geschieht, unter dem Bild eines Kampfes Gottes mit sich selbst dargestellt: Gott, der Richter, ringt mit sich als Vater. Das ist das große Wunder, es ist das Unerwartete schlechthin, daß Gott in der Weihnachtsnacht den Frieden von seinen Engelchören auf die Erde herabsingen läßt, daß er die Wende der Äonen verkündet und daß er nun ganz und nur der Vater sein will, der uns an der Schwelle des Vaterhauses entgegenkommt, obwohl wir aus düsterer Fremde, beladen mit Untreue und Schuld, zurückkehren.

Wenn das nur die Gutmütigkeit des »lieben Gottes« wäre, hätte Jesus Christus nicht sterben müssen. Dann hätte es jenes opfervollen Tuns und Leidens nicht bedurft, kraft dessen er das große Weltgewicht hob und von unserem Rücken nahm. Nein, hier ist das Wunder mächtig, durch das Gott die »ira dei« (den Zorn Gottes) mit Hilfe seiner Liebe besiegt. Hier ist Schmerz und Kampf in Gott. Hier schlägt also wieder das Herz, das bebt und liebt, sich erbarmt und mitleidet. Hier ist kein Prinzip der Liebe und kein Gott der Philosophen — wie ihn Pascal nannte —, sondern hier ist eben »nur« dieses Herz.

Das Evangelium bedeutet nichts anderes, als daß Gott durch seine Wundertat das Gesetz von Schuld und Sühne durchbricht, daß nur noch seine Barmherzigkeit gelten soll.

Um diese Überraschung, um dieses Wunder eines neuen »Reuens« zu ermessen, brauchen wir nur die Menschen des Neuen Testaments zu betrachten, die zu Zeugen jenes Wunders werden. Von den Hirten auf dem Feld in der Weihnachtsnacht bis zu Petrus, dem dieses Wunder in der Majestät seines Meisters aufgeht, und vielen anderen, für die Gottes heilende und vergebende Güte in der Hoheit Jesu sichtbar wird: Keiner redet von einem »lieben Gott«, den sie schon immer gekannt hätten und der ihnen keine Überraschung mehr sein könnte. Ihre Reaktion ist ganz anders: Sie erschrecken, fallen zu Boden, gehen in Deckung, zittern und wagen nicht zu glauben, was ihnen widerfährt. Daß Gott sie aus dem Urgesetz von Schuld und Strafe herausreißt, daß er sie ohne Wiedergutmachung

annimmt, liebhat und sie sich recht sein läßt, das alles ist so überwältigend unerwartet, daß man es nicht ertragen kann, daß man die neue Situation erst verkraften muß.

Es gehört zu der dunklen Seite dessen, was man eine christliche Tradition nennt, daß wir dieses Erschauern unter dem Wunder Gottes kaum noch nachvollziehen können. Wir sind ein bißchen zu sehr daran gewöhnt. Das Evangelium ist vielen von uns keine Neuigkeit mehr, sondern eine allzu alte und vertraute Mär. Es ist aber wichtig, zu erkennen, daß die Heraufkunft einer neuen Welt nach der Sintflut und daß der Beginn des neuen Äons in Christus nur und allein in diesem überraschenden Wunder gründet, in einem Wunder und einer Neuigkeit, die kein Mensch verlangen oder errechnen kann. Dieses Wunder ist das »Reuen Gottes«. Nun bekümmert ihn der Jammer seiner Kinder und nun sagt er wider alles Erwarten — und diesmal ist es wirklich Gott *selbst*, der es zu seinem Kinde sagt, das tief in der Fremde steckt —: »Dennoch bleibe ich stets an dir.«

In der Weltstunde der Sintflut gibt es nur einen, an dem Gott nicht gescheitert ist: Noah. Wer ist dieser merkwürdige Mann?

»Noah war ein frommer Mann und ohne Tadel und führte ein göttliches Leben zu seinen Zeiten.« War Noah also das, was man als »ethisch hochstehend« zu bezeichnen pflegt? War er der moralische Primus seiner Zeit? Wenn das so gewesen sein sollte, dann ist es ganz gewiß nicht das Geheimnis seiner Bewahrung.

Das Geheimnis sitzt woanders: Noah ist ein hörender — oder sagen wir schöner — ein hörsamer Mensch, der auch das Ungewöhnliche tut, wenn Gott es von ihm fordert, der zum Beispiel bei strahlendem Sonnenwetter und mitten auf dem Lande, fern von Flüssen und Meeren, ein Schiff, ein richtiges Schiff, baut. Denn Gott hat es ihm so gesagt. Er gehört offensichtlich nicht zu jener Sorte Mensch, die etwas nur deshalb tut, weil es die anderen eben auch tun, weil »man« es also tut. Es gibt keine Stunde am Tag, in der er sich nicht nach dem Willen Gottes erkundigt und sich dann Schritt für Schritt von ihm führen läßt.

Schon als Kind hat es mir großen Eindruck gemacht, daß Noah ja nicht nur den allgemeinen Pauschalbefehl hört: »Baue eine Arche!«, sondern daß er auch in jedem Teilstück — bei der Materialfrage, den Abmessungen, den Dichtungsarbeiten, also bis ins Detail hinein — immer »auf Anweisung« handelt, daß er beständig bereit ist, sich führen zu lassen.

So nimmt Noah auch die kleinen Dinge seines Lebens, das Detail und das Alltägliche, mit in seine Gemeinschaft mit Gott hinein. Noah betet nicht nur um die großen Dinge seines Lebens — daß Gott ihn und die Seinen in kommenden Katastrophen bewahren, daß er ihm die Chance des Überlebens gewähren möge —, sondern er redet mit Gott auch über die Bohlen, aus denen er die Arche fügt, über die Aufteilung der Räume und über das Pech, mit denen er dieses Monstrum von Schiff dicht macht. Sicher hat er dann später, als er mit seinem bunten Völkchen über der riesigen Fläche der Sintflut dahintrief, mit seinem Gott nicht nur über den Gesamtvorrat an Proviant gesprochen, sondern auch über die Futter- und Essensrationen, die er heute und jetzt für seine hungrigen Mäuler brauchte. Kein Thema ist zu klein — sagen wir ruhig einmal: zu banal —, als daß er Gott nicht damit kommen dürfte.

Genauso ist es ja auch bei uns: Nur dann, wenn wir nicht nur über das große Thema des Weltfriedens oder die Zukunft unserer Kinder mit Gott reden, sondern auch über unsere Zahnschmerzen, die uns peinigen, über den Brief, den wir schreiben müssen, über die Vorfreude auf ein Sportfest, über die Blume in einer Vase — nur dann haben wir Gott ständig in Gedanken und im Herzen. Denn unser Leben besteht ja aus einer Summe kleiner Dinge.

Das und nur das ist die Tugend Noahs, daß er ein vertrauender Mensch ist, daß er die großen und kleinen Weichenstellungen seines Lebens niemals nach eigenem Ermessen vollzieht, sondern nur Werkzeug sein will.

Beim Entscheidenden wirkt er überhaupt nicht mit, sondern da hält er nur still. Denn von diesem Entscheidenden sagt die Bibel in der kargen Größe ihrer Sprache: »Der Herr schloß hinter ihm zu . . .« Gott sichert ihn ab, daß die Elemente nicht eindringen können. Ein Geschlecht wie das unsere mag hier aufhorchen. Denn wir sind ja mit leidenschaftlicher Energie auf

Sicherheit und auf Versicherungen bedacht. Selbst die Mehrzahl der jungen Menschen jagt nach einer todsicheren Karriere mit Altersversorgung und hat wenig Laune für Abenteuer und Risiko.

Noah ist zwar nicht leichtfertig, und er spielt nicht mit dem Kitzel der Gefahr; aber nachdem er das Seine getan hat, läßt er Gott die Tür zuschließen. Denn das Pünktchen auf dem i und den Punkt hinter unserem Lebensprogramm können wir selbst nicht mehr setzen. Es kommt der Augenblick, wo wir zurücktreten müssen und uns treiben lassen dürfen, weil wir gewiß sind, daß ein anderer das entscheidende Schloß angerührt hat.

So fährt Noah als ein Abenteuerer des Vertrauens dahin. Er ist ganz auf die Geborgenheit in dem geworfen, der von außen abgeschlossen hat. Innen hat die Arche keine Türklinke und kein Schloß. Noah ist eingesperrt in einem engen Raum. Manchmal mag er Beklemmungen haben, manchmal mag ihn der Alldruck überkommen, als ob er im »Flaschenhals« säße. Wer von uns kennt die Angst der Enge, dieses Eingesperrtsein in irgendeine ausweglose Situation, denn nicht? Wer hätte noch nicht die Ohnmacht erlebt, aus irgendeiner Einkesselung und irgendeiner Zwangslage auszubrechen? Noah denkt an den, der ihn hier eingeschlossen hat, der den Schlüssel besitzt und der ihn zu seiner Stunde schon herausholen wird. Und wenn er an den denkt, ist alles gut.

Für den Abenteuerer des Glaubens ist die nächste Stunde und der morgige Tag immer eine unbekannte Größe X. Das Letzte aber ist gewiß: daß nämlich die Hand, die uns eingeschlossen hat, auch wieder aufschließt, daß unsere Arche auf dem Ararat landet und daß alle Irr- und Zickzackwege unseres Lebens an dem Vaterhause Gottes enden. Darum ist es ein Abenteuer, mit Gott zu fahren. Trotzdem ist es keine Fahrt ins Blaue.

So weiß Noah sich auch in den *äußeren* Dingen bei Gott geborgen. Er weiß, daß Gott zweifellos auch die Kontrolle über die Flutkatastrophe behält.

Es ist ja nicht wahr, daß der Gottesglaube nur einen *inneren* Halt gewähre. Manche Leute meinen das zwar und sagen: Die Religion ist eine ganz gute und praktische Sache im Leben; sie gibt Kraft und verschafft uns seelische Reserven, so daß wir das Schwere im Leben leichter ertragen können. Wer so denkt, rechnet gerade nicht mit dem lebendigen Gott, obwohl sich das

alles recht fromm anhört. Denn dieser Gott ist eben nicht nur ein Herr über unsere Seelenregungen, sondern auch ein Herr über das Schicksal selbst. Er gibt nicht nur die »innere« Tapferkeit, die Seelenhaltung sozusagen, in der wir eine furchtbare Krankheit ertragen, sondern er kann uns auch von dieser Krankheit selbst heilen. Er schenkt nicht nur so etwas wie Gelassenheit der Seele, wenn das Schifflin unseres Lebens unter entfesselten Stürmen dahintanz, sondern er braucht nur *ein* Wort zu sprechen, dann sind die Wogen glatt — wirklich die *äußeren* Wogen, und nicht nur die Wellen unserer Seele und der erregte Pulsschlag unseres Herzens.

Gerade so gibt er auch dem Noah in seinem Kasten nicht nur »Seelenfrieden«, sondern er sorgt auch, daß die Flut ihm nichts anhaben kann. Er hat auch sein *äußeres* Schicksal in die Hand genommen.

Ich finde es wunderbar schön und tröstlich, daß Gott hier ganz außerhalb aller frommen Innenbezirke, wirklich ganz »äußerlich« an der Arbeit ist; daß er auch bei den Hunden und Katzen, den Elefanten und Zaunkönigen ist, die ja gar nicht so etwas wie Seelenhaltung und Tapferkeit haben können, und daß es ihn freut, wenn sich der abendliche Lobgesang der Familie Noah über der öden Flut mischt mit dem Gebell und Miauen und Trompeten und Tirilieren.

Wir sollten auch unsere Tiere nicht aus dem Zimmer jagen, wenn wir unsere Hausandacht halten. So innerlich und geistlich ist ja Gott gar nicht, daß er nur mit dem Menschen und womöglich nur mit dem verinnerlichten und ethisch hochstehenden Menschen zu tun haben wollte. Es warten doch *aller* Augen auf ihn, und aus dem Munde der Unmündigen, aus dem Lied der Lerche und aus dem Gequake der Frösche hat er sich ein Lob zugerichtet.

So schwimmt die Arche mit Menschen und Tieren unter dem Lobpreis des Schöpfers dahin. Denn Gott liebt alles Lebendige. Auch als die Engel in der Weihnachtsnacht singen, sind ja die Schafe dabei, und Ochs und Esel stehen um die Krippe. Gott ist nicht in die Zonen des menschlichen Geistes eingesperrt. Das meinen nur die sogenannten religiösen Menschen. Der lebendige Gott ist ein Herr auch über den kranken und gesunden Leib, über Sintfluten und Sintbrände und über die kosmischen

Kurven der Planeten. Der Arm dessen, der sagt: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden«, kann segnend über den Haarschopf eines kleinen Kindes gleiten, während sein Näslein nicht ganz dicht ist, und er umfaßt zugleich die Lichtjahre des Universums.

Daß Noah der große Glaubende ist und daß Gott eben darum seiner gedenkt, geht auch aus dem *Ende* seiner Fahrt hervor:

Als er mit all den Pärlein aus dem engen Kasten aussteigt, als die Hühner fröhlich gackern und die Menschen ihre verrosteten Glieder recken, ist seine erste Tat, einen Altar zu errichten und Gott sein Dankopfer darzubringen.

Ein Religionslehrer, der seinen Kindern die Sintflutgeschichte so farbig und plastisch und bunt wie möglich erzählt hatte, berichtete mir einmal, er habe am Schluß die Kinder aufgefordert, ohne Scheu noch Fragen zu stellen. Da meldete sich ein kleines Mädchen und meinte: daß Noah sofort nach dem Verlassen der Arche zum Dankgebet niedergekniet sei, das könne ja wohl nicht stimmen; er hätte ja sonst mitsamt seinen Kindern im Matsch knien müssen, und das sei doch »fies«.

Man hat bei solchen Kinderfragen nicht immer den Eindruck, daß sie das Wesentliche treffen. Darum sind sie ja gerade so lustig (außer für Leute, die nicht über Humor verfügen und darum noch nicht gemerkt haben, daß auch der liebe Gott lächeln kann).

Dennoch meine ich, jenes kleine Mädchen habe etwas Richtiges gemerkt: daß es nämlich wahrhaftig zu denken gibt, wenn für Noah das Dankgebet das erste ist, tatsächlich — das *allererste*. Denn ganz gewiß ist es doch eine Krisensituation, in der er sich beim Verlassen der Arche befindet: Er sieht sich doch mit Sack und Pack nun plötzlich einem unwirtlichen Chaos mit Schlamm und Matsch ausgesetzt. In solchen Situationen elementarer Not *tut* man normalerweise doch auch das Elementare: Man fragt nach Zelten und Notquartieren, nach Quellwasser und Nahrung.

Aber ehe Noah all solche Fragen stellt, errichtet er den Altar. Lange bevor er an ein Dach über dem Kopf denkt, baut er die Stätte des Gottesdienstes. Folglich ist eben *dies* das Elementare für ihn, daß der Kontakt und das Zwiegespräch mit Gott nicht abreißen; folglich muß eben zuerst dieses Fundament markiert

sein, auf dem aller Aufbau und alles weitere Leben gegründet sein sollen.

Ich glaube, wir Menschen von heute sind deshalb solche Sicherheitsfanatiker, solche blindwütigen Schein-Realisten, weil wir nicht mehr begreifen, daß dies das Entscheidende ist: so mit Gott ins Reine zu kommen und den Altar an den Anfang zu stellen. Weil wir das verlernt haben, darum leben wir in dem Wahn, alles selbst machen zu müssen. Wir denken: Zuerst muß ich meine beruflichen Dinge ordnen, muß ich mein Geschäft auf eine solide Basis stellen, muß ich gerade noch dieses Examen bestehen oder jene Hürde in meiner Laufbahn noch nehmen. Zuerst muß ich mich in dem sogenannten »elementaren« Bezirk des Lebens abstrampeln — und erst dann, wenn ich das alles hinter mir habe, kann ich mir erlauben, auch an den inneren Komfort des Lebens zu denken; dann habe ich Zeit, zur Seelenpflege überzugehen und meinen inneren Menschen ein bißchen zu kultivieren.

Wenn ich aber so denke, dann habe ich im Entscheidenden bereits verspielt. Denn Gott kommt grundsätzlich nicht, wann es in meinen Terminkalender paßt. Da ist er sowieso nur für die Zeit nach dem zweiten Schlaganfall vorgesehen. Aber siehe: der also Vorgemerkte erscheint nicht mehr. Gott läßt sich nicht dilatorisch behandeln, denn er will das Elementare in meinem Leben sein und gerade nicht der Ausdruck für einen zusätzlichen Komfort der Innerlichkeit, für gewisse fromme Alterserscheinungen.

Noah und die Seinen knien im Matsch, und die Gewinnung von trockenem Grund und Boden, die Vorsorge für die vitalen Bedürfnisse des Lebens sind, an *diesem* Maßstab gemessen, durchaus sekundär. Ich meine, diese Nachricht enthielte eine unüberhörbare Anfrage:

Werfen wir nicht häufig, kaum daß wir morgens erwachen, voll Unruhe unsere Schiffsmaschine an und lassen sie auf Hochtouren laufen, ehe wir überhaupt Kurs genommen haben? Es gibt im Bereich des Glaubens nicht nur Schalksknechte, sondern auch Schalkskapitäne, die dem Irrtum frönen, das Elementare und Wichtige bei der Fahrt in den neuen Tag sei eben dies, daß die Maschine unseres Geistes und auch unseres

Körpers schnell anspringt und hochgedreht wird. Dabei vergessen sie die Navigation und die Erinnerung an das Ziel. Darum gleicht unser Tagewerk auch so häufig weniger der Zielstrebigkeit eines Schiffes als der Raserei eines Kreisels, der sich um sich selbst bewegt, sich gleichsam im Leeren dreht und nirgendwo ankommt.

Das heißt ganz simpel: Wer nicht wie Noah, ehe die neue Tageslandschaft klare Konturen gewinnt, ehe die neue Welt des soundsovielten mit ihren Programmen, Aufgaben und Terminen betreten ist, *den Altar baut*, wer nicht durch *ihn* das Thema und den Kurs des neuen Tages bestimmt und sich ohne das Vaterunser und ein Wort der Heiligen Schrift in den jungen Tag hineinstiehlt, der beginnt ihn als Schalkskaufmann, als Schalksvater oder als Schalksmutter. Und er darf sich dann nicht wundern, wenn ihn die Stimme Gottes am Abend überfällt: »Wes wird's sein, das du bereitet hast?« (vgl. Lukas 12, 20).

Wir arbeiten im Akkord, und unser Tempo ist vielleicht so groß, daß wir einen Herzinfarkt bekommen. Aber über all dem Abstrampeln versäumen wir die Frage: In welche Scheune sammeln wir eigentlich welche Ernte? Ist es nicht ein durchlöcherter Sack, in den wir unaufhörlich, jeden Tag neu, Dinge auf Dinge und Münzen auf Münzen häufen? Wenn es so ist, dann liegt das daran, daß der Altar aus den Morgenstunden unseres Lebens verbannt ist. Und so kommt es zu »eines langen Tages Reise in die Nacht« (Eugen O'Neill).

Noah opferte die besten Stücke seines Viehs auf dem errichteten Altar. Wer nicht die lebendigste und wachste Stunde des Tages opfert, schafft eben keinen »lieblichen Geruch« (Vers 21). Denn Gott ist entweder die Schlagzeile unseres Lebens, oder wir schreiben die Chronik unseres Lebens ohne ihn. Unter »ferner liefen« läuft er nicht; »unter dem Strich« weigert er sich zu erscheinen.

So wie Noah am Beginn der *neuen Welt* den Altar errichtet, so hat er auch schon am Ende der vergehenden, der vorsintflutlichen Welt das Zeichen seines Glaubens aufgepflanzt. Es ist ein Leben aus einem Guß und »seine Reinheit war, nur eines zu wollen« (Kierkegaard):

Es war ja noch eine ruhige Zeit, als er den Befehl zum Bau der Arche erhielt. Die Nachbarn und Freunde mögen sich gewun-

dert haben, als er bei strahlendem Sonnenschein — während alle Wetter- und politischen Propheten trockene und ungestörte Zeiten prophezeiten — mitten auf dem Land ein seltsames Schiff zu bauen begann. Abends flanierten die Pärchen umher, sahen das Gespensterschiff im Mondschein, man aß und trank, freite und ließ sich freien und schüttelte spöttisch den Kopf über diesen wunderlichen Heiligen.

Indem Noah an dieses höchst phantastische, durch keinerlei Vernunft plausibel zu machende Unternehmen heranging, lebte er einen Glauben, der nichts sieht, der keine Gründe nennen kann und der dauernd die Einwände seiner eigenen Vernunft niederkämpfen muß.

Sicher hat er sich manchmal beklommen gefragt, ob er nicht wirklich ein Narr und Phantast sei, wenn er sich dem seltsamen Wort dieses seltsamen Gottes so blindlings verschrieb und einfach nur darauf vertraute, daß dieses Wort recht habe und daß Gott sich nicht lumpen lasse. Das Kopfschütteln der lustigen Leute um ihn her — jener Leute mit dem gesunden Menschenverstand — mag ihm wirklich auf die Nerven gegangen sein. Die Sonne schien und schien und ringsum nichts als weites, dürres Land und er — er baute ein Schiff! Noah, der Admiral der Landmarine — es war bitter, was er zu hören bekam und was er sich selbst in Augenblicken der Schwäche sagen mochte.

Ist das, was Gott von Noah hier fordert, nicht ähnlich dem, was man einem jungen Menschen sagen möchte: Sorge beizeiten, zur Zeit also und auch zur Unzeit, daß du einen Halt und ein Fundament unter den Füßen hast, daß du dir eine Arche baust; denn es werden Stürme und Wetter und Wolkenbrüche auf dich herniedergehen —? Vielleicht reagiert der junge Mensch dann ähnlich auf solche Worte, wie die Leute von damals reagiert haben mögen, als Noah ihnen sagte: Dieser heitere Himmel wird sich verfinstern; die Schleusen des Himmels werden sich öffnen, und ich baue für mich und die Meinen eine Arche. Unwillkürlich werden sich jene Leute dann wohl die Frage gestellt haben — trotz aller Seltsamkeit dieses Noah —: Sollen wir uns (besser ist besser, und schaden kann es ja nicht), sollen wir uns für etwaige Flutkatastrophen nicht lieber ebenfalls einen schwimmenden Untersatz besorgen?

Aber kaum ist dieser Gedanke aufgetaucht, ist er auch schon

zu Ende. Im nächsten Augenblick trösten sie sich: »Heute ist heut! Wir machen, statt uns für einen solchen Eventualfall abzurackern, lieber heute abend ein Palaver am Dorfbrunnen...«; oder: »Gleich gehen wir zum Hockeyspielen oder zum Segeln oder auf Zeltfahrt in die Ferien. Die alten Leute mögen sich um einen Halt im Leben und um einen Kahn für den Totenfluß bemühen, wenn das Zipperlein kommt oder Verkalkung und Herzinfarkt ihre Vorboten senden.«

Ich las einmal von einem alten Schauspieler, der im Sterben lag und in seiner Not einen alten Freund und Kollegen an sein letztes Lager rufen ließ. Nachdem er ein bißchen gestöhnt und sich sehr unruhig gezeigt hatte, bat er seinen Freund schließlich, ein Vaterunser zu beten. Doch in schmerzlicher Selbstironie erwiderte der: »Bedaure, mein Lieber, aber ich habe keinen Souffleur.« Vielleicht hätte er in dieser Stunde des Ernstfalls viel darum gegeben, wenn er die tröstenden und haltenden Worte aus seinem Gedächtnis hätte abrufen können: »Dennoch bleibe ich stets an dir« — »Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken« — »Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.«

Genauso hätten die Leute um Noah wohl alles dafür gegeben, wenn sie im entscheidenden Augenblick, als der Tag X über sie hereinbrach und die große Probe kam, eine Arche zur Verfügung gehabt hätten.

Ja, wenn die mahnenden Zeichen *vorher* gekommen wären, wenn es nur ein wenig gedonnert hätte und einige Wetterwolken am Horizont aufgetaucht wären! Aber es war blauer Himmel, und es war die Stunde des Freiens. — Es kommt auch kein Toter aus dem Jenseits, um die fünf Brüder des reichen Mannes zu warnen (vgl. Lukas 16, 27 ff.). Sie haben nur — wie Jesus es ausdrückt — »Mose und die Propheten« und müssen sich entscheiden, ob sie hören oder ihr Ohr verschließen wollen.

Die großen Schicksalsfragen des Glaubens werden uns sehr diskret und fast unhörbar gestellt. Sie sind ohne Donnergepolter und ohne Propaganda. Jede Reklame für einen Markenstrumpf oder eine Schönheitsseife ist sehr viel lauter.

Sicher haben die Leute, als die Brunnen der Tiefe und die oberen Schleusen sich öffneten, Stoßgebete zum Himmel geschickt. Wer täte das nicht und hat das nicht schon getan? Er-

innern wir uns doch der Stunden im Keller während der Flieger-nächte oder an die Augenblicke, als das *eine* furchtbare Telegramm kam? Aber es ist merkwürdig: Über einem Gebet, das seine Premiere erst im Augenblick der hereingebrochenen Not erlebt, geht der Vorhang kaum noch hoch; es ist nicht »eingespielt«. Es scheint die Zimmerdecke nicht mehr durchstoßen zu können, und der Kontakt mit Gott, zu dem ich da schreie, stellt sich nicht mehr ein.

Ein solches Gebet wird allzu leicht — wir haben das in anderem Zusammenhang schon berührt — in die Panik des Augenblicks eingesaugt, statt diesen Augenblick zu durchstoßen und den Hauch des Friedens herein zu lassen. Denn der Glaube ist ein Samenkorn, das wachsen muß, um zur Zeit der Ernte die Frucht bereitzustellen. Das geht langsam und braucht seine Zeit. Jeder Seelsorger weiß um die Verlegenheit an manchen Sterbebetten, wenn er etwas Geleitendes, Helfendes sagen soll — jetzt, wo die Zeit kurz geworden ist. Da müßte man nach solchen Worten greifen können wie nach einer Frucht, die auf dem Acker dieses Lebens gewachsen ist. Wie aber kann man säen und ernten in der gleichen Stunde?

Es ist im übrigen ein verhängnisvoller Aberglaube, der sich auch unter manchen Pädagogen breitmacht, daß die Dinge des Glaubens etwas seien, von dem das unmündige Kind verschont werden müßte, und daß sie erst im Stadium der Reife und der Entscheidungsfähigkeit akut würden. Mit dem Glauben — so heißt das doch — habe es noch Zeit, bis die Sintfluten des Lebens wirklich kommen; im vermeintlichen Frieden des Kinderparadieses hätten sie nichts zu suchen. Was soll man dazu sagen?

Ganz gewiß ist Jesus Christus doch der Freund der Kinder, und sein Wort ist von einer Einfalt, die durch das Lob der Unmündigen manchen Weisen und erst recht manchen Intellektuellen beschämen kann. Gleichwohl ist es *auch* ein Wort, das immer *über* uns steht und in das wir erst schrittweise hineinwachsen. Wir Älteren sind mit den Kindern durch eine geheimnisvolle Solidarität verbunden: Auch wir bleiben Wachsende und bis zuletzt keine Erwachsenen, auch wir bleiben im stückweisen Verstehen und warten allererst der Stunde, wo wir von

Angesicht zu Angesicht erkennen werden und schauen dürfen, was wir geglaubt haben.

Darum sollen wir nicht lächeln, wenn ein Büblein oder ein kleines Mädchen die Sprüche des Katechismus aufsagt und wenn der kleine Mann einen Panzer schleppt, in dem die geistliche Erfahrung der Jahrhunderte und die Last eines reifen Wissens verdichtet ist. Der Panzer ist dazu da, daß wir in ihn hineinwachsen.

Die ewigen Worte sind ja immer größer als wir selbst. Darum werden sie uns auch nie zu klein, so wie die Verslein des »Struwelpeters« uns tatsächlich zu klein werden. Sie werden uns selbst dann nicht zu klein, wenn unser Weg auf die Gipfel menschlichen Wissens führen sollte und wir Doktoren der Weltweisheit werden. Wir können nie über diese ewigen Worte hinaus-, sondern immer nur tiefer in sie hineinwachsen.

Warum rührt es uns denn, wenn die klaren Stimmen der Michaelis-Knaben in der Kirche die letzten Geheimnisse aller Gerichte und aller Gnaden singend verkünden? Wer lächelt denn da, weil die Jungen noch nicht wissen, was sie singen? Sie sind gleichsam noch im Advent und entrichten als Unmündige ein Lob, auf das sie alle erst zugehen. Aber erst später einmal, wenn Gott Gnade gibt, werden sie dieses Lob dann mit allen Registern wiederholen und vollenden, mit dem Register des Herzens und der Lebenserfahrung und auch mit dem Register der lobenden Vernunft. Wer wagt also, hier zu lächeln, wo die Kleinen das Übergroße mit ihren jungen Kehlen verkünden, wo sie von den *Tiefen* singen – und selbst doch noch träumend und unwissend darüber hinweggehen –, und wo sie als Zwölfjährige vom himmlischen Jerusalem singen, das doch erst ein alter Apostel auf dem Berge Nebo seines Lebens geschaut hat?

So ist Noahs Glaube genau wie unser eigener Glaube ein wachsender. Während die Sintflut alles Lebendige vernichtet und unter sich begräbt, wächst Noahs Glaube und trägt ihn hoch über die Stätten der Katastrophe. Das eben ist das Wunder des Glaubens, daß das, was tötet und begräbt und überwältigt, nun zu einem Tragenden werden muß. Jeder, der dieses Experiment des Glaubens aus eigener Erfahrung kennt, weiß, daß das stimmt, daß das ganz einfach wahr ist. Alles, was wie ein Attentat des Schicksals auf uns zukommt: die Angst vor dem

Zukünftigen, menschliche Enttäuschungen, Verstrickungen unseres Lebens, Prüfungen und Nöte — das alles wird für den, der glaubt, zu einem Element, das ihn nicht mehr begraben und überfluten darf, sondern das ihn geheimnisvoll emporträgt, so wie Noah von der Sintflut emporgetragen wurde. Mancher, der es erlebt hat, hat es auch bezeugt, daß der Glaube der gefährlichen Elemente geradezu bedarf, um seine Tragkraft spüren zu lassen.

Darum sagt Jesus Christus auch nicht im Blick auf die kommenden Nöte: Wenn ihr merkt, daß dies alles auf euch zukommt, dann geht in Deckung, dann igelt euch ein, dann legt euch platt auf den Boden! — sondern er sagt: Wenn es ganz schwer für euch wird, dann erhebet eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht!

Warum richtet sich der Glaube so auf? Warum kennt er dieses hochgemute Schreiten angesichts der Wetter? Weil er um einen anderen Schritt weiß, der in eben diesen Wettern auf uns zukommt, weil die Wetter nie allein kommen und weil es eine Stimme gibt, die in allen Stürmen nach uns ruft, und eine Hand, die uns in jedem Dunkel hält.

Die Angst vor dem anderen

DER TURMBAU VON BABEL

Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache.

Da sie nun zogen gen Morgen, fanden sie ein ebenes Land im Lande Sinear und wohnten daselbst. Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, laßt uns Ziegel streichen und brennen! und nahmen Ziegel zu Stein und Erdharz zu Kalk und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.

Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten.

Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu tun; sie werden nicht ablassen von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. Wohlauf, lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache verstehe!

Also zerstreute sie der Herr von dort in alle Länder, daß sie mußten aufhören, die Stadt zu bauen.

Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirrt hatte aller Länder Sprache und sie zerstreut von dort in alle Länder.

1. MOSE 11, 1-9

Diese Geschichte ist von ganz anderer Art als alles, was wir bisher besprochen haben — mit Ausnahme vielleicht der Sintflutgeschichte. Sonst stießen wir in der Urgeschichte immer auf einzelne Menschen und ihre sehr persönliche Auseinandersetzung mit dem Schicksal, mit der Schuld und in beidem mit Gott: auf Eva und Adam, auf Abel und Kain und zuletzt auf Noah. Es war immer wieder überraschend festzustellen, daß jede dieser Gestalten ein Stück von uns selbst war. Je genauer wir sie betrachteten, desto mehr halfen sie uns, das Geheimnis unseres eigenen Lebens aufzuschlüsseln.

Der Turmbau zu Babel nun hat ein ausgesprochen universales Thema. Hier ist nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von einem überpersönlichen Schicksal die Rede. Da geht es um die Menschheit im Großen und um die Regeln, nach denen die Weltgeschichte abläuft. Selbst die entscheidenden Fragen des technischen Zeitalters und der Weltraumfahrt sind in den Linien dieser Geschichte vorgezeichnet. Die Bibel spricht eben nicht nur von Gott und der einzelnen Seele, sondern sie macht auch den Großraum der Geschichte zu ihrem Thema.

Jene alte Chronik enthält wirklich ein Kompendium des Weltverlaufs und der kosmischen Geschichte. Wir wollen versuchen, ihre andeutenden Striche und ihre Hieroglyphen zu verstehen.

Ursprünglich, so heißt es, hatte die Welt einerlei Zunge und Sprache. Das Verbindende war einmal stärker als das Trennende. So hatte Gott die Welt ja auch gemeint, als er sie erschuf. Es ist, wie wenn mit den Worten »einerlei Sprache und Zunge« für eine Sekunde die Harmonie der ursprünglichen

Schöpfung in unsere zerrissene Welt herübergrüßte und ihr sagen wollte, wie es war, als Menschen und Tiere, Wolken und Gestirne noch eine verbindende Mitte besaßen und in gemeinsamer Rühmung, im Lobgesang der Sphären, noch auf *den* hingewandt waren, der sie ins Dasein gerufen hatte.

Nun aber klingt plötzlich ein neuer und fremder Ton in der Schöpfung auf: Jetzt möchte der Mensch sein eigener Herr sein. Hatte Gott ihn nicht selbst zur Herrschaft berufen und ihm gesagt: »Machet euch die Erde untertan?« Die Reaktion der Menschen lautet: »Dann *wollen* wir auch Herren sein!«

Nicht als ob der Mensch die Oberherrschaft Gottes einfach aufkündigen wollte. Eva will durchaus – wir erinnern uns – eine fromme Dame bleiben und führt mit der Schlange sogar eine religiöse Diskussion über ihn. Auch die Schlange ist auf den ersten Blick ja ganz manierlich und hütet sich, als Vertreterin des Atheismus zu erscheinen. Der Abfall von Gott vollzieht sich zunächst ganz heimlich und sozusagen in Millimeterstufen. Eva und die Schlange tauschen sich nur über die Frage aus, ob Gott wirklich dies und das gesagt habe, ob das sozusagen aktenkundig sei . . . Das ist ein durchaus seriöses und im Rahmen bleibendes Thema. Sogar auf Pastoralkonferenzen oder Kirchentagen wird darüber gesprochen.

So ist es eigentlich immer, wo eine Los-von-Gott-Bewegung einsetzt. Auch der verlorene Sohn läßt es beim Abschied vom Vater keineswegs zu einem Skandal und einer rabiaten Lossage von seinem Elternhaus kommen. Der verlorene Sohn lebt vielmehr vom Kapital des Vaters und nimmt es dankbar an. Er nimmt also das in Anspruch, was der Vater ihm geschenkt hat. Nur verwirft er es und gebraucht es ganz anders, als der Vater sich das gedacht hatte. Es gibt bei ihm keinen Augenblick der offenen und massiven Auflehnung. Aber bei jeder einzelnen Mark, die der verlorene Sohn aus dem Portemonnaie nimmt, rutscht er unmerklich wieder einen Millimeter vom Willen seines Vaters ab. Der Vater hatte ganz anderes mit ihm vor. –

Auch als Gott dem Menschen sagte: Mach dir die Erde untertan!, hatte er sich etwas anderes dabei gedacht. Gott hatte ihm sagen wollen: Du sollst in meinem Namen und als mein Stellvertreter die Schöpfung bearbeiten und gestalten. Du sollst die Kultur des Lesens und Schreibens, der Kunst und der

Wissenschaft als einen Gottesdienst treiben und dabei gesund und in Ordnung bleiben und selbst in der Nähe des Urquells weilen.

Doch das alles läuft nun ganz anders: »Ich bin der Herr«, denkt der Mensch, »und also *will* ich nicht mehr über die Verbotstafeln eines angeblich Höheren stolpern. Ich bin frei, also kann ich tun, was ich will; also kann ich einmal testen, wie weit ich dabei gehen kann. Ich verfüge über Vernunft und Intellekt, und also lasse ich mich nicht mehr gängeln durch Normen und Bestimmungen, die ich nicht selbst kontrollieren und in Freiheit übernehmen kann. Bei meinem geistigen Rang ist es schlechthin unzumutbar, daß ich etwas Unsichtbares glauben und mich auf angebliche Gottesgebote festlegen soll. Bin ich nicht autonom, bin ich nicht der homo sapiens?«

So aalt sich dann der Mensch — ach, wie hieß er doch? »Adam«, »Kain« oder . . . trug er meinen oder deinen Namen? —, so aalt er sich in der Wonne seiner Macht, und er probiert, wie weit er gehen kann, wie weit er die Vollmachten seines Vaters nach seinem Geschmack und Gutdünken verwenden kann. Er fühlt sich in seinem Freiheitstraum bestätigt, wenn Gott ihm nicht gleich auf die Finger schlägt.

Schließlich ist er so besessen von seinem Können und seiner technischen Allmacht, daß er alles für machbar hält. Er macht Hunde mit zwei Köpfen, er tastet die Erbanlagen an und möchte den Menschen für seine Zwecke so umkonstruieren, wie man eine Maschine umkonstruiert. Kein Wunder, daß er alljährlich dem Erntedankfest etwas hilflos gegenübersteht. Ist denn wirklich die sogenannte Schöpfung, ist die hinter ihr waltende Hand dasjenige, was hier zu loben ist? Muß man nicht vielmehr die menschliche Produktion loben und den sogenannten Markt, auf dem man mit Angebot und Nachfrage herummanipulieren kann und dem wir unseren Wohlstand verdanken? Erntedank? Wir können uns eigentlich nur selbst danken, vor allem den Traktorenfabriken und den Produzenten künstlicher Düngemittel.

Rede ich da wirklich zum Fenster hinaus und ergehe mich in allgemeinen Weltbetrachtungen, — die gar nicht in eine Bibelauslegung gehören würden? Oder erzähle ich mit alledem nicht unsere eigene Innengeschichte, die Geschichte von Leuten nämlich, die vom Vater mit vielerlei Gaben und Freundlichkeiten

ausgestattet sind und die sich nun mit dieser ihrer Mitgift ganz woandershin auf und davon machen?

Was haben wir denn mit der Gabe unserer Geschlechtlichkeit, was haben wir mit dem Geschenk unserer Willenskraft oder mit unserer intellektuellen und künstlerischen Begabung eigentlich angefangen? Haben wir mit alledem gedient? Haben wir auch nur *einem* Menschen damit weitergeholfen? Oder haben wir immer nur in unsere eigene Tasche gewirtschaftet, haben wir unserer Eitelkeit, unserem Größenwahn mit unseren Gaben gedient und diese Gabe zum Raube gemacht? *Ist* das nun meine oder deine Innengeschichte oder rede ich von etwas anderem?

Wenn wir also keine dienenden Menschen mehr sind, die mit allem, was sie tun, Gott loben, dann passiert immer dasselbe: dann machen wir uns selbst zu Göttern. In der »Fröhlichen Wissenschaft« hat Nietzsche einen Abschnitt überschrieben: »Der tolle Mensch«. Dieses Ungeheuer — ich verstehe das Wort in seinem gefüllten Sinn — entzündet am hellen Vormittag eine Laterne und sucht damit Gott. Schließlich stellt es voller Schrecken fest, daß Gott tot ist. »Wir haben ihn getötet«, schreit er. »Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß, ist unter unseren Messern verblutet — wer wischt dieses Blut von uns ab? Mit welchem Wasser könnten wir uns reinigen?... Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selbst zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen?«

Das ist es also: Die obere Grenze ist verschwunden und die Menschen haben den Himmel evakuiert. Nun wollen sie selbst das Vakuum füllen, wollen zum Übermenschen avancieren und stellen mit Triumphgeheul fest, daß sie dem alten, biedereren Gott über den Kopf gewachsen sind, ja, daß sie selbst den Himmel — sprich: technische und soziale Perfektion — auf diese Erde bringen werden, statt ihn von einem irrealen Jenseits zu erwarten. Hat Sputnik nicht den »lieben Gott« übertrumpft? Hat der Mensch nicht das Privileg Gottes, im Himmel zu thronen, an sich gerissen?

Ich überlege mir manchmal, wie es eigentlich kommt, daß wir der Raumfahrt nicht so ganz froh werden können — obwohl einen doch die Leistung an sich schon begeistern müßte! —

und daß irgendein dunkles Unbehagen in den Hintergründen unserer Seele herumgeistert und uns belastet. Ich glaube nicht, daß ein solches Unbehagen deshalb entsteht, weil dieser erste Vorstoß ins All gerade den Vertretern der »anderen« Hemisphäre gelang und weil dieses Prestige vielleicht unabsehbare Folgen hat.

Rührt das Unbehagen nicht aus einer ganz anderen Schicht? Daß nämlich neben dem tick-tick des Sputniks noch ein gewisses Begleitgeheul aus dem Weltraum zurückschallt, eine höhnische Lache gleichsam, die besagen will: Seht her, wie grenzenlos wir sind, daß wir alles möglich machen können und daß niemand da ist, der unserer Exkursion in die himmlischen Gefilde Paroli bietet? Bestätigen wir uns nicht von Monat zu Monat mehr als die wahren Götter? Und, drohen dem alten Herrn eurer frommen Phantasie nicht die Felle davonzuschwimmen?

Weil aber der Mensch sich die Rolle des Übermenschen im Grund doch nicht recht glaubt — in banger, einsamen Stunden kriecht ihm das Wort unter die Haut und an die Nieren: »Wenn der Wind darüber geht, so bist du nimmermehr und deine Stätte kennet dich nicht mehr« — ich sage: weil der Mensch sich seine eigene Größe und die goldenen Schulterstücke der Gottähnlichkeit im Grund *nicht* recht glaubt, darum sucht er sich diese seine Größe nur um so mehr zu suggerieren. So baut er dann einen gewaltigen Turm, »des Spitze bis in den Himmel reicht« — nämlich genau bis in jenen Himmel, wo Gott einmal zu thronen schien.

Wenn es ihm gelingen sollte, so spekuliert er, diesen Himmel und dieses Weltall ungestraft in Besitz zu nehmen, wenn niemand aus der Unendlichkeit auf ihn zufährt und ihn zu Staub und Asche pulverisiert, dann *ist* doch der Nachweis erbracht, daß eben der Mensch und niemand sonst der Herr des Universums ist und daß seiner Größe keine Grenzen mehr gesetzt sind.

So schafft der Mensch sich ein architektonisches Symbol seiner Größe, eben den riesigen Turm von Babel, »des Spitze bis an den Himmel reicht«. Er bekommt die Krankheit der Gigantitis. Er muß jetzt dauernd etwas tun, durch das er sich in seiner Größe bestätigt, weil er sie in Wirklichkeit eben *nicht* glauben kann. Und indem er seinen Blick jetzt bis auf die Zinnen

seines Riesenwolkenkratzers wandern läßt und einige Jahrtausende später dann noch freundlich und etwas jovial zu den Sternen hinaufwinkt, auf denen er bald seine Schrebergärten erbauen wird, sagt er zu sich selbst — und ist ganz überwältigt von der eigenen Grenzenlosigkeit —: »Hast du nicht alles selbst vollendet, heiligglühend Herz?«

In diesem Augenblick nun, wo der babylonische Turm fertig ist und der Mensch die Legitimation für seinen Götterrang erbracht zu haben scheint, bricht in dieser alten Bibel zum ersten Male so etwas wie ein Anflug von Humor durch, und ich kann das hier nur mit einem gewissen christlichen Vergnügen sichtbar machen:

Gott der Herr hat es nämlich spitz bekommen, daß die Menschen ihm auf den Leib zu rücken gedenken und seinen Thron besetzen wollen. Und nun kommt's: »Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten.«

Ob wir das Gelächter Gottes aus diesen Zeilen herausspüren? Nicht wahr: Gott ist doch eigentlich »allwissend« und muß folglich wissen, was auf der Erde vorgeht. Er kennt doch jedes Haar, das von unserem Haupt, und jeden Sperling, der vom Dach fällt. Aber trotz aller Allwissenheit wird er nun doch nicht klug aus dem, was den Menschen mit ihrem Riesenbauprojekt, mit der Idee von einem Himmelsturm, in den Sinn gekommen ist. Nein, Gott wird wirklich nicht klug daraus, denn — dieser Turm ist zu weit weg. Er wirkt vom wirklichen Himmel aus zu klein, und Gott kann ihn mit bloßem Auge nicht sehen. Er muß wirklich sehr winzig sein, dieser Turm, wenn selbst der allwissende Gott ihn nicht ohne Brille und Fernrohr zu sehen vermag.

So berät er sich denn mit seinem himmlischen Königshof und faßt den Entschluß, sich extra hinunterzubemühen, um eine Lokalinspektion auf Erden vorzunehmen.

Wenn das keine Ironie ist, dann weiß ich nicht, was überhaupt Ironie sein soll. Die Menschen hatten doch gemeint, so riesig gebaut zu haben, daß Gott der Atemraum zu eng würde und ihm die Luft wegbliebe. Sie meinten doch: Wir tollen prometheischen Burschen brechen mit unserer Turmspitze in die himmlische Domäne Gottes ein.

Vom *wirklichen* Himmel aus gesehen aber ist das alles so mikroskopisch klein, so wichtelmännisch und so winzig, daß er es mit bloßem Auge nicht sehen kann. »Aber der im Himmel wohnt, lachtet ihrer, und der Herr spottet ihrer.« Von Gott aus gesehen, sieht alles ganz anders aus. Das ist ein bleibender Trost, den uns diese alte Chronik mit ihrem hintergründigen Lächeln zuwinkt.

Aber noch ahnen die Menschen nichts davon, daß der totgewähnte Gott sich längst aufgemacht hat. Sie meinen: wenn Gott sich still hält und wenn wir nichts von ihm sehen — wenn er also in unseren Fernrohren genauso wenig auftaucht, wie die Seele des Menschen im Mikroskop festzustellen ist —, dann zeugt das für seine Nichtexistenz.

Gottes Gerichte aber kommen auf Taubenfüßen.

Tun sie das wirklich? Fährt denn Gott nicht schließlich doch wie ein Donnerwetter dazwischen und verwirrt ihre Sprachen, läßt sie auseinanderstieben und zerstreut sie in alle Himmelsrichtungen? Heißt es nicht wenigstens so in diesem alten Buch? Aber wo käme heute ein solcher Gerichtsspektakel noch vor? Das scheint ja der Jammer zu sein, daß wir das alles immer nur gegen allen Augenschein und wider alle eigene Erfahrung glauben sollen.

Dennoch wäre es falsch, in dem Gericht Gottes über Babel so etwas wie einen miraculösen Donnerschlag aus dem Jenseits zu sehen. Gottes Gerichte haben, wie uns schon die Sintflutgeschichte lehrte*, sehr oft einen ganz anderen Stil: Er läßt sie einmal so weitermachen, damit sie sehen, wie weit sie kommen. Er ließ das Experiment des Dritten Reiches konsequent bis zu Ende durchspielen, und keines der sieben oder elf Attentate auf Hitler durfte dieses Experiment unterbrechen, niemand durfte seinen kommenden Gerichten in den Arm fallen oder sie vorwegnehmen. So ist es auch hier.

Wie soll man sich denn diese Zerstreuung, dieses Zerplatzen der aufständischen Menschheit vorstellen?

Vielleicht ist dem einen oder anderen schon ein Wort aufge-

* Vgl. den Abschnitt »Die Geschichte von der Sintflut, 1. Teil«, S. 191 ff.

fallen, das ziemlich verborgen und etwas rätselhaft bereits am Beginn unserer Geschichte auftaucht: »Laßt uns einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche . . . denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.« Längst ehe also das Gericht der Zerstreung herniederbricht, haben die Menschen schon eine dunkle Angst, daß sie auseinanderbrechen und daß selbst ihre Worte sich verwirren könnten. Sie spüren die geheime Anwesenheit einer zentrifugalen, auseinandertreibenden Kraft. Das kommt daher, daß sie so etwas wie den »Verlust der Mitte« erlitten haben und daß sie nun, weil sie Gott aus ihrer Mitte verwiesen, auch nichts mehr besitzen, was sie *untereinander* bindet. Es ist immer derselbe Trend: Wo man Gott abgesetzt hat, muß man Ersatzmittelpunkte schaffen, um die Menschen mit Notbindungen doch noch einigermaßen aneinander zu fesseln. Man führt vielleicht einen Krieg, um von innerpolitischen Zerwürfnissen abzulenken und durch ein gemeinsames Bedrohtheitsgefühl eine neue Solidarität zu schaffen. Oder man baut den Turm von Babel, um durch eine gemeinsame und begeisterte Anstrengung aller die Konzentration auf einen neuen Mittelpunkt zu bewirken und das Auseinanderstrebende auf diese Weise zusammenzufassen. Oder man prügelt durch Terror zusammen, was freiwillig nicht zusammengehören will. Oder man setzt die Suggestivmächte »Propaganda« und »Ideologie« ein, um durch psychologische Tricks ein Gefühl der Gemeinsamkeit zu erzeugen und um die Leute schließlich genau das wollen zu lassen, was man selbst will.

Das alles sind künstliche Ersatzbindungen und sind krampfhafteste Versuche, die verlorengegangene Mitte durch ein synthetisch hergestelltes Zentrum zu ersetzen. Aber ein solcher Versuch – so ein *experimentum medietatis* – klappt nicht. Die zentrifugalen Kräfte zerren und reißen, und in den Pfeilern aller Brücken tickt ein geheimer Zeitzünder.

Was ist denn hier los? Um das zu verstehen, müssen wir uns zunächst folgendes klarmachen:

Ich nehme einmal an, daß ich einen Kollegen oder Geschäftspartner habe, der an nichts glaubt, für den es keine Autorität und schon gar keine Gebote Gottes gibt und an dem ich nichts erkennen kann, was einer inneren Bindung ähnlich sieht. Vor

einem solchen Menschen werde ich auf der Hut sein. Ich werde ihm mißtrauen. Vielleicht werde ich sogar Angst vor ihm haben.

Warum? Nun einfach deshalb, weil er völlig unberechenbar und vermutlich zu vielem fähig ist. Wenn ich von jemandem dagegen weiß, daß er an Gott gebunden ist und daß sein Gewissen eine feste Orientierung hat, dann kann ich sozusagen »berechnen«, wie er sich in dieser und jener Situation verhalten wird: daß er sich etwa an Verträge und Versprechen gebunden fühlt, daß er manche krummen Sachen nicht macht oder daß er wenigstens ein schlechtes Gewissen hat, *wenn* er sie einmal macht.

Von einem anderen, der solche Bindungen nicht hat, weiß ich das alles nicht. Wenn er nämlich nicht mehr unter Gott ist, dann steht er unter der Herrschaft seiner Instinkte, seines Opportunismus, seines Ehrgeizes, seines Willens zur Macht. Eines Tages wird er sogar über meine Leiche gehen, wenn es ihm opportun erscheint. Denn irgendeinen Herrn haben wir doch samt und sonders alle, von irgend etwas sind wir alle getrieben — wenn nicht von Gott, dann vom Abgott, wenn nicht von oben, dann von unten. Darum habe ich Angst vor einem bindungslosen Menschen und bin vor ihm auf der Hut.

Ich glaube, daß etwa Hitler ein derart ungebundener, autoritätsloser Mensch war und daß von ihm gelten könnte, was Jacob Burckhardt einmal von Napoleon gesagt hat: er sei die Garantielosigkeit in Person gewesen. Für ihn gab es keine Bindungen humanitärer, rechtlicher oder gar religiöser Art. Schon in dem Augenblick, wo er einen Vertrag schloß, war er bereit, ihn zu brechen, falls sein Interesse das gebieten sollte. Denn er dachte nur vom Interesse und nicht von irgendeiner Treuebindung, von irgendeiner Verpflichtung durch eine autoritäre Instanz her.

Ich meine sogar, es ließe sich historisch folgendes nachweisen: Der letzte Grund für den zweiten Weltkrieg und damit für die größte babylonische Verwirrung in unserem Jahrhundert lag nicht in der Tschechen- oder Polenkrise oder in irgendeinem anderen vordergründigen Anlaß. Sondern der eigentliche Grund für dieses unser Unheil, für unser zerteiltes Land und den Ost-West-Konflikt lag darin, daß man Hitler nicht mehr trauen konnte, daß man ihn nicht mehr für eine »seriöse

Firma«, nicht mehr für vertragsfähig halten konnte, sondern nur für absolut unberechenbar. Wenn so etwas im Raum der Politik festgestellt wird, pflegt das einzige Ziel der verantwortlichen Lenker der Völker nur noch die Vernichtung des Unheimlichen und Garantielosen zu sein.

Die Josephsgeschichte zeigt uns diese Hintergründe geschichtlicher Vorgänge von einer ganz ähnlichen Seite:

Joseph wurde, wie wir wissen, von seinen eifersüchtigen Brüdern nach Ägypten verkauft. Aber nun ergab sich eine Verkettung von Umständen, die seine intriganten Brüder nicht entfernt ahnen konnten. Joseph ging nämlich keineswegs in der Fremde zugrunde, wie sie doch gehofft hatten, sondern machte Karriere. Er wurde sozusagen ägyptischer Ernährungsminister. Pharao stellte ihn an die Spitze eines »Siebenjahresplanes«, der die Aufgabe hatte, für kommende Trockenperioden und die entsprechenden Ernteausfälle eine planvolle Vorratswirtschaft zu treiben. Als es dann tatsächlich zu einer Hungersnot kam, sprach sich die Fama von den riesigen Getreidereserven herum, die man in Ägypten angelegt hatte.

Daraufhin machten sich neben vielen anderen auch Josephs Brüder auf, um größere Getreideeinkäufe in Ägypten zu tätigen. Bei dieser Gelegenheit wurden sie vom Ernährungsminister Joseph in Audienz empfangen, ohne zu ahnen, daß sie ihren totgeglaubten Bruder vor sich hatten.

Als Joseph sich ihnen schließlich zu erkennen gab, bekamen sie das große Schlottern in die Knochen. Sehr begreiflicherweise! Denn sie mußten sich sagen: Nun sitzt *der* am längeren Hebelarm, nun ist er eine Respektsperson von hohem Range geworden; und es genügt ein Wink mit dem kleinen Finger, um uns in seinen Kerkern verschwinden zu lassen. Jetzt kann er seine Rache kalt genießen. Doch da passiert etwas sehr Merkwürdiges: Joseph findet ein einziges Wort, mit dem er diese seine Brüder in ihrer schlotternden Angst auf einen Schlag beruhigen kann. Er sagt ihnen nämlich: »Fürchtet euch nicht, denn ich bin unter Gott.« Das heißt doch: Liebe Leute, auch ich bin zwar ein Mensch von Fleisch und Blut. Vielleicht juckt und kitzelt mich jetzt tatsächlich mein alter Adam, um eine solch pikante Situation auszunutzen und euch nun baumeln zu lassen für alles, was ihr mir angetan habt. Aber ich stehe nicht

unter der Diktatur meiner Instinkte, sondern ich bin »unter Gott«. Da ihr unter dem gleichen Gott steht, kennt ihr die Marschroute, die mir jetzt aufgetragen ist: Dieser Gott, an den ihr glaubt und an den ich glaube, ist ja kein Gott der Rache, sondern ein Gott der Vergebung. Er hat mich von meinem unberechenbaren Blut, das vielleicht nach Rache ruft, befreit und hat mich zum Lieben verordnet, und so sollt ihr denn wieder meine Brüder sein.

Da ist plötzlich die Angst weg; da ist das Ereignis des Vertrauens eingetreten.

So ist das in der Tat: Wo ein Mensch in Demut vor Gott steht und wo sein Gewissen an den Verheißungen und Geboten des Herrn festgebunden ist, da strahlt er Vertrauen aus, da wird er seinem Bruder zum Nächsten, und der weiß dann, was er an ihm hat. Da gibt es Brücken von Mensch zu Mensch, und da gibt es Geborgenheit in der Gemeinschaft.

Aber genauso gilt auch das Umgekehrte: Wo ich von einem Menschen weiß, daß er diese Mitte seines Lebens verloren hat, muß ich damit rechnen, daß er nun ziellos und willkürlich von seinem Instinkt und seinem Egoismus entführt wird. Einen Augenblick lang mag ich es »gut mit ihm können«: solange er nämlich mit mir durch gemeinsame Geschäftsinteressen oder durch politische Zwecksolidaritäten verbunden ist. Im nächsten Augenblick aber, wo uns dieses punktuelle Interesse nicht mehr zusammenbindet, hat er auch sein Interesse an mir verloren. Da bin ich ihm »schnuppe«, und es ist, als kennte er mich nicht mehr. Oder es geschieht Schlimmeres: Er betrachtet mich als seinen Todfeind, weil ich sein Konkurrent bin oder weil er meine Stellung haben will.

In einer Gesellschaft, die ihre Mitte verloren hat und die fast nur noch aus Interessengruppen, aus Unternehmer- und Arbeitnehmerverbänden, aus Mieter- und Hausbesitzervereinen besteht — »pluralistische Gesellschaft«, so sagt man dazu, ohne zu ahnen, was als babylonisches Schicksal hinter diesem Pluralismus steht! —, in einer solchen Gesellschaft herrschen Angst und Mißtrauen und also genau jene zentrifugalen Kräfte, die um den Turm von Babel herum mit Macht ausgebrochen sind.

Ob wir jetzt verstehen, daß dieser Bericht wirklich so etwas ist wie ein Kompendium dessen, was wir jeden Tag neu an uns selbst und um uns herum erleben? Gott macht für einen Augenblick den Panzerschrank auf und läßt uns das geheime Meßtischblatt des Weltverlaufes sehen.

Es bedarf nun jedenfalls keines Donnerschlages aus dem Jenseits mehr, um die Menschen auseinander zu treiben. Indem sie gottlos geworden sind, sind die Fermente der Zersetzung sowieso überall wirksam. Was der biblische Erzähler hier gesehen hat, ist also dieses:

Der babylonische Turm ist ein Meisterwerk antiker Technik und Architektur. Aber alle Größe menschlicher Kultur und alle Technik, die sogar den Lichtjahren des Universums zu Leibe rückt, hat zwar Glanz — aber könnte es nicht die dämonische Pracht einer zerrütteten und bindingslos gewordenen Vernunft sein? Könnte es nicht der Weltgewinn eines Menschen sein, der Schaden genommen hätte an seiner Seele und der nun nicht nur die Balken für sein gewaltiges Weltgerüst und für eine neue Gesellschaftsordnung zusammenträgt, sondern der auch die Würmer mitbringt, die nun unaufhörlich in diesem Gebälk nagen und ticken und den Bestand der Welt angreifen?

Wo die ersten Worte, die ein Mensch findet, nicht mehr in dem bestehen, was er mit seinem Gott redet, wo es kein Gebet mehr gibt, da zerbricht letzten Endes selbst die Sprache. Wie kann man sich denn ohne Gott — ohne den, der uns frei macht — noch über das verständigen, was etwa Freiheit heißt?

Im Osten sagt man: Freiheit ist eine Fähigkeit, durch die ich Einsicht in die Zwangsläufigkeit geschichtlicher Abläufe gewinne, so daß ich den Gang der Geschichte beeinflussen kann. Im Westen sagt man: Freiheit heißt, daß ich tun darf, was ich will.

Beide gebrauchen dasselbe Wort und meinen etwas ganz anderes. So geht der Eiserne Vorhang mitten durch unsere Sprache hindurch. Unsere Begriffe sind babylonisch verwirrt. Die Worte sind nur noch Lemuren und leere Masken. Eine Sprache, mit der man nicht mehr beten kann — und das scheint nicht nur im Osten, sondern droht auch im Westen weithin so zu sein —, zerfällt in sich selbst. Das Lob Gottes ist ein Jungbrunnen auch der Sprache. Ist nicht unser eigener Mutterlaut aus den

Schächten der Bibel aufgestiegen? Wo aber die Mitte, wo Gott der Herr aus unserem Kreise gewichen ist, da sinkt auch die Sprache ins Grab, da redet man aneinander vorbei, da gibt es wirklich babylonische Sprachverwirrung. Ja, da ergibt sich der perverse Zustand, daß die Sprache zu einem Instrument der Verhüllung und Verschleierung statt der Mitteilung und des Bekenntnisses wird.

Auf meiner Asienreise war »Coca-Cola« das einzige Wort, das ich in allen Sprachen verstand und das mir auch aus den fremdesten Schriftzeichen noch wohlvertraut entgegensprang. Was ist mit einer Welt los, in der dies das einzige Wort ist, das die babylonische Sprachverwirrung überstanden hat? Über Coca-Cola können wir noch miteinander reden, über Freiheit nicht mehr, über Gott nicht mehr, über das, was der Nächste ist, auch nicht mehr.

Was können wir also tun?

Es hieße das Pferd vom Schwanz her aufzäumen, wenn wir den Versuch machen würden, durch Mittel der Organisation und der Bündnissysteme, durch Abrüstungsverträge und andere Auftauunternehmungen wider den kalten Krieg so etwas wie die verlorengegangene Gemeinschaft wieder herzustellen.

Nichts gegen solche Versuche und Bemühungen! Es wäre weltfremd, sie verächtlich zu machen. Und doch gibt uns diese Geschichte zu verstehen, daß alles dies nur ein bloßes Herumdoktern an den äußeren Symptomen der Krankheit und des Weltleidens ist. Wer an den eigentlichen Krankheitsherd heran will, muß wissen, daß dieser Herd gerade dort lokalisiert ist, wo wir — genau wie die Menschen in Babel — aufgehört haben, »unter Gott« zu sein, wo wir die Mitte verloren haben und wo dann die Angst vor dem anderen, wo die Mächte des Zentrifugalen Macht über uns gewannen.

Man sagt auch unter uns »Westlern« allzu leicht, Religion sei Privatsache — das sei eine persönliche Angelegenheit, die jeder mit sich allein abmachen müsse. Wer diese uralte Geschichte liest, dem bleiben solche trivialen Versicherungen im Halse stecken. Denn dieser Bericht vom Turmbau zu Babel handelt wieder einmal nicht von unserer frommen Innerlichkeit, sondern er bringt ein Programm für das Menschheitsgeschehen im ganzen: er umgreift globale Räume. Nicht nur der, der seine eigene Seele kennenlernen will, sondern auch der, dem

es um die Erkenntnis der Weltgeschichte geht, muß diese Stimme hören, die durch die Jahrtausende dringt. Aber auch hier ist es so wie immer, wo das Wort der Bibel laut wird: Die Geschichte der Welt im großen ist nur der Abglanz der Geschichte meines eigenen Herzens; und Francis Thompson sagt mit Recht:

»Das große Babylon ist nur ein Scherz,
will es im Ernst so groß und maßlos sein
wie unser babylonisch Herz.«

Es ist sehr zum Verwundern, aber es ist so: Wer in unserer zerrissenen Welt die Kräfte der Heilung entbinden will, muß bei sich selbst und seinem babylonischen Herzen beginnen. Dieser neue Anfang geschieht dort, wo ein Mensch heimfindet aus aller Irre zum Frieden, wo er plötzlich merkt: der Gott, den die Menschen in ihrem Wahn aus dem Himmel vertreiben wollten, um dieses Oben dann selbst zu besetzen, gerade dieser Gott hat mich lieb, er interessiert sich für mich, er hat mich unter Schmerzen gesucht, er hat am Kreuz Jesu die Last meines Lebens auf die eigenen Schultern genommen, und nun kann ich ganz schüchtern zu stammeln beginnen: »Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben.« Wo das geschieht, da ist vom Hügel Golgatha ein Stück Genesung in die Welt hineingekommen. Denn nun brechen Kettenreaktionen noch und noch in meinem Leben los: Dann ist Gott für mich nicht mehr etwas so Verblasenes wie eine »höhere Macht« oder der Inhalt eines Angstkomplexes, sondern dann werde ich zur Liebe frei und muß die empfangene Liebe auch weitergeben; dann entdecke ich den Nächsten in meinem Leben, den Gott mir anvertrauen will. Nun ist die Angst weg und die Sorge und der Druck des Unheimlichen. Nun kann ich wieder atmen, und indem ich es kann, ist an *einer* Stelle die Frische der Ewigkeit und der Hauch des Lebens in die Welt gebrochen.

Das Widerspiel zu der Geschichte vom Turmbau ist das Pfingstereignis, von dem uns das Neue Testament berichtet: Da ist auf einmal wieder die gemeinsame Sprache da, und Parther und Meder und Elamiter verstehen einander. Da ist der Bann gebrochen und alle Verwirrung verscheucht. Wo Jesus Christus

der Herr unseres Lebens wird, da ist Heilung der Herzen, der Leiber und sogar der Sprache.

Wir wollen darum nicht auf weltgeschichtliche Wenden und Wunder hoffen und auch nicht auf die »Wundermänner der Geschichte« (Luther). Wir sollten nicht Macht oder Zufall für entscheidend halten. Die großen Räume der Welt werden eben *nicht* durch die Hände der Mächtigen beherrscht oder gar geheilt. Gottes Friedensstifter kommen nicht durch die Triumphbögen, die sich die Großen der Welt bauen lassen. Sie kommen durch das Nadelöhr eines einzigen Herzens, in größter Stille und sehr verborgen.

Gottes Reich fängt an mit winzigen Senfkörnern und kleinen Brocken Sauerteig. Wo *mein* Herz und *dein* Herz in den Frieden des Vaterhauses heimfinden, da ist ein ganz kleines Licht in der großen Weltnacht entzündet. Da ist eine winzige Oase in der Wüstenei.

Wer sich das schenken läßt, über den hat der böse Virus keine Macht mehr. Und nicht nur das Kranke, auch das Gesunde steckt ja an! Um dieses Salzes willen darf die Erde nicht verfaulen. Nur zehn Gerechte in Sodom und Gomorrha halten die Gerichte auf. Um ihretwillen sind alle Verheißungen in Kraft. Ob du und ich zu diesen zehn gehören? — Diese Frage ist unser Schicksal.

Umriss einer neuen Weltordnung

Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Und Gott segnete Noah und seine Söhne und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde. Furcht und

Schrecken vor euch sei über alle Tiere auf Erden und über alle Vögel unter dem Himmel, über alles, was auf dem Erdboden kriecht, und über alle Fische im Meer; in eure Hände seien sie gegeben. Alles, was sich regt und lebt, das sei eure Speise; wie das grüne Kraut habe ich's euch alles gegeben. Allein esset das Fleisch nicht, das noch lebt in seinem Blut. Auch will ich eures Leibes Blut rächen und will's an allen Tieren rächen und will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen als dem, der sein Bruder ist. Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht. Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.

1. MOSE 8, 21—9, 6. 13. 14.

Wir haben alle jenes mitreißende Wort im Ohr, das den ersten Menschen zugerufen wurde und auf das wir immer wieder — aus den verschiedensten Richtungen und unter mannigfachen Gesichtspunkten — stießen: »Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan.«

Dieser Auftrag und diese Generalvollmacht wird nach der Sintflut aufs neue erteilt. Es ist so, wie wenn nach dem tragischen Zwischenspiel von Schuld und Untergang die Welt sich noch einmal aus der Katastrophe der Sintflut erheben dürfte, wie wenn der Schöpfungsgruß sie noch einmal wie am ersten Tage träfe.

Doch wenn nun der erste Satz der Schöpfungssymphonie »Seid fruchtbar und erfüllet die Erde« jetzt *noch* einmal gespielt wird, so ist das gleichwohl keine bloße Wiederholung. Am Schöpfungsmorgen erklang dieser erste Satz gleichsam wie ein strahlendes A-Dur, ähnlich der Verkündigung des Friedens in der Missa solemnis (»pacem, pacem!«). Jetzt aber wird er in jenem fremden, dunklen d-Moll wiederholt, mit dem die düstere Kriegsmarschmusik in Beethovens Messe einsetzt.

Man hat das Gefühl, als ob tiefe Schatten aus den neuen und veränderten Tönen hervorbrächen, denn jetzt heißt es — und

das war vorher eben *nicht* so! —: »Furcht und Schrecken sei vor euch her!«

Überall, wo der Mensch seine Herrschaft ausübt, wird also die Kreatur in Angst leben. Das Unheimliche wird nun wie ein neuer klimatischer Zustand über der Welt lasten. Gott weiß, daß von jetzt an ein Riß in der Komposition seiner Schöpfung klafft, daß sie kein Spiel der Harmonie mehr ist, dem er beglückt lauschen dürfte, um dann in die Worte auszubrechen: »Siehe, es ist alles sehr gut.« Er weiß, daß fortan die Dissonanz der Gewalt, der Ungerechtigkeit, des Größenwahns in ihr aufschrilla wird; daß Kain seinen Nachfolger finden und daß der Mensch sich an seinem Mitmenschen vergreifen wird, obwohl er doch das Ebenbild Gottes ist. So heißt es denn drohend: »Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll durch Menschen vergossen werden.« Auch das ist ein neuer Ton, den es vorher nicht gab.

Während es früher heißen mochte, daß die Harmonie der Schöpfung so etwas wie »ew'ge Ruhe in Gott dem Herrn« sei, erscheint das Angesicht Gottes nun plötzlich in veränderten Zügen. Jetzt ist Gott eine höchst beunruhigende Macht, ist er der Rächer und Richter. Nun hält er selbst mit Macht nieder, was sich in Gewalt wider ihn auflehnt.

Wir können die Frage, die uns dieser Text stellt, so formulieren: Wie wirkt Gott in den Rätseln der Geschichte?

Denn die Geschichte stellt uns doch fortgesetzt vor dunkle Rätselfragen. Schon in der Sintflutgeschichte traten uns einige dieser Fragen entgegen. Wir greifen sie jetzt, wo wir ans Ende kommen, wieder auf und treiben den Bohrer noch tiefer in das Gestein.

Wo ist denn weit und breit, so haben wir gefragt, irgendein Anhaltspunkt zu erkennen, daß Gott die Zügel der Weltgeschichte in der Hand hält und seine Gedanken über uns denkt? Regieren nicht in Wirklichkeit die stärksten Kanonen und die zündendsten Parolen der Propaganda? Tauchen die Repräsentanten Gottes — Männer etwa wie Luther und Bodelschwingh — nicht in der Rangliste der großen Menschenbeweger unter »ferner liefern« auf, ohne daß sie irgendeinen Haupthebel im Stellwerk der Geschichte zu fassen bekommen hätten? Rennen die Reporter nicht mit Kamera und Stenogrammblock hinter jedem Stirnrunzeln, hinter jedem Lächeln, selbst hinter der

trivialsten Äußerung der sogenannten Großen her — auch wenn sie nur kümmerliche Eintagsfliegen sind —, während vor der Mannschaft Gottes, die das Ungeheure des Weltgeheimnisses kennt und es kundtun möchte, die Blitzlichter verlöschen, die Notizbücher zugeklappt werden und die Lautsprecher verstummen? Wo tönt noch die Stimme Gottes und der Seinen, und wo ist auch nur das leiseste Raunen bemerkbar?

Der Schlußteil der Sintflutgeschichte, auf die wir heute noch einmal zurückgreifen müssen, enthüllt uns nun, wie mit, in und unter den Irrungen und Wirrungen der Geschichte Gottes Hand mit unerhört leiser, aber zielsicherer Macht am Werk ist.

Wie waltet diese geheime Hand?

In seiner Auslegung der biblischen Urgeschichte hat Luther einige sehr tiefsinnige, aber auch höchst eigenartige Gedanken über das Wesen und den Sinn des *Staates* geäußert.

Wenn wir jetzt in einem kleinen Diskussionsklub zusammen wären, würde es mich reizen, eine Frage aufzuwerfen: Bitte, raten Sie doch einmal, an welcher *Stelle* der Urgeschichte Luther dieses Thema des Staates wohl anschneiden mag! — Ich möchte wetten, daß darauf die Antwort käme: Vermutlich doch im Rahmen der Schöpfungsgeschichte. — Ganz sicher könnte man auch einige Gründe nennen, die eine solche Vermutung nahelegen. Etwa folgende: Der Schöpfer hat die Menschen nicht als isolierte Einzelwesen, sondern er hat sie füreinander geschaffen. Er hat Adam und Eva einander zugeordnet. Er hat den Generationenzusammenhang von Eltern und Kindern gestiftet. Also ist es wohl logisch, daß auch der *Staat* in diese Schöpfungslinie hineingehört. Ist er nicht ebenfalls ein Ausdruck dafür, daß Gott die Menschen für jenes Miteinander bestimmt hat? Ist der Staat etwas anderes als eine Form solcher Gemeinschaft — nur eben im Großformat? Gottes Schöpferhände bilden ja nicht nur die kleinen Zellen der Familie, in denen er das Wunder von Zeugung und Geburt sich immer neu ereignen läßt; sondern er bildet aus diesen Zellen auch die Großorganismen menschlicher Gemeinschaften, er schafft Staaten und Völker.

Nicht wahr, man muß zugeben, daß eine solche Antwort sehr plausibel klingt.

Luther hat die Frage des Staates jedoch *nicht* im Themenkreis der Schöpfung, sondern ausgerechnet im Zusammenhang der Sündenfallgeschichte angeschnitten.

Er sagt nämlich: Ursprünglich habe Gott durch den bloßen Wink eines kleinen Fingers die Welt regieren können, denn die Menschen hätten unverwandt auf diesen Finger und auf das Winken seiner Augen achtgegeben. Nachdem sie Gott aber den Gehorsam gekündigt, sich also von ihm »abgewandt« hätten, habe diese Möglichkeit des selbstverständlichen Dirigierens und des wohlengespielten, harmonischen Einverständnisses natürlich aufgehört. Nun müsse Gott, so meint Luther, die Welt mit der *Faust* — also nicht mehr mit dem Finger! —, mit der Bändigung durch Macht — also nicht mehr mit dem Winken seiner Augen! — regieren. *Darum* habe er das Staatswesen ins Leben gerufen. Denn da gebe es Strafrecht und Polizei und Obrigkeit, die in Schach halten; da würden die Bösen bestraft und die Guten belohnt, und eine überlegene Gewalt, eben die Staatsgewalt, zwingt auch die Widerspenstigen zur Ordnung. Dies also ist nach Luther das Kennzeichen der neuen, harten Weltordnung, die Ordnung in »Moll«: Der Staat ist eine bleibende Erinnerung an ein Verhängnis, das dem Menschen im Rücken liegt.

Dennoch sei es eine große Gnade, daß die Menschen sich nicht gegenseitig — in einem Krieg aller gegen alle — zerfleischen und auffressen dürften, daß Gott sie vielmehr durch den Druck staatlicher Ordnung bis an seinen »lieben Jüngsten Tag« erhalte und selbst in den Formen des Zwingens seine bewahrende Güte walten lasse.

So versteht Luther die Geschichte mit ihren Ordnungen.

Bis einmal das Abendrot der Welt am Horizont aufleuchtet und der Jüngste Tag hereinbricht, leben wir also in einer babylonischen Welt: Da steht einer gegen den anderen, Interessengruppe gegen Interessengruppe; da ist jeder sich selbst der Nächste; da geht Macht vor Recht; da gibt es Konkurrenz und Verdrängung und das Recht des Stärkeren.

Das ist die höchstrealistische Grundierung, auf die das biblische Geschichtsgemälde aufgetragen ist. Da ist kein Raum für verblasene Utopien und für Fortschrittsträume. Da ist nur noch

das nüchterne Wort von einer Welt, in der wir Angst haben, in der Krieg und Kriegsgeschrei sich austoben, in der die Mächtigen und Satten um ihre Privilegien kämpfen und die anderen an ihren Ketten zerren; denn »Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker« (Jesaja 60, 2).

Es ist ein namenloser Trost, daß die Menschen der Bibel dies alles wissen und daß sie keiner religiösen Versponnenheit verfallen sind, die wir als vielfach gebrannte Kinder ihnen ja ehrlicher Weise gar nicht abnehmen können. Nur deshalb, weil sie einen solch kalten und unbestechlichen Realismus haben, horchen wir auf und können es nun ernst nehmen, daß in dem gleichen Buch auch von einem weihnachtlichen Licht die Rede ist, das mitten in das Dunkel über den Völkern und in die Verzagtheit der Herzen einbricht.

Gewiß: Seit der Mensch sich von Gott losgesagt hat und seit Gott dazu verurteilt wurde, nicht mehr der Maßstab dessen zu sein, was wir in unserer Ehe, in der Erziehung unserer Kinder, in unserem Büro und in unseren Laboratorien treiben, seitdem ist das Unheimliche in der Welt. Die Atheismen und Unmenschlichkeiten sind ja nur einige unter vielen Symptomen dessen, was auch in unserer Welt des Westens auf der Lauer liegt. Das Väterliche und die Geborgenheit sind entwichen.

Sicher stimmt das alles. Wir haben es in unserem Leben — so oder so — wohl ausnahmslos erfahren. Und doch enthält die düstere Moll-Tonart dieser Mitteilungen die tröstliche Botschaft, daß Gott uns nicht fallen läßt und daß er der so auf-sässigen Welt — rätselvoll, jedoch beseligend — die Treue hält.

Wie er das macht und meint, zeigt das eine Wort: »Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden.« Man muß dabei nicht einfach an die Todesstrafe denken. Was der Text meint, sitzt einige Fuß tiefer.

Er meint nämlich dies: Wo der Mensch mit seinem Egoismus, mit seiner Devise »Gewalt geht vor Recht« sich brutal durchsetzt, da mobilisiert Gott seine Ordnungen wider solchen Aufstand, da setzt er die Strafgewalt des Rechts wider die Aufsässigkeit und richtet die Macht des Staates wider die auseinanderstrebenden Einzel- und Gruppenegoismen.

Dieser Text ist so etwas wie ein Training für unser Auge: Wir sollen einen Blick dafür bekommen, wo sich das Wunder der Gnade ereignet; denn dieses Wunder geschieht nicht nur da, wo mich das Wort trifft: »Deine Sünden sind dir vergeben«, oder: »Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim!« Das Wunder *hat* sich längst an uns ausgewirkt, und wir kommen bereits von ihm *her*, wenn uns diese verwandelnden und tröstenden Worte begegnen. Das Wunder hat sich schon dadurch ereignet, daß wir von den Ordnungen Gottes umfassen sind und trotz aller Bedrohung und Fährnis gnädig am Leben erhalten werden. Nur weil wir leben, weil wir ganz einfach *physisch* zum Leben bewahrt sind, haben wir die Chance, auch dessen teilhaftig zu werden, was *mehr* ist als bloßes Leben: Wir können begnadete Menschen werden.

Dieser Text ist so etwas wie der Grundstein jeder christlichen Staatslehre. »Wo ein Staatswesen ist, da geschieht ein Wunder«, sagt wieder Luther; da ist ein Signal, daß Gott der Herr auch in einer gefallenen und abtrünnigen Welt am Werk bleibt und seinen ungetreuen Kindern die Treue hält.

Er bewahrt eben nicht nur unsere Seelen, er schenkt nicht nur den Glauben, den Frieden des Herzens und die Freude der Geborgenheit. Er ist nicht nur unser Stecken und Stab im finsternen Tal und der Tröster in der Qual des Gewissens. *Gott ist auch der Herr der Welt* und läßt seine ewigen Ordnungen über alle Selbstzerfleischung und alle Zerstörungsmächte siegen. Er dirigiert die fiebernde und bedrohte Welt genau an das Ziel, von dem sie selbst keine Ahnung hat: an seinen Thron.

Wir Menschen mögen tun, was wir wollen, Nebukadnezar mag kommen und Dschingis-Khan und Mao Tse-tung: sie alle können Gottes Pläne nicht zerreißen, sondern müssen sie — wider Willen! — vollenden helfen. Auch wenn jetzt der dunkle Moll-Ton da ist: *Was* da gespielt wird, ist immer noch Gottes Symphonie, und sie wird zu Ende gespielt. Die einzelnen Töne mögen denken, sie seien wer weiß was, und mögen sich selbstbewußt ausschwingen wollen. Sie sind doch nur hineinkomponiert in eine Partitur, deren Gott allein mächtig ist und in der alles, vom Himmel aus gehört, sich hineinfügt in die Tonfolgen Gottes, die in seinem Schlußakkord enden. »Die Reiche

dieser Welt sind im Gehen; das Reich Gottes aber ist im Kommen«, hat Blumhardt einmal gesagt.

Deswegen sollten wir auch in der Druckzone der Massenvernichtungsmittel und der wachsenden Tyrannei den langen Atem und die getröstete Ruhe derer haben, die in den Linien jener ewigen Partitur geborgen sind. Denn über allem Streit der Mächte – von dem wir nicht wissen, wie er ausgeht –, über allen Krisen und Bedrohungen unseres persönlichen Lebens schwingt wie eine Glocke ruhevoll und tröstend das Wort: »Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.« Indem die Welt herbstlich zur Ruhe geht und jeden Tag neu der Abendfrieden auf die Erde niedersinkt, sollen wir als ein Blinksignal aus der Ewigkeit die Nachricht empfangen: »Ich gehe inmitten aller Zuckungen und Krämpfe eures Lebens geruhig meinen Gang weiter. Und wie *ich* die Rhythmen der Tages- und Jahreszeiten dirigiere, so umfange ich auch die Inseln und Kontinente, die Menschen des Glaubens und die Atheisten, die Rechtsstaaten und die Tyranneien. Denke doch nicht, daß wirklich jemand imstande wäre, aus meinem Dienst auszubrechen, selbst wenn er sich zehnmal von mir lossagte! Auch in der äußersten Perversion der Obrigkeit wie in der Tyrannei des totalen Staates muß man wider Willen noch einen Rest meiner Ordnung bewahren und bringt es ja gar nicht fertig, meine Welt konsequent zu verteufeln und auseinanderzusprengen. Und ich, der ich der großen Räume mächtig bin, könnte dein kleines Leben nicht mit umfassen, deine Fragen nicht hören, dein Seufzen nicht vernehmen und die Knäuel deiner Not nicht entwirren?«

Nun höre ich aber eine Gegenfrage und einen redlichen Zweifel:

Das klingt alles sehr tröstlich und könnte einen fast hochreißen. Aber sind das alles nicht nur Worte? Wo ist denn überhaupt – das muß nun *noch* einmal gefragt werden – eine eindeutige Spur dessen, der da angeblich alle Wirrnisse der Welt durchwaltet und zu seinen Zielen treibt? Sicher, da steht zwar der monumentale Satz: »Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.« Das alles meint doch: Der ruhige, stabile

Rhythmus des göttlichen Wirkens bleibt mächtig inmitten aller Unruhe und alles Chaos, das die Menschen in die Welt hineinbringen. Als mein Elternhaus im Bombenkrieg verbrannte, sang in einem feuerverdorrtten Baum am Morgen eine Amsel, als ob nichts geschehen wäre. Und manchmal, wenn wir uns in einer schlaflosen Nacht den Kopf zermartern, wie es weitergehen soll, erhebt sich morgens die Sonne — königlich und unberührt von allem Jammer —; und im ewigen Gleichmaß der Dinge, im Wandel von Tag und Nacht, und im Lauf der Gestirne sendet Gott uns seine tröstenden Zeichen: Seht, ich bin am Werk und lasse das Leben weitergehen. Ich ziehe meine Hand nicht ab und halte zu dir und auch zu deinem täglichen Brot und zu dem Lebensraum, den du heute brauchst, und zu den Vögeln, die dir ein Lied singen.

Dennoch muß ich fragen — weil wir ja ehrlich und bei der Wahrheit bleiben wollen —: Ist das alles nicht Romantik? Sind das denn wirklich Signale Gottes? Kann man den Gang der Gestirne und den Wechsel von Tag und Nacht nicht auch ganz anders verstehen, sehr viel trostloser: nämlich als die ewige, seelenlose Umdrehung des Weltenrades, das in sich selbst kreist, »als wenn es etwas wäre«; »ich liebte mir dafür das Ewig-Leere« —? So mag mancher Skeptiker es doch empfinden. (Und diesmal bezieht sich das Faust-Wort nicht — wie früher — auf den Leerlauf menschlicher Existenz, sondern diesmal scheint es den Zyklus der kosmischen Prozesse zu deuten und in seiner Sinnleere aufzuzeigen.) In den indischen Heilslehren taucht solche Trostlosigkeit unter der Vorstellung des Samsara, des großen Weltenrades und der endlosen, seelenlosen Wiederkehr aller Dinge auf.

Wahrscheinlich haben wir das alles schon einmal sehr unmittelbar erfahren: Ich hatte einen schlimmen Tag; vielleicht zerbrach die Gemeinschaft mit dem Menschen, den ich am meisten liebte; vielleicht kam ich vom Besuch aus dem Krankenhaus zurück, in dem der allernächste Mensch qualvoll auf sein Ende wartete; vielleicht war es auch ein Zusammenbruch meiner beruflichen Hoffnungen und meiner materiellen Existenz. Danach blickte ich abends zum Himmel, und die Sterne zogen in ewigem Gleichmaß über das Firmament.

War mir das dann — wir wollten ja ganz ehrlich sein! — eine tröstliche Botschaft aus der Ewigkeit? Oder habe ich nicht viel-

leicht geflucht: Was wißt denn ihr, die ihr ahnungslos, kalt und unberührt eure geometrischen Kurven zieht, was wißt denn ihr von dem, was mich in diesem Augenblick zerreißen will? »Droben überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen« —? Daß ich nicht lache! Herzlose Mathematik ist das, und alles andere ist sentimentaler Schleim. So kann es doch *auch* sein — oder nicht?

Aber gerade dieser Schock, den uns der gestirnte Himmel versetzen kann, ist allem Augenschein zum Trotz ein Wink unseres Vaters: Denn alles, was uns die Menschen der Bibel sagen, die ja mit Gott ihre Erfahrungen gemacht haben, ist dies — wir haben es nun auf die mannigfachste Weise aus unseren Texten erfahren —: »Gottes Wege sind in Flüssen und in großen Wassergüssen, und du spürst nicht seinen Fuß.« Um zu wissen, wo Gott geht und wohin er mit uns will, brauchen wir nicht seine Füße und deren Spuren, sondern müssen wir sein Herz kennen. Wer in dem, was Luther den Spiegel des göttlichen Herzens nennt, wer in der Gestalt Jesu die Gegenwart und den Widerschein des Vaters sieht, für den werden alle Schicksale seines Lebens, werden Traurigkeiten und Aufschwünge, Zufälle und Sinnlosigkeiten zu Exerzitien des Vertrauens.

Wie zum Zeichen dafür, daß Gottes höhere Gedanken uns so von allen Seiten liebend und bergend umfassen, heißt es zum Abschluß der Sintflutgeschichte: »Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde.«

So ist die Weltgeschichte, wie die monumentalen Bilder der Bibel bezeugen, eingefügt und gehalten von dem *einen* Bogen, der über der Katastrophe der Sintflut und dem Ende der Urwelt leuchtet, *und* jenem anderen Regenbogen, den der Seher Johannes um den Thron Gottes gelegt sieht, vor dem die Weltgeschichte einmal enden muß (vgl. Offb. 4, 3). Gewiß, der Weg dieser Geschichte zwischen den beiden Regenbogen ist dunkel. Er führt durch Abgründe hindurch und unter Blitzen hinweg. Aber dieser Weg *beginnt* eben im Namen einer großen Liebe, die unserer ver-rückten Welt die Treue hält, und er *endet* in einer großen Erfüllung, nämlich genau an dem Punkt, an den Gott uns alle bringen will: an dem er die Russen, die Chinesen und die Amerikaner haben will, die Gefangenen in

den Zuchthäusern und das Mütterchen im Altersheim, die Kinder, die uns geboren werden, und die Toten in den fernen Meeren.

Was auch immer geschehe und was uns in seiner Sinnlosigkeit und scheinbaren Tollheit bedrängen mag: Aller menschlichen Optik zum Trotz führt unser Weg doch vom Gnadenbogen am *Anfang* bis zum Triumphbogen am *Ende*. Wir dürfen an des Vaters Herzen ruhen und in seiner gewaltigen Macht geborgen sein.

So will Gott uns immer seinen Gnaden- und Triumphbogen sehen lassen, wenn es uns im Leben sehr schwer ist. Haben wir einmal beobachtet, wie das ist, wenn ein Regenbogen entsteht? Plötzlich bricht die Sonne durch die Wolken in zauberhaftem Glanz, noch während die Elemente sich über uns ergießen und ihre Unruhe erst im Abklingen begriffen ist. Und nun zeigt sich das Wunder: Nie feiert das Licht ein solches Fest der Farben, als wenn es sich so in sein Spektrum zerlegt. Dieses Fest des Leuchtens ereignet sich gerade dann, wenn der Strahl der Sonne, der göttlichen Gnadensonne, mit den tobenden Elementen unserer Erde zusammenstößt.

Wir verstehen, was uns hier in der Verhüllung des Bildes gesagt ist: Gerade in Schmerz und Leid, in den Abgründen und unter den Gewittern will Gott sich verklären und die Fülle seiner Gnade vor uns entfalten.

Ob wir das verstehen? Verstehen wir es nicht gerade dann, wenn wir unser eigenes Leben überblicken? Haben wir je seine tröstende Nähe so deutlich gespürt wie in den Augenblicken, wo wir der schrecklichsten Not preisgegeben waren, wo kein Kellergewölbe uns vor den Einschlägen schützen konnte, wo kein Arzt mehr zu helfen vermochte und kein Mensch mehr ein tröstendes Wort fand?

Der Bogen leuchtet immer am tröstlichsten in den Finsternissen. Gottes Hand ist am liebsten in die Abgründe gereckt. Man muß das alles nur sehen und man muß Gottes Zusage vertrauen wollen.

Auch weiterhin wird es so mit uns sein: Genau im rechten Augenblick wird ein helfendes Wort als sein Bote zur Stelle sein. Gerade dann, wenn ich es brauche, ist es da. Seine Liebe wird uns in einem Menschen grüßen, den er uns unerwarteter-

weise schickt; oder in einem Kinde, das uns zulächelt; oder in einer wunderbaren Bewahrung; oder in einem befreienden Gebet, das er uns gelingen läßt und in dem er väterlich unsere Sorgen entgegennimmt.

Weil wir einen Vater haben, sind wir keine Vabanquespieler; wir sind Leute, die von den Überraschungen und Wundern ihres Gottes leben. Wir sind Leute, die wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, und die also den Mut zum Leben haben dürfen. Über den dunklen Tälern, durch die wir wandern müssen, ragen die Berge, von denen uns Hilfe kommt, und ihre Gipfel sind schon gerötet von dem Schein einer kommenden Herrlichkeit. Kein Blitz darf uns treffen. Es gibt nur noch Wetterleuchten und dunkles Grollen. Die Wege sind bereitet, »da dein Fuß gehen kann«; sie sind von *dem* bereitet, der auch den Wolken und den Stürmen ihre Bahn bezeichnet. Und überall warten die Überraschungen Gottes. Selig sind die Augen, die sehen dürfen, was uns bereitet ist.

Wetter leuchten allerwärts,
schenke uns das feste Herz!
In die Wirrnis dieser Zeit
fahre, Strahl der Ewigkeit!

Veröffentlichungen von Professor D. Dr. Helmut Thielicke D. D.
im Quell-Verlag Stuttgart

Neben dem Taschenbuch die ungekürzte, schön ausgestattete
Original-Ausgabe

Wie die Welt begann

Der Mensch in der Urgeschichte der Bibel

Original-Ausgabe · 336 Seiten · 3. Auflage

Übersetzungen in USA, England, Dänemark, Schweden, Holland

Das Bilderbuch Gottes

Reden über die Gleichnisse Jesu

Original-Ausgabe · 328 Seiten · 4. Auflage

Übersetzungen in USA, England, Japan, Dänemark, Norwegen,
Schweden, Holland

Taschenbuch-Ausgabe · 256 Seiten · 2. Auflage · Gekürzte Fassung

Das Leben kann noch einmal beginnen

Ein Gang durch die Bergpredigt

256 Seiten · 8. Auflage

Übersetzungen in USA, Dänemark, Schweden, Finnland, Holland

Taschenbuch-Ausgabe · 256 Seiten

Das Gebet, das die Welt umspannt

Reden über das Vaterunser

176 Seiten · 11. Auflage

Übersetzungen in USA, England, Japan, Norwegen, Schweden,

Finnland, Holland

Vom geistlichen Reden

Begegnung mit Spurgeon

288 Seiten · 2. Auflage

Übersetzung in USA/England

Gespräche über Himmel und Erde

Begegnungen in Amerika

272 Seiten

Übersetzung in USA/England

J. C. B. Mohr, Tübingen

Theologische Ethik

Band I

Prinzipienlehre · 762 Seiten · 2. Auflage · Übersetzung in USA

Band II, 1

Entfaltung · 1. Teil · Mensch und Welt · 666 Seiten

2. Auflage · Übersetzung in USA

Band II, 2

Entfaltung · 2. Teil · Ethik des Politischen · 810 Seiten

Band III

Entfaltung · 3. Teil · Ethik der Gesellschaft, des Rechtes, der Sexualität und der Kunst · 1004 Seiten

Theologie der Anfechtung

Gesammelte Aufsätze

278 Seiten

R. Piper & Co. Verlag, München

Einführung in die christliche Ethik

268 Seiten · Sammlung Piper

Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen

Der Glaube der Christenheit

Eine Laiendogmatik

486 Seiten · 5. Auflage

Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh

Geschichte und Existenz

Grundlegung einer evangelischen Geschichtstheologie

396 Seiten · 2. Auflage

Offenbarung, Vernunft und Existenz

Studien zur Religionsphilosophie Lessings

173 Seiten · 4. Auflage

Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh

Vom Schiff aus gesehen

Tagebuch einer Ostasienreise

276 Seiten · 3. Auflage

(auch als Taschenbuch-Ausgabe lieferbar)

Übersetzung in USA

Furche-Verlag, Hamburg

Zwischen Gott und Satan

Die Versuchung Jesu und die Versuchlichkeit des Menschen

144 Seiten · 4. Auflage

(auch Taschenbuch-Ausgabe der List-Bücher Nr. 162)

Übersetzung in USA/England

In Amerika ist alles anders

Begegnungen und Beobachtungen

Furche-Bücherei Bd. 137

Brauchen wir Leitbilder?

An die deutsche Jugend

Furche-Bücherei Bd. 200

Das Schweigen Gottes

Fragen von heute an das Evangelium

Stundenbuch 8

Der Einzelne und der Apparat

Die Freiheit des Menschen im technischen Zeitalter

Stundenbuch 34

Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen

An die Deutschen

Rede im Plenarsaal des Deutschen Bundestages am 17. Juni 1962
75. Tausend · Übersetzung in Italien

Von der Freiheit, ein Mensch zu sein

Rede zum 20. Todestag der Geschwister Scholl am 22. Februar 1963
in der Universität München
20. Tausend

Verlag der Universität Hamburg

Was heißt Freiheit?

Rektoratsrede 1960

Helmut Thielicke spricht:

Wie das Böse in die Welt gekommen ist

Die Geschichte vom Sündenfall

Nach einer Ansprache, gehalten in der Michaelis-Kirche in Hamburg
Langspielplatte 25 cm · Deutsche Grammophon-Gesellschaft
Nr. 42011 LPES

An die Deutschen

Rede zum »Tag der Deutschen Einheit«, gehalten am 17. Juni 1962
im Bundeshaus zu Bonn
Langspielplatte 30 cm · Deutsche Grammophon-Gesellschaft
Nr. 44014

